Für Recht und Glauben

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/unterdreikaisern0000vari

Hugo Freiherr von Reischach

UNTER DREI KAISERN

Hugo Freiherr von Reischach

Hugo Freiherr von Reischach
Oberstallmeister, Oberhof- und Hausmarschall

Unter drei Kaisern

Verlag für Kulturpolitik / Berlin

DEM ANDENKEN
DER KAISERIN FRIEDRICH

COPYRIGHT 1925 BY VERLAG FÜR KULTURPOLITIK / BERLIN

Inhalt

Seite

Süddeutsche Kindertage 9
Als Bonner Borusse und Husar 27
Garde du Corps in Potsdam 37
Vortänzer bei Hofe 53
Im Oberhofmarschallamt des alten Kaisers 67
Reisen mit dem alten Kaiser 83
Die alten Majestäten 95
Der Kronprinz Friedrich 105
Die letzten Tage des alten Kaisers 113
Kaiser Friedrich 127
Hofmarschall bei Kaiserin Friedrich 137
Der Tod der Kaiserin Friedrich 201
Kronprinzessin Cäcilie 213
Oberstallmeister bei Kaiser Wilhelm 219
Oberhofmarschall bei Kaiser Wilhelm 265
Konopischt und Krieg 271

Bild-Verzeichnis

HUGO FREIHERR VON REISCHACH (Phot. Ernst Sandau, Hofphotograph, Berlin) Titelbild
KAISERIN VIKTORIA (Phot. Th. Voigt, Bad Homburg). neben Seite 44
KAISER WILHELM I. FÄHRT IN BABELSBERG (Phot. A. Selle, Hofphotograph, Nachf. G. Schatzmann, Potsdam). . . . . neben Seite 90
DER VERFASSER AM HOCHZEITSTAG . . . . . neben Seite 118
BRIEF KAISER FRIEDRICHS (Ernennung des Verfassers zum Hofmarschall) . . . . . neben Seite 126
EIGENHÄNDIGE MITTEILUNG KAISER WILHELMS I. neben Seite 130
Der Kaiser ließ von seinem Jäger oder Kammerdiener selten eine mündliche Bestellung machen; die Nachrichten wurden meist durch eigenhändige Zettel übermittelt, längere mündliche Aufträge wurden handschriftlich bestätigt.
HANDSCHRIFTLICHE BESTÄTIGUNG eines mündlichen Auftrages von Kaiser Wilhelm I. . . . . neben Seite 134
VIERERZUG DES MARSTALLS, gefahren von Rittmeister Prinz Max zu Thurn und Taxis, englische Pferde. (Phot. Franz Kühn, Berlin). neben Seite 218
FREIHERR VON HOLZING-BERSTETT . . . . . neben Seite 224
SECHSSPÄNNER DAUMONT DES MARSTALLS mit zwei Spitzenreitern. (Phot. Franz Kühn, Berlin) . . . . . neben Seite 228
ANKUNFT KÖNIG EDUARD'S VII. in Wilhelmshöhe. (Phot. Franz Kühn, Berlin) . . . . . neben Seite 232
TANDEM DES MARSTALLS, gefahren von Herrn Benno v. Achenbach. (Phot. A. Menzendorf, Berlin) . . . . . neben Seite 238
ANKUNFT DES HERZOGS VON CUMBERLAND in Berlin (Phot. Franz Kühn, Berlin) . . . . . neben Seite 242
SECHSSPÄNNER DES MARSTALLS, Hannövrische Pferde, gef. von Herrn Benno v. Achenbach. (Photo Franz Kühn, Berlin) neben Seite 246
ANKUNFT DER MAJESTÄTEN auf dem Rennplatz Hamburg-Horn, Ungarische Pferde. (Phot. A. Menzendorf, Berlin) . . neben Seite 248
REKRUTENVEREIDIGUNG IN POTSDAM, Kaiser Wilhelm II. auf Herkules, dem ersten vom Verfasser für den Marstall gekauften Pferde. (Phot. A. Selle, Hofphotograph, Nachf. C. Schatzmann, Potsdam). neben Seite 254
ERSTE LIEFERUNG vom Verfasser bei Woltmann bestellter Pferde. (Phot. A. Selle, Hofphotograph, Nachf. C. Schatzmann, Potsdam) neben Seite 258
ZWEI TRAKEHNER HENGSTE des Marstalls, gefahren vom Verfasser (Phot. A. Menzendorf, Berlin) . . . . . neben Seite 262

VORWORT

Von vielen Seiten bin ich in den letzten Jahren wiederholt aufgefordert worden, meine Lebenserinnerungen zu schreiben. Jch habe es immer abgelehnt, unter dem Eindruck der Bücher der Grafen Waldersee, Zedlitz und des Fürsten Eulenburg-Hertefeld. Auch bei der Veröffentlichung der Kiderlenschen Briefe hätte man vorsichtiger sein sollen. Glänzend sind seine politischen Betrachtungen und sie stellen ihn als Staatsmann sehr hoch. Aber viele seiner, wenn auch äußerst humorvollen Bemerkungen und scharfen Urteile über Persönlichkeiten, für die Allgemeinheit gewiß nicht bestimmt, hätte man vermeiden müssen.

Ich will vor allem einiges aus meinem Leben schreiben, um ein richtiges Bild von der Kaiserin Friedrich zu geben. Meiner Ansicht nach ist keine Persönlichkeit der Weltgeschichte so falsch beurteilt worden, wie diese seltene, hochbedeutende Frau. Wenn mir dies gelingen sollte, dann würde ich mir meinen Versuch als Erfolg buchen. Die Aufgabe, die ich mir gestellt, ist nicht leicht, da ich mir niemals irgendeine Aufzeichnung gemacht habe. Und jetzt, mit 70 Jahren, wird es schwer halten, aus dem Gedächtnis das Richtige herauszugreifen. Wenn ich es trotzdem unternehme, so

geschieht es in der Erwägung, viele interessante Erlebnisse in dem Verkehr mit drei Generationen der Fürsten aller Länder, ihrer Staatsmänner und Umgebungen, meiner Familie und meinen Freunden nicht verloren gehen zu lassen. Vieles werde ich leider vergessen, manches falsch beurteilt haben. Ich will aber danach streben, möglichst objektiv zu schreiben. — —

Süddeutsche Kindertage

Am 1. September 1854 wurde ich in der damaligen freien Reichsstadt, dem schönen Frankfurt a. M., geboren. Ich war das zweite von sechs Kindern meiner Eltern, wir waren drei Töchter und drei Söhne. Mein Vater hatte auf der Durchreise durch Frankfurt a. M. seine entfernt mit ihm verwandte Cousine, Bertha Bonn, kennen und lieben gelernt und heiratete dort 1852. Meine beiden Großmütter entstammten der Familie Cotta, die Stuttgarter Großmutter der reichen, die Frankfurter der armen Linie. Die Frankfurter Großmutter war eine sehr schöne, vornehme Dame, die in der damaligen, durch den deutschen Bundestag sehr eleganten Frankfurter Gesellschaft ein großes Haus machte. Mein Vater war vor seiner Verheiratung, der Tradition unserer Familie entsprechend, in die österreichische Armee eingetreten, war Kaiser-Ulan 4 gewesen, hatte den Krieg 1848 in Ungarn und 1849 in Italien unter dem berühmten Feldmarschall Radetzky mitgemacht. Nach der Verheiratung lebten die Eltern in Frankfurt a. M., da mein Vater den Abschied genommen hatte. Meine Mutter hatte von 1853 bis 1859 sechs Kindern das Leben geschenkt. Sie war daher sehr zart, litt stark unter Kopfschmerzen und konnte sich nicht viel um uns sehr ungestüme Kinder kümmern, desto mehr tat dies unser Vater, den wir alle abgöttisch verehrten. Wir wurden für die damalige Zeit in ziemlich großem Luxus aufgezogen, da mein Großvater Reischach nach dem Tode seines Schwiegervaters, des Freiherrn von Cotta, durch seine Frau in den Besitz

der Hälfte der Cotta'schen Verlagsbuchhandlung gelangte, die bis zum Jahre 1868 — in diesem Jahre erlosch das Verlagsrecht von Goethe und Schiller — sehr große Einnahmen brachte. Im Kinderzimmer hatte meine älteste, sehr gescheite und energische Schwester Gabriele die Führung. Wir hatten französische Bonnen und lernten das Französische vor dem Deutschen. Später hatten wir auch Engländerinnen, von denen die Töchter viel profitierten, wir Buben weniger, da wir schon sehr früh in die Schule kamen, ich mit 5½ Jahren. Die ersten beiden Tage begleitete mich auf dem weiten Weg nach der Schule noch der Jäger meines Vaters. Von da an aber mußte ich allein gehen.

Im Elternhause interessierten mich von jung auf die sehr schönen Pferde meines Vaters. Er ritt täglich und fuhr zwei- und vierspännig. Vor unserem Hause lag der Exerzierplatz der Garnison, jeden Tag verfolgte ich mit dem größten Interesse das Exerzieren der österreichischen und preußischen Regimenter. Da mein Vater österreichischer Offizier gewesen, auch die ganzen Frankfurter Familien österreichisch orientiert waren, so hatten auch wir Kinder weitgehende österreichische Sympathien. Die österreichische Uniform gefiel uns viel besser, als die preußische. Auch stand in dem benachbarten Mainz ein österreichisches Regiment, das nach seinem Inhaber „Reischach-Infanterie" hieß. Er hatte sich im italienischen Feldzuge sehr ausgezeichnet. Es sei mir erlaubt, später von ihm zu erzählen, ich habe ihn 1876 in Wien kennen gelernt.

Der schönste Tag meiner ersten Kinderjahre war immer der 18. August. Da stand unmittelbar vor unserem Garten von 5 Uhr

ab eine österreichische Batterie und, wenn der österreichische Gesandte im Bundes-Palais auf seinen Kaiser Franz Joseph das Hoch ausbrachte, wurden 101 Kanonenschüsse gelöst. Vom Palais bis zur Batterie stand eine Postenkette, die das Wort „Feuer" weitergab.

Wir hatten wenig Verkehr mit andern Kindern. Ich entsinne mich aus der allerersten Kindheit nur zweier Freundinnen meiner Schwestern. Die eine war die Tochter des oldenburgischen Gesandten von Eisendecher, die jetzige Gräfin-Witwe Eickstedt-Peterswaldt, Stiefmutter meines lieben Regimentskameraden, des Grafen Eickstedt; die andere war die Tochter des preußischen Gesandten von Usedom, später wegen ihrer Körpergröße „Usekathedrale" genannt. Ich habe sie oft in den Wagner-Opern, mit der Partitur vor sich, in der Loge sitzen sehen.

Das Jahr 1859 brachte den französisch-italienischen Krieg gegen Österreich, dessen Niederlage in ganz Frankfurt große Trauer erregte. In Frankfurt entsinne ich mich auch noch des Fürstenkongresses. Wir sahen manche Auffahrt von Fürstlichkeiten. Auch das große Frankfurter Schützenfest habe ich mitgemacht und erinnere mich besonders an das schöne Feuerwerk, das damals abgebrannt wurde. Täglich durften meine Schwester Gabriele und ich mit den Eltern nachmittags spazieren fahren. Vormittags hatten entsetzlich lange Spaziergänge um die Tore Frankfurts stattzufinden. Im Jahre 1859 gingen wir mit den Stuttgarter Großeltern Reischach und unseren Eltern nach Ostende. Es ist mir noch deutlich im Gedächtnis geblieben, den großen Kometen des Jahres beobachtet zu haben. Nach dem Aufenthalt in Ostende

waren wir noch bis spät in den Winter in Brüssel, wo mein Vater auf der Heimreise schwer erkrankt war. Im Jahre 1861 sah ich zum ersten Male den König Wilhelm I. von Preußen, als der hohe Herr in Frankfurt a. M. von einem Bahnhof zu dem daneben-liegenden ging. Damals gab es in Frankfurt noch keinen Zentral-bahnhof. Es war das erstemal, daß ich einen König in aller-nächster Nähe sah und diese Begegnung machte lange Eindruck auf mich.

Im Jahre 1862 starb meine Stuttgarter Großmutter, und es er-ging von seiten meines Großvaters die Aufforderung an meinen Vater, nach Stuttgart zu kommen, um mit seinem Vetter, dem Freiherrn Carl von Cotta, die Leitung der Cotta'schen Verlagsbuch-handlung zu übernehmen, da die Hälfte derselben unserer Familie gehörte. Mein Vater, aber ganz besonders meine Mutter, verließen Frankfurt nur ungern. Wir hatten in Frankfurt ein schönes, ge-räumiges Haus mit großem Garten am sogenannten Grimmbrunnen. Meine Mutter trennte sich sehr ungern von ihren Eltern, auch kam den Meinigen Stuttgart gegen das Großstadtleben in Frankfurt wohl sehr kleinstädtisch vor. Wir Kinder freuten uns auf den Wechsel und waren angenehm berührt, in den verwandten Fami-lien Podewils, Gemmingen, Ow, Weiler und Neubronner viele nette Cousinen und Vettern kennen zu lernen. Auch mieteten meine Eltern in dem Hoftheater das ganze Jahr hindurch eine Loge, welche wir ältesten Kinder vom zwölften Jahre ab oft besuchen durften. Ich selbst kam auf das Gymnasium, an welchem ich die zehn Klassen durchmachte und 1873 das Abiturientenexamen im Herbste bestand. Die schwäbische breite Sprache, die Lehrer mit

ihrer schwerfälligen Ausdrucksweise, die in den unteren Klassen noch mit dem Rohrstock regieren durften und uns für jedes Vergehen sogenannte „Tatzen" auf die innere Handfläche schlugen, machten einen komischen Eindruck auf mich. Das Lehrerpersonal war meist demokratisch gesinnt, auf den Adel nicht gut zu sprechen und wir drei Vettern, Podewils, Weiler und ich, — die übrigen 27 Schüler waren bürgerlich, — bekamen viel Unangenehmes über den Adel zu hören. Ich kann ja auch nicht sagen, daß wir besonders fleißig waren. Im ganzen habe ich mich aber bald eingewöhnt und in meiner Schulzeit doch noch einige Prämien erhalten. Die ersten drei Schüler jeder Klasse erhielten solche alljährlich — silberne Medaillen: auf der einen Seite war eine Biene, auf der andern Seite stand, „summa cum laude".

Da ich also in der Folgezeit leidlich lernte, erlaubte mir mein Vater sehr oft den Theaterbesuch, wobei mich der Landsmann Schiller am meisten anzog. Die Wallenstein-Trilogie war ein Genuß für mich. An Opern bevorzugte ich die italienische Musik. Meine Schwester Gabriele, welche ein hübsche Stimme hatte, sang mir zu Hause häufig meine Lieblingsmelodien. Sie war eine Schülerin von Stockhausen, mit den Eltern aber auch einmal einen Winter zur Ausbildung bei dem berühmten Lamperti in Mailand. Auch später hat sie immer sehr fleißig ihre Stimme nachgebildet. Früh fing ich auch an, mich für das schöne Geschlecht zu interessieren. Alle Cousinen und Freundinnen der Schwestern, die hübsch waren, erregten meine Bewunderung und wurden angeschwärmt. Vom sechsten Jahre an hatte ich auch schon reiten und schwimmen gelernt. Nach einigen Jahren durfte ich, neben dem

Vater sitzend, zwei- und sogar vierspännig fahren, so daß ich mit 14 Jahren schon ein ganz ordentlicher Jucker-Kutscher genannt werden konnte. Auch das Tanzen wurde früh erlernt, so daß ich im Winter 1870, als die Siegesnachrichten aus dem glorreichen Feldzug nach Hause kamen und die Jugend tanzen wollte und Bälle gegeben wurden, aber die jungen Offiziere im Felde waren, aushelfen durfte und im Frack schon mit 16 Jahren die Bälle besuchte. Im Jahre 1872 wurde ich, da ich nun einmal auf den Listen stand, weiter eingeladen, so daß ich 1873, als ich die Universität Bonn bezog, schon ein flotter Tänzer war und 1874 dem Korpsball vortanzte. Ich hatte mir das Vortanzen von dem Stuttgarter Vortänzer, einem österreichischen Gesandtschaftssekretär, Baron Eisenstein, abgesehen. Er führte die Bälle mit großem Entrain, war im Winter 1870/71 Vortänzer geworden, da wie gesagt die Offiziere im Felde waren, und blieb es dann noch mehrere Jahre auch nach dem Kriege. Auf den Hofbällen tanzte natürlich ein Offizier vor.

In Stuttgart machten die Eltern ein ziemlich großes Haus, da meine Schwester Gabriele schon sehr jung in die Welt geführt wurde. Auch hatte mein Vater für alle Autoren, welche bei Cotta verlegten und nach Stuttgart kamen, einen Freitisch, und da wir ältesten Kinder mitessen durften, so lernten wir manche interessante Persönlichkeit kennen und haben durch aufmerksames Zuhören bei den Gesprächen der bedeutenden Männer sicherlich unseren Horizont erweitert. Es waren viele alte Achtundvierziger darunter und, was man da zu hören bekam, besonders vor dem Kriege 1870, stand wohl etwas im Gegensatz zu unseren späteren

Unterhaltungen am Offizierstisch bei dem Regiment der Gardes du Corps. Aber interessant war es sehr, die Männer zu beobachten. Wallesrode, Pfau, Moritz Hartmann, Gregorovius, der große Römer, Liszt, Berthold Auerbach, Döllinger, Heinrich Laube, Dingelstedt, J. G. Fischer waren oft Gäste meiner Eltern. Und wie viele werde ich vergessen haben. Am meisten interessierte mich Berthold Auerbach, hauptsächlich wegen seiner Neigung zu einer gewissen Eitelkeit. Meinen Vater nannte er immer:

„Mein goethereifer Brotherr." —

Das Lob und die Bewunderung der Erwachsenen genügten ihm aber nicht, auch das Lob der Kinder wollte er noch. Er hatte mit seinen reizenden Dorfgeschichten Schluß gemacht und, ich glaube es war 1868, einen Roman „Auf der Höh" geschrieben. Er bat meinen Vater, mir diesen Roman zum Lesen zu geben, ich sollte denselben dann besprechen. Als meine Kritik aber ablehnend war und darin gipfelte: „Meister bleib bei deinem Leisten und schreibe weiter solch reizende Dorfgeschichten", war er schwer verletzt. Ich habe ihn dann in Berlin auf einem Hofball wieder gesehen. Er war Vorleser der Kaiserin Augusta geworden und redete mich an, als ich im weißen Saal mit einigen Regimentskameraden in der Tanzpause zusammenstand. Als er sich entfernt hatte, frugen mich die Kameraden: „Wer war denn diese obskure Erscheinung, welche dich du nannte?"

Statt zu antworten: „das war der berühmte Berthold Auerbach, auf den wir Schwaben sehr stolz sein können", habe ich ihn verleugnet und erwiderte: „Er muß mich verwechselt haben." In meinem späteren Leben habe ich mich dieser Antwort immer geschämt und

sie bereut. Aber wer die damalige Zeit kennt, wird eine kleine, freilich sehr kleine Entschuldigung für mich finden; denn ich hatte wirklich Angst, es könnte bei dieser Gelegenheit herauskommen, daß ich ein Buchhändlersohn sei. Die Kameraden hätten doch sicher geglaubt, mein Vater habe hinter dem Ladentisch gestanden, sie hatten von der Weltstellung der Cotta'schen Verlagsbuchhandlung keine Ahnung. Haben doch selbst Könige es sich zur Ehre angerechnet, in das Feuilleton der „Allgemeinen Augsburger Zeitung" zu schreiben, welche zum Cotta-Verlag gehörte. Später habe ich immer mit Stolz von meiner Cotta-Abstammung gesprochen, aber das schlechte Gewissen Auerbach gegenüber ist mir geblieben.

Als wir nach Stuttgart zogen, regierte in Schwaben König Wilhelm I., der ein tüchtiger deutscher Fürst gewesen sein soll und in den Freiheitskriegen die württembergischen Truppen geführt hatte. Er war im ganzen Volke sehr beliebt. Ich habe ihn nie gesehen, mit um so größerem Interesse aber die Leichenfeier beobachtet. Solche Dinge, wie alle Darbietungen des Hofes, interessierten mich sehr und ich bekam immer Gelegenheit, alles zu sehen, da mein Großvater Kammerherr und ein Onkel meines Vaters Generaladjutant des Königs waren. — Eine althergebrachte Hofsitte, die mir in Erinnerung geblieben, möchte ich noch erwähnen, daß nämlich der König zur Kammereröffnung sich zu Pferde begab. So etwas versäumte ich nie. Dieselbe Sitte habe ich als Erwachsener in Brüssel beobachtet. -- Dem König Wilhelm folgte in der Regierung sein Sohn Karl, der Gemahl der stolzen, schönen, vornehm aussehenden Königin Olga, der Tochter des

russischen Kaisers Nikolaus. Ich habe den König nur wenig gekannt; er soll ein kluger Mann gewesen sein, aber sehr weltfremd, nicht populär, da er viel außer Landes, im Winter meist an der Riviera lebte.

Das Jahr 1866 brachte den österreichisch-preußischen Krieg. Unsere Schwaben fochten an Österreichs Seite und wurden bei Tauberbischofsheim von den Preußen schwer geschlagen. Ich entsinne mich noch eines Ausspruches meines Vaters vor der Kriegserklärung: „Das arme Österreich, es wird erliegen —."

Nun kam der Norddeutsche Bund unter Preußens Führung zustande. Eine möglichst enge Militärkonvention wurde geschlossen, preußische Offiziere wurden in das württembergische Kontingent kommandiert, alles wurde preußisch eingerichtet, preußisches Pflichtgefühl und preußischer Drill wurden Trumpf. Ach Gott, was wurde in den Zeiten geschimpft! Es werden ja auch manche Fehler von seiten der Kommandierten gemacht worden sein, aber der Erfolg blieb nicht aus. Im Jahre 1870 schlug sich die württembergische Division unter dem preußischen General von Obernitz glänzend, und General Ludendorff sagt in seinem Buch über den Weltkrieg: „Jedes Kontingent hatte gute und weniger gute Divisionen, nur Württemberg machte eine Ausnahme, sie waren alle gut." Die Schwaben sind eben ein ganz reiner Volksstamm und haben in den alten Zeiten mit Recht stets die Reichsfahne getragen.

In der Zeit von 1866 bis 1870 kam ich jedes Jahr nach Frankfurt zu meiner Großmutter. Was bekam man da alles über Preußen zu hören: meine Großmutter wollte zehn Meilen auf den

Knien rutschen, um Bismarck hängen zu sehen. Meine Mutter verlangte flehentlich von meinem Vater, er solle uns Söhne nach Österreich auswandern lassen, damit wir nicht unter der preußischen Fuchtel dienen müßten. Der weitsehende Vater lehnte ab mit den Worten:

„Ich kann meine Kinder nicht einem Staate anvertrauen, dem ich keine Weltstellung mehr zumessen kann."

Erst das Jahr 1870 brachte in seinem Verlauf die Einigung. So ganz preußisch sind manche nie geworden; gewiß nicht meine Großmutter und Mutter, wenn die Mutter auch nichts mehr gegen Preußen sagte. Am liebsten sprach sie sich mit ihrem Bruder aus, der österreichischer Offizier war. Er war im Jahre 1866 Generalstabsoffizier bei Benedek gewesen. Zuletzt war er Divisionär in Krakau. Oft hat er mir von Benedek erzählt und er war voller Bewunderung für diesen vornehmen Schweiger nach seiner Niederlage, an der nach meines Onkels Ansicht ganz andere Leute schuld waren, als er selbst. Ehe mein Onkel eine Brigade und Division befehligte, war er Ende der 70er und Anfang der 80er Jahre österreichischer Militär-Attaché in Paris, wo ich ihn mehrfach besuchte. Bei dieser Gelegenheit brachte er mich in einige Salons und verschaffte mir auch eine Einladung zu einer Gesellschaft bei dem damaligen Präsidenten der Republik, dem Marschall Mac Mahon, die im Versailler Schloß während der Weltausstellung stattfand. Auch nahm er mich viel in die reizenden Pariser Theater mit.

Im Jahre 1867 fand zwischen dem württembergischen Königspaare und den französischen Majestäten eine kurze Entrevue auf

dem Stuttgarter Bahnhof statt. Ich hatte es möglich gemacht, mich in die Halle zu schmuggeln und konnte Kaiser Napoleon III. und die Kaiserin Eugenie in nächster Nähe sehen. Er schwebt mir noch heute als ein nicht zu großer, behäbiger Herr vor: die Kaiserin neben ihm eine auffallend schöne, lebhafte, elegante Erscheinung. Im Jahre 1868 sah ich auch Kaiser Alexander II. von Rußland in Stuttgart ankommen.

Als der Krieg 1870 ausbrach, war ich 15 Jahre alt und beschwor meinen Vater, mich in ein württembergisches Reiterregiment eintreten zu lassen, um den Krieg mitzumachen. Ich war schon recht groß und gesund, mein Vater gab daher seine Einwilligung. Meine Mutter hatte aber so lange dagegen gesprochen, bis mein Vater sie wieder zurückzog. Sie meinte, es sei bei mir auch nicht bloß Patriotismus, vor allem wolle ich um die letzten drei Schuljahre herumkommen. Natürlich hat das auch mitgesprochen. Jedenfalls war dies aber meine erste große Enttäuschung; denn die Liebe zum Militär lag mir doch im Blut. Gegen Frankreich in den Krieg zu ziehen, erschien mir herrlich.

In den letzten Jahren vor meinem Abiturientenexamen hat mein Vater viel über meine Zukunft mit mir gesprochen. Er drang in mich, zu studieren, um dereinst — wie er — die Leitung der Cotta'schen Verlagsbuchhandlung zu übernehmen. Große pekuniäre und Familieninteressen ständen auf dem Spiele. Ich möchte keinesfalls den Offiziersberuf wählen und ihm wenigstens die Liebe antun, nicht sofort als Avantageur einzutreten, sondern erst mein Jahr abzudienen und mir die Sache anzusehen. Jedenfalls war er der Ansicht, daß ich in Preußen eintreten sollte, wenn ich

durchaus Soldat werden wolle. Es wurde nun beschlossen, ich solle in Bonn studieren, bei den Königshusaren einjährig dienen und dann weiter sehen.

Mein Vater war ein kluger Mann. Er sprach mit uns Kindern über alles, gab uns, als wir noch ganz jung, Anweisungen für das Leben. Dabei pflegte er immer zu sagen:

„Freilich hilft alles Ermahnen nichts; denn jeder Mensch ist der erste und muß seine Erfahrungen selbst sammeln."

Wir Buben mußten schon ganz früh Säbel schlagen und mit der Pistole schießen. Er meinte, bei der Heftigkeit in unserer Familie müsse man für alle Duell-Eventualitäten gut vorbereitet sein. Er sagte immer:

„Laßt euch nichts gefallen, denkt immer an eure Familie und eure Ehre. Wenn ihr im Recht seid, geht mit gutem Gewissen in den Zweikampf, im Unrecht ist jede Entschuldigung geboten." Er war trotz seiner österreichischen Offizierslaufbahn ein großer Bewunderer Preußens und seines Königs geworden. Und als die ersten großen Siege gegen Frankreich erfochten waren, ließ er schon früh in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" Artikel erscheinen, welche die deutsche Kaiserkrone unter dem Hohenzollernhaus forderten. Er gab immer Anweisungen an mich, wie man sich in allen Lebenslagen zu benehmen hätte. Auch warnte er mich sehr vor dem Spiel, das uns im Blute läge und seit Jahrhunderten viel Unglück über die Familie gebracht habe. „Ich kann dir nicht," erklärte er, „dein Wort abnehmen, nicht zu spielen. Das ist ein Unsinn. Aber du kannst mir dein Wort geben, nie etwas zu sagen, wenn du im Spiel betrogen wirst.

Denn dies wird oft vorkommen. Und da du nicht dumm bist, wirst du es merken. Aber jedes Duell wegen einer Spielaffäre ist sehr unangenehm. Es bleibt einem immer etwas anhängen, wenn man auch noch so im Recht ist. Es ist sehr schwer, jemand das Falschspielen nachzuweisen. Auch sind Falschspieler meist gute Pistolenschützen und sofort mit einer Forderung zur Hand."

Den Rat meines Vaters, gegen Falschspieler nicht aufzutreten, habe ich gewissenhaft befolgt. Beobachtet habe ich manche von ihnen des öfteren und sie dann gemieden. Ob ich immer nach allen guten Lehren meines Vaters gehandelt, mag dahingestellt bleiben.

Im Jahre 1864 hatten unsere Eltern mit uns Kindern eine Reise nach der Schweiz gemacht, die uns nach Zürich, Luzern und auf den Rigi führte. 1869 und 1871 waren wir in Karlsbad. Dort lernte ich Herrn Edgard von Wedel kennen, meinen späteren langjährigen Freund und Kollegen bei der Kaiserin Friedrich. Er hatte die Attacke der ersten Gardedragoner bei Mars-la-Tour mitgeritten. Den Verlauf mußte er mir des öfteren erzählen. Meine Passion für den Militärdienst war durch den Krieg 1870 noch erheblich gestiegen.

Im Jahre 1870 durfte ich meine Großmutter Bonn nach Ragaz begleiten. Ich bestieg vom 17. zum 18. August mit einem jungen Schweizer den Gletscher Czesa Plana, für uns junge Leute ohne Training eine recht anstrengende Tour. Als wir bei Sonnenaufgang auf der Gletscherhöhe nach Frankreich hinübersahen, meinte der französisch-orientierte Schweizer:

„Jetzt wird die deutsche Armee vor Metz geschlagen."

„Umgekehrt wird es der Fall sein," war meine Antwort.

Als wir spätabends todmüde, mit blutunterlaufenen Füßen wieder in Ragaz anlangten, war die Nachricht von Mars-la-Tour schon bekannt. Meine Passion für Touren in die Hochalpen war aber gründlich kuriert. Die Anstrengung war eben doch eine zu große gewesen.

1872 gingen wir mit den Eltern nach Ostende, wo täglich Seebäder genommen wurden. Eines Tages war meiner Schwester Gabriele das Netz aufgegangen und ihre ganzen Haare waren durch das salzige Seewasser naß geworden. Sie ging also mit offenen Haaren nach dem Hotel zurück. Da ihre Haare weit unter die Knie reichten und wie ein Mantel aussahen, so erregte sie viel Aufsehen, und eine Französin sagte laut hinter uns: „Es ist eine Unverschämtheit, sich soviel falsche Haare anzuhängen." —

Im Juli 1873 reisten mein Vetter Podewils und ich nach Bonn, um uns beim Königs-Husarenregiment für den 1. Oktober als Einjährig-Freiwillige zu melden und auf Tauglichkeit untersuchen zu lassen. Wir wurden für gesund befunden und angenommen. Von Mainz bis Bonn waren wir mit dem Dampfschiff gefahren, die herrliche Rheinfahrt sehr genießend. Bonn gefiel uns ungemein, vor allem die Husarenoffiziere in den bunten, schönen Uniformen. So etwas kannte man bei uns in Württemberg kaum. Auf der Rückreise besuchten wir meine Großmutter Bonn in Ems, welche mit meiner ältesten Schwester dort zur Kur weilte. Wir konnten kaum erwarten, das Abiturientenexamen hinter uns zu haben, um dann am 1. Oktober Soldat zu werden. Da mein Vetter Podewils auf Wunsch seines Vormundes aber noch ein Jahr in

der Heimat bleiben mußte, trat ich Ende September allein meine Reise nach Bonn an, was meine Freude sehr trübte, erstens weil ich ohne ihn reisen sollte — wir waren zehn Jahre unzertrennlich gewesen, hatten alle Jugendstreiche gemeinsam verübt — und zweitens, weil ich nun allein, ohne einen Bekannten, in ganz fremde Verhältnisse kommen sollte.

Als Bonner Borusse und Husar

Ich fand rasch Anschluß an das Korps Borussia, dessen Band ich nun über 50 Jahre trage und welches mir vor 30 Jahren die Ehrenmitgliedschaft verlieh. Viel treue, liebe Freunde habe ich im Korps gefunden. Das Korpsleben ist doch eine herrliche Sache. Enges Zusammenhalten für das ganze Leben, Tapferkeit, gute Formen, Achtung vor dem Alter, Liebe zum Vaterland und zum Herrscherhause werden gelehrt und gepflegt. Ich fühlte mich die erste Zeit freilich recht unglücklich. Wir waren im ganzen 16 Aktive. Die andern kannten sich alle schon, waren entweder in Liegnitz, Roßleben oder Brandenburg zusammen auf Schulen gewesen. Die norddeutsche Art des Neckens ging mir auf die Nerven. Ich kannte dies nicht, nahm alles übel, wollte öfters meine Korpsbrüder fordern, wurde dann vor den „C. C." zitiert und vermahnt. Ich war gerade 19 Jahre alt geworden, als ich eintrat, und wog nur 118 Pfund. Das lange Sitzen auf Kneipe, das viele Biertrinken, das mir fürchterlich war, dann morgens mit dem dicken Kopf in den Stall und Pferde putzen, kühlten meine Korpspassion und Militärfreudigkeit etwas ab.

Als ich Weihnachten nach Hause kam, sagte ich zu meinem Vater, mit welchem ich alles besprechen konnte:

„Wenn ich nur auf gute Weise aus dem Korps wieder heraus wäre."

Mit der Zeit wurde es aber besser. Der Stalldienst hörte auf,

ich ritt sogar im Frühjahr in einer Remonteabteilung mit, wurde vom Herrn Kommandeur belobt und fand endlich auch heraus, daß meine Korpsbrüder alles reizende, vornehme Menschen waren. Als ich nun gar Korpsbursche wurde und nunmehr zu denen gehörte, welche etwas zu sagen hatten, fand ich mein Dasein ganz köstlich. Im Frühjahr begann das Eskadronexerzieren. Es folgte der Felddienst, das war alles nach meinem Geschmack. Im Offizierskorps übertraten. Vom Frühjahr an hatte meine Stimmung sehr verwöhnt, da man gerne sah, wenn die Preußen in das Offizierskorps übertraten. Vom Frühjahr an hatte meine Stimmung vollkommen umgeschlagen. Ich war begeisterter Preuße und Soldat. Eigentlich gefiel mir jetzt alles. Die Strammheit im Dienst, die Achtung vor dem Königshause, die guten Manieren der Offiziere und jungen Leute, das Halten auf Tradition.

An Pfingsten sollte die Konfirmation meines jüngsten Bruders Hans stattfinden, und zwar in Dresden, wo er im Kadettenkorps war. Meine Eltern mit meiner Schwester Gabriele waren von Stuttgart aus hingereist. Auch ich erbat dazu einen achttägigen Urlaub und teilte den Eltern mein Kommen nach Dresden mit. Als ich aber durch Kösen fuhr und den ganzen Ort beflaggt fand, stellte ich fest, daß der Kösener S.-C. dort tage. Ich stieg schnell entschlossen aus, eine Korpsmütze und Band hatte ich in der Reisetasche, ich wollte mir einige Stunden dieses Studententreiben ansehen. Mein Koffer erreichte fahrplanmäßig Dresden. Die Eltern und Geschwister waren auf dem Bahnhof, erkannten den Koffer und waren in großer Sorge um mich und telegraphierten überall hin, wo ich sei. Mir gefiel es so ausgezeichnet in Kösen, daß ich

auch noch einer Einladung des befreundeten Korps Misnia nach Leipzig folgte, zwei Tage dort blieb und mir in meiner Sorglosigkeit keine Gedanken machte, daß die Eltern sich aufregen könnten. Nach zwei Tagen kam ich endlich in Dresden an, wo nun große Freude über den wiedergefundenen Sohn herrschte. Damals lernte ich den ältesten Sohn des Fürsten Bismarck, meinen Korpsbruder, den Grafen Herbert kennen. Er war Sekretär bei der preußischen Gesandtschaft in Dresden. Er machte meiner Schwester sehr den Hof und wollte sie heiraten. Fürst Bismarck widersetzte sich dieser Verbindung mit der Motivierung, keine süddeutsche Schwiegertochter zu wünschen. Graf Herbert und meine Schwester sind bis zu seinem Tode gute Freunde geblieben und standen stets in regem Briefwechsel. Und mir ist er sein ganzes Leben ein großer Gönner gewesen, hat mir nach meiner Versetzung in die Garde in jeder Beziehung in Berlin geholfen, mich in das Haus seines Vaters eingeführt und zu all seinen Festen eingeladen. Es war damals eine große Empfehlung in Berlin, vom Grafen Herbert protegiert zu werden.

Von Dresden kehrte ich nach Bonn zurück. Im Sommer machten wir vielfach Ausflüge in die schöne Umgegend Bonns. Im August hatten wir Regimentsexerzieren, dann Brigadeexerieren mit den 8. Kürassieren in der Nähe von Stammheim. Ich wurde in das Fürstenbergsche Schloß einquartiert. Ich glaube, wir lagen dort mindestens 14 Offiziere und Einjährige, herrlich aufgenommen, abends immer großes Diner mit köstlichem Rheinwein und großen echten Zigarren, wovon die Hausfrau, eine Österreicherin, geb. Gräfin Auersperg, jeden Abend eine rauchte. Dies

sah ich zum erstenmal von einer Dame und es imponierte mir sehr. Vor dem Ausrücken bekamen wir immer ein reichliches warmes Frühstück, ein kaltes Rebhuhn und eine halbe Flasche Rotwein in die Packtasche, was bei den andern Korpsbrüdern, welche in schlechten Quartieren in den umliegenden Dörfern lagen, großen Neid erregte. Von Stammheim aus begannen die Divisions- und Korpsmanöver, die sich bei entsetzlichem Wetter in die Eifel zogen. Meistens mußten wir biwakieren und die Offiziere erzählten, das Regiment habe in diesem Manöver durch Ungunst der Witterung und steiniges, teilweise mooriges Gelände mehr gelitten, als bei der Belagerung von Metz. Jedenfalls verloren wir mehrere Pferde. Damals wurde noch nicht in Feldküchen gekocht, sondern jeder Husar mußte in seinem Kochgeschirr abkochen, was bei dem ewigen Regen ganz unmöglich war, so daß man tagelang so gut wie nichts zu essen hatte. Die Eifeldörfer waren damals so arm, daß es nur wenig zu kaufen gab, und ich weiß noch, wie selig wir waren, einen Sonntag nach Trier fahren zu dürfen, wo wir ein gutes Diner einnahmen. An einem Tage war ich sehr stolz, weil ich zum kommandierenden General von Goeben, dem berühmten Mann aus dem Kriege 1870, als Ordonnanz kommandiert war. Er trug Brillen und sah wie ein Professor aus, soll aber interessante Manöver angelegt und glänzende Kritiken gehalten haben. Davon bekam die Husarenordonnanz aber nichts zu hören. Endlich war das Manöver glücklich überstanden. In der Garnison fand Examen zum Reserveoffizier statt, das wir neun Korpsbrüder, die gleichzeitig einjährig dienten, gut bestanden. Am 29. September wurden wir zu Unteroffizieren be-

fördert und hatten die Freude, noch zwei Tage mit den Tressen durch die Stadt gehen zu können.

Ich kam nun nach Stuttgart auf Herbstferien, mein Vater erlaubte mir, mit meinem Onkel Daniel, dem Bruder meiner Mutter, der damals Generalstabsmajor in Österreich war, eine Reise nach Italien zu machen, die uns über Verona, Venedig, Mailand, Florenz, Rom nach Neapel führte. Auch den Vesuv bestiegen wir. In Verona, Venedig und Mailand hatte mein Onkel in Garnison gestanden, als diese Orte noch österreichisch waren. Er konnte mir alles zeigen und wir reisten sehr angenehm, da er geläufig italienisch sprach. In Florenz entsinne ich mich, mehrfach König Viktor Emanuel auf dem Korso gesehen zu haben und einen Engländer, der seine mit 16 Pferden bespannte Coach fuhr.

Zurückgekehrt nach Bonn, wollte ich noch das Wintersemester aktiv bleiben, dann im Frühjahr meine Übung zum Reserveoffizier machen und nach Erreichung dieser Charge zum aktiven Regiment übertreten. Das Wintersemester 1874/75 verlief sehr lustig, wir gingen in Bonn und Umgegend viel in die Welt, machten, wie im vergangenen Jahre, den Kölner Karneval mit. Ich war zu einem Kartellbesuch in Heidelberg bei den Saxo-Borussen und in Göttingen bei den Sachsen. Im Februar hatten wir mit dem Berliner S. C. p. p. suite gefochten. Ich sah zum erstenmal die deutsche Reichshauptstadt. Der Berliner S. C. benahm sich bei diesen Mensuren nach unserer Ansicht nicht korrekt. Die Bonner Vertreter waren empört. Und als die Mensuren vorüber, unsere Leute alle abgeführt waren, oder hatten suspendieren müssen, war ich von allen allein übrig geblieben. Ich ließ mich nunmehr dem ersten

Chargierten des präsidierenden Korps vorstellen und stürzte im Namen des Bonner S.C., „genötigt durch die heutigen Vorgänge", den Berliner S. C. in eine erneute p. p. suite von 18 Partien. Auf seine Frage, wo denn der Bonner S. C. sei, erwiderte ich: „Der Bonner S. C. bin ich." Ich fuhr sofort abends nach Bonn, bat telegraphisch um eine A. O. S. C. und trug die Angelegenheit mit der Bitte vor, mein Verhalten gutzuheißen, was einstimmig geschah. Ich empfahl aber, die nächste Partie Mittelort zu fechten nach den schlechten Erfahrungen in Berlin. Das wurde dann auch durchgesetzt.

Nach Schluß des Semesters ging ich zu den Eltern nach Stuttgart. Mein Vater gab -- freilich sehr traurig — seine Einwilligung zum Eintritt in die aktive Armee. Er begründete sein Abraten damit, mir stünde, wenn ich meine Studien gut beendet, im Auslande mich umgesehen und mich buchhändlerisch dort ausgebildet hätte, als zukünftigem Leiter der Cotta'schen Verlagsbuchhandlung eine große Zukunft bevor. Er begreife meine Begeisterung für das Militär, sei er doch auch mit Passion Soldat gewesen. Aber der jugendliche Enthusiasmus verfliege leicht im Kommißdienst und nur wenig Auserwählten sei eine große Karriere bestimmt. In dieser Ferienzeit starb in Stuttgart ein Onkel meines Vaters, Leo Reischach. Dessen älteste Tochter hatte einen preußischen Offizier im Regiment der Gardes du Corps, einen Herrn von Mutius, geheiratet. Sie war bei Kriegsausbruch 1870 gestorben. Zu der Beisetzung seines Schwiegervaters, welche auf dem Familiengut Nußdorf stattfand, war Herr von Mutius gekommen und frug meinen Vater, was ich werden wolle. Auf die Antwort,

daß ich aktiver Offizier bei den Königshusaren in Bonn würde, meinte Herr von Mutius, ich müsse in das Regiment der Gardes du Corps. Da ich dort niemanden kannte, mich aber bei den Husaren sehr glücklich fühlte, so bat ich meinen Vater, Herrn von Mutius eine Absage zu geben, was er auch tat. Ich fuhr nun zu der Dienstleistung nach Bonn, blieb im Korps noch aktiv, da es an Burschen mangelte. Nach drei Wochen pflegt man bei der Reserveübung zum Vizewachtmeister befördert zu werden. Als 20 Tage vorbei waren, stand zu meinem größten Schrecken und Erstaunen im Regimentsbefehl: „Der Unteroffizier der Reserve, Freiherr von Reischach, hat sich zur weiteren Ableistung seiner Reserveübung bei dem Regiment der Gardes du Corps in Potsdam zu melden." Ich meldete mich bei meinem Rittmeister und dem Herrn Kommandeur, dem Prinzen Heinrich XIII. Reuß ab.

Der Prinz sagte mir: „Hinter meinem Rücken, ohne nur ein Wort zu sagen, nachdem Sie sich hier verpflichtet, haben Sie sich mit einem andern Regiment in Verbindung gesetzt."

Als ich ihm die Angelegenheit auseinandersetzen wollte, sagte Durchlaucht bloß: „Ich danke sehr."

Garde du Corps in Potsdam

Ich fuhr in unglücklicher, trüber Stimmung nach Potsdam und meldete mich dort bei dem Kommandeur, dem Obersten Grafen Lynar. Die beiden Regimenter waren sich im unklaren, ob ich als kommandiert, oder als überwiesen zu betrachten sei und stritten über diesen Punkt. Ich kam zu der 4. Kompanie, 2. Eskadron, Major von Alvensleben und ritt als schließender Unteroffizier beim Exerzieren in Husarenuniform. Der Kommandeur hatte mich bei der Meldung gefragt, ob ich Vizewachtmeister sei. Auf meine Verneinung meinte er:

„Es wird mir eine Freude sein, meinem Freund Reuß seine Unteroffiziere zu befördern."

Acht Tage darauf wurde er à la suite der Armee gestellt und wir blieben vier Wochen ohne Kommandeur. Graf Schlieffen führte das Regiment. Um den neuen Junker kümmerte sich eigentlich niemand, und ich fühlte mich tief unglücklich. An dem Tage meines Eintreffens war gerade Liebesmahl beim Regiment. Der Major von Mutius hatte mich als Nachbar zu sich genommen. Sehr bald bei Tisch rief der jüngste Offizier des Regiments: „Junker prost". Da ich gar keine Ahnung hatte, daß das mir galt, machte mich der Major von Mutius darauf aufmerksam, daß ich aufzustehen und auszutrinken hätte. So etwas kannte man in Bonn nicht. Also namenlos und nur Begriff, dachte ich mir, bin ich von heute ab. So gingen diese drei Wochen dahin. Alle Offiziere der andern Regimenter frugen immer beim Exerzieren: „Was habt

ihr denn da für einen bunten Kerl beim Regiment." Jedem Offizier der anderen Regimenter mußte ich des Abends in den Gasthöfen Müller und Stadt Königsberg, wohin ich die Offiziere immer zu begleiten hatte, meine Daseinsberechtigung in Potsdam auseinandersetzen. Vor dem russischen Kaiser Alexander II. fand die Frühjahrsparade im Lustgarten statt. Ich wurde von ihr ausgeschlossen, um nicht unangenehm aufzufallen. Eine neue Kränkung. Dies waren meine ersten Eindrücke beim Regiment, und täglich wünschte ich mich mit allen Fasern meines Herzens nach dem schönen Bonn zum Korps und zu den Husaren zurück. Nach Vollendung der Reserveübung wurde ich mit dem Führungsprädikat „vorzüglich—gut" entlassen, ohne Vizewachtmeister geworden zu sein, und der Regimentsadjutant eröffnete mir nun, daß mein Vater ein Immediatgesuch an Seine Majestät, den Kaiser und König, mit der Bitte richten könne, mich als Avantageur in das Regiment der Gardes du Corps einzustellen. Bei dem 1. Garderegiment zu Fuß und dem Regiment der Gardes du Corps nämlich, hatten die Kommandeure nicht das Recht, Avantageure einzustellen, wie sonst in der Armee. Dazu bedurfte es einer Kabinettsorder des Allerhöchsten Chefs, des Königs. Ich reiste nun nach Bonn zurück, um dort aufzulösen, inaktiv zu werden und nahm wehmütig Abschied vom lieben Korps und dem schönen Bonn. In Stuttgart angekommen, teilte ich meinem Vater mit, daß er nunmehr ein Immediatgesuch an Seine Majestät, den Kaiser, richten müsse. Trotz seiner großen Bewunderung für den Hohen Herrn wollte er nicht gern von der Sache hören. Er habe noch nie um etwas gebeten. Er meinte, ich solle doch wieder zu meinem alten Regiment

nach Bonn gehen. Ich antwortete, nach meinen Eindrücken bei meiner Abmeldung beim Prinzen Reuß sei wohl keine große Aussicht, angenommen zu werden. Die Husaren würden sicher sagen, ich hätte wohl bei den Gardes du Corps nicht reüssiert. Mein Vater machte nun die Eingabe, und im Juni wurde ich durch Kabinettsorder als Avantageur beim Regiment eingestellt und sofort nach Berlin beurlaubt, um möglichst bald das Offiziersexamen zu machen. Vorbereiten sollte ich mich dazu beim Hauptmann Mottau, einem berühmten Einpauker. Dieser Mottau war ein kluger Mann, in der ganzen Armee wohlbekannt, weil er die Offiziere auch zur Kriegsakademie vorbereitete. Wir waren eine lustige Gesellschaft von Fähnrichen aus der ganzen Armee bei ihm versammelt, und es war üblich, daß man mit Mottau jeden Nachmittag um fünf Uhr im Hotel de Rome speiste. Er präsidierte der Tafel und war immer äußerst witzig und unterhaltend. Eine Eigentümlichkeit von ihm war es, daß er nicht nur in den Lehrfächern alles am besten wußte, er beherrschte überhaupt alles. Er war der beste Reiter, Schwimmer, am besten angezogen und der beste Pistolenschütze. Als über das Pistolenschießen einmal eine lange Diskussion entstand und ein anderer behauptete, auch gut schießen zu können, meinte der immer lustige und witzige Plehn von den 2. Leibhusaren:

„Mit dem Herrn Hauptmann kannst du dich nicht vergleichen, er hat ja schon einen ganzen Kirchhof angelegt von all seinen Gegnern, die er im Duell erschossen hat."

Auch Mottau mußte lachen. Seine Vorträge waren sehr anregend und geistvoll, er paßte bei uns Schülern sehr auf, daß wir

nicht einschliefen, wozu wir sehr neigten, da wir ein ziemliches Bummelleben führten. Wir gingen jeden Abend auf die Alteherrenkneipe zu den Sachsen-Preußen bei Olbrich, wo alle Inaktive dieses Korps, diejenigen der Göttinger Sachsen und von uns Preußen, verkehrten. Dann waren wir ständige Gäste bei Kroll, in allen Tingeltangeln und Tanzlokalen.

Vom Regiment wurde ich während meiner Vorbereitung zum Offiziersexamen gar nicht dienstlich in Anspruch genommen. Ich brauchte nur zu dem einmal im Monat in Potsdam stattfindenden Liebesmahl zu kommen. In Berlin durfte ich Zivil tragen. Ende August bat ich das Regiment, mich für einen Oktobertermin zum Offiziersexamen vorzuschlagen. Da stellte sich heraus, daß das Regiment versäumt hatte, mich zum Fähnrich einzugeben. Der Vorsitzende der Prüfungskommission erklärte, ich könne das Examen sozusagen als Blinder mitmachen. Wenn vor dem 19. Oktober, dem Schlußtage des Examens meine Ernennung zum Fähnrich herauskäme, dann würde das Examen gelten; wenn nicht, müßte ich es noch einmal machen, da nach den Allerhöchsten Bestimmungen an dem Examen nur Fähnriche teilnehmen dürften. Außer der Aufregung über das Examen auch noch dies, eine neue Verstimmung gegen das Regiment. Glücklicherweise wurde ich am 18. Oktober Fähnrich. Ich bestand mit allen andern Mottauschülern das Examen. Wir gaben unserem verehrten Lehrer ein hübsches Abschiedsfest und kehrten zu unseren Regimentern zurück. Ich kam jetzt zur Leibkompanie, zu meinem langjährigen Gönner und Freunde, dem damaligen Rittmeister von Rabe, dessen achtzigsten Geburtstag wir dieser Tage gefeiert. Er ist wohl der beste Kame-

rad, den ich je gekannt. Wem von uns hat er nicht im Leben helfend zur Seite gestanden: ein tüchtiger, pflichttreuer Offizier von der alten Sorte, die ihren Königen geholfen, Preußen groß zu machen. Als Vorgesetzter war er sehr streng, trotz eines goldenen Herzens konnte er aber recht heftig werden. Die Leibkompaniepferde waren damals übergroß. Ich wog 120 Pfund, konnte die schwerfälligen Böcke beim Reiten auf Trense nicht zusammenhalten und spielte wohl in der Abteilung keine glänzende Rolle, so daß der gute Rabe eines Tages sagte:

„Gefreiter Dorn, setzen Sie sich einmal auf des Fähnrichs Pferd und zeigen Sie ihm, wie man es reitet." Das mir, den man in Bonn schon Remonten reiten ließ und den der Kommandeur wegen guten Reitens belobt hatte! Aber das waren eben leichte Husarenpferde. Jedenfalls war ich tief gekränkt. Unser Kommandeur war Graf Alten, der Flügeladjutant des Kaisers, geworden, ein vornehmer Herr, von Geburt Hannoveraner, wohl der eleganteste und bestaussehende Offizier, dem ich in meinem Leben je begegnet bin. Etwas verlegen, wurde er von vielen für hochmütig angesprochen. Er war immer wohlwollend, vertrat seine Offiziere und versicherte des öfteren: „Haben Sie ja keine Angst vor den Vorgesetzten; wenn Sie Ihre Pflicht tun, werde ich Sie immer vor ihnen schützen." Bei Seiner Majestät und der Kaiserin Augusta war er sehr gut angeschrieben. An den Offizieren des Regiments übte er eine große Gastfreundschaft. Für uns hatte er immer offenes Haus. Zu Weihnachten wurden diejenigen unverheirateten Offiziere, welche aus dienstlichen Rücksichten nicht hatten auf Urlaub gehen können, immer in seine Familie eingeladen. Das Offizier-

korps stand geschlossen hinter ihm. Für den Kommißdienst hatte er freilich nicht viel übrig und seine Kritiken bei den Reitbesichtigungen waren vielleicht nicht immer ganz im Einklang mit der Reitinstruktion. Aber Felddienstübungen legte er glänzend an, exerzierte das Regiment elegant und führte im Manöver gut gemischte Truppen. In seinem Zimmer bewahrte er einen Rohrstuhl auf, welchen er König Wilhelm bei Sedan in der Schlacht gehalten hatte, als der Monarch das Schreiben des Kaisers Napoleon beantwortete, darin er um Waffenstillstand für seine Armee bat. Am kronprinzlichen Hofe und beim Prinzen Friedrich Karl stand er aber nicht in Gunst, wie überhaupt Prinz Friedrich Karl unser Regiment, das er immer „das erste Regiment der Christenheit" nannte, nicht sehr schätzte, wenn er auch einige von uns, u. a. auch mich, sehr viel zu seinen interessanten Abenden nach Glienicke und Dreilinden einlud. Er sprach bei dieser Gelegenheit auch einmal vom Feldmarschalleutnant Baron Reischach, meinem alten Onkel, der ihn 1864 der Feigheit geziehen hatte, weil er nicht Düppel tambour battant genommen.

„Wenn Sie den alten Herrn sehen sollten, dann sagen Sie ihm, daß sein Urteil ungerecht. Ich konnte dies nicht wagen. Seit dem Jahre 1814 hatte Preußen keinen Krieg geführt, nur bei der Niederwerfung des badischen Aufstandes im Jahre 1849 waren preußische Truppen beteiligt gewesen. Mit einer nicht feuererprobten Truppe muß man vorsichtig anfühlen und kann nicht wagen, eine stark befestigte Stellung im Sturm zu nehmen."

Mein alter Onkel muß dem Prinzen überhaupt Eindruck gemacht haben. Denn als er nach dem Kriege 1864 die österrei-

1895.

Victoria Patricia Louise Ingram
Louise Duff

chische Armee in ihrer ganzen Zusammensetzung besprach, sagte er über die österreichische Generalität folgendes:

„Generäle à la Reischach, d. h. Hutschwenken, mir nach, vorwärts, bis sie zusammengeschossen werden, sabreurs, sehr viele aus guten Familien, gute Tournüre, der Truppe gegenüber viel Bestechendes, militärische Rücksichtslosigkeit gegen Land und Feind."

Der Prinz hatte mich einmal im Sommer in einer Woche sechsmal zum Souper eingeladen. Es waren viele Offiziere auf Urlaub und daher wenig Auswahl für seinen abendlichen Kreis. Außerdem hörte mich der Prinz gerne „Menschen nachmachen", wozu ich einiges Talent besaß. Ich ging nun zu dem Adjutanten des Prinzen und bat ihn, dem Prinzen nahezulegen, mich doch nicht so oft hintereinander zu befehlen, es wäre eine Beschränkung meiner persönlichen Freiheit. Ich hätte doch auch noch andere Dinge vor. Der Adjutant meinte:

„Soll ich das wirklich sagen?"

Meine Antwort lautete: „Ich bitte darum."

Er hat es dann getan, aber wohl nicht in richtiger Form, denn ich bin nie wieder zum Prinzen befohlen worden, was ich sehr bedauerte, denn es war immer ein sehr ausgesuchter interessanter Kreis beim Prinzen Friedrich Karl und man bekam viel kluge Dinge zu hören. Als mich der Prinz im nächsten Winter auf einem Hofball sah, begrüßte er mich:

„Guten Abend, Sie süddeutscher reichsunmittelbarer Freiherr — —"

Am 15. Dezember 1875 wurde ich Offizier. Gegen Abend ließ mich der Wachtmeister Fernow kommen und sagte mir:

„Stillgestanden, Fähnrich, ich habe Ihnen eine Allerhöchste Kabinettsorder vorzulesen. Der Portepeefähnrich im Regiment der Gardes du Corps Freiherr von Reischach wird zum Sekondeleutnant befördert. Und nun gratuliere ich ganz gehorsamst, Herr Leutnant."

Ich wurde nun zur 9. Kompanie versetzt und hatte einen sehr tüchtigen Rittmeister, den Herrn von Nickisch von Rosenegk, der mich als Offizier sehr förderte. Nun begann ich das Offizierkorps erst wirklich kennenzulernen, alles vornehme, herrliche Leute. Im Offizierkorps herrschte Einigkeit, kein Cliquenwesen, kurzum, nach einigen Wochen war ich ein glücklicher Mensch, fühlte mich sehr wohl, das Heimweh nach Bonn war völlig verschwunden. Das Offizierkorps war wie eine große Familie. Wir Leutnants wurden viel von den verheirateten Kameraden eingeladen. Im Winter fuhr man oft nach Berlin, besuchte den Zirkus, wo jedes Kavallerieregiment eine Loge besaß. Auch gingen wir viel in die kleinen Theater, wo damals die Straußoperetten gegeben wurden. Auch vom Glanze des Hofes sah ich etwas, da ich die Cour mitmachte. Die Eleganz der Damenwelt, das große diplomatische Korps, vor allem die Königliche Familie, so etwas hatte ich noch nicht gesehen. Weihnachten bekam ich Urlaub nach Hause, erzählte den Eltern viel von meinem Glücke, so daß mein Großvater und Vater, welche ich damals zum letzten Male sehen sollte, sich mit meinem Übertritt in die aktive Armee aussöhnten. Ich wurde in Stuttgart viel nach meinen Eindrücken gefragt. Als ich alles

lobte, behauptete, mich wohl zu fühlen, gut behandelt zu werden, sogar von den landschaftlichen Reizen Potsdams schwärmte, wollte es kein Mensch glauben. Die Mark sei eine elende Sandbüchse, ich schon völlig verpreußt und sage bestimmt nicht die Wahrheit.

Am 5. April wurde ich infolge des Todes meines Vaters nach Stuttgart berufen. Drei Tage nachher starb mein Großvater und im Juni verloren wir auch noch meinen zweiten Bruder Eck. Das alles brachte tiefste Trauer in unsere Familie, wir Kinder hingen doch mit großer Liebe an unserem Vater. Die Mutter stand uns ferner. Infolge ihrer zarten Gesundheit litt sie sehr unter unserer großen Heftigkeit. Den Großvater kannten wir nur wenig. Er war ein steifer Herr der alten Zeit. Wenn wir ihn besuchen mußten, dann wurde man erst durch den Diener angemeldet. Eingeladen wurden wir nie bei ihm. Nur im Jahre 1870 hatten wir drei Buben einmal drei Monate bei ihm gewohnt, mit unserem Hauslehrer, als die Eltern mit den Schwestern nach Karlsbad und Reichenhall gereist waren. Im nächsten Jahre, damals kannte man noch keine Aktiengesellschaften, mußte die Cotta'sche Verlagsbuchhandlung verkauft werden, und zwar unter sehr ungünstigen Bedingungen für uns, denn niemand wollte als Leiter für alle die Familien allein die Verantwortung tragen. Es trat also der Fall ein, den mein weitsehender Vater durch mein Nichtsoldatwerden hatte verhindern wollen. Ich hätte vielleicht als Leiter des Cotta-Geschäftes Reichtümer gesammelt, aber mein interessantes Leben hätte ich nicht gelebt. Die ersten Leutnantsjahre gingen nun dahin. Im Winter 1875/76 ging ich wegen der Trauer nicht aus, nur zu kleinen Festen im Regiment wurde ich geladen, lernte auch bei den andern

Potsdamer und Berliner Regimentern viele liebe Kameraden kennen. Besonders gerne verkehrte ich bei den Husaren. Das einzige Regiment, das mir nicht so lag, war das 1. Garderegiment zu Fuß, gewiß ein hervorragendes Regiment, prächtige preußische Männer, — wie haben sie es 1866, 1870 und im Weltkriege bewiesen! Aber der Ton sagte mir nicht zu, weil das Verhältnis zwischen den einzelnen Offizierschargen außer Dienst zum Teil gezwungen und unfrei erschien. Ich glaube, es wäre vielleicht nicht schlecht gewesen, wenn die Prinzen des Königlichen Hauses nicht immer nur in diesem Regimente gedient hätten. Vielen von den hohen jungen Herren wäre es dienlicher gewesen, auch einmal ein anderes Offizierkorps kennen zu lernen, in welchem mehr Selbständigkeit Trumpf war. Kurz vor dem Kriege sind ja einige Ausnahmen gemacht worden. In einem solch großen Offizierkorps herrscht leicht Cliquenwesen und um einen jungen Prinzen bildet sich dann ein Kreis, der ihm ganz zu Gefallen lebt.

Ich fing bald an, mir viele Pferde zu halten, auch Vollblüter, die ich selbst trainierte und in kleineren Rennen ritt. Für größere Rennen reichte mein reiterliches Können nicht, auch hatten wir im Regiment keinen Offizier, der mich anlernen konnte. Dies lag nicht daran, daß wir nicht sportsfreudig waren im Regiment, aber unsere Offiziere waren meist sehr groß und hätten die Gewichte nicht in den Sattel bringen können. Beim Exerzieren in der Offiziersreitstunde galt ich als ordentlicher Reiter, kannte das Reglement, war pünktlich im Dienst, so daß meine Rittmeister mit mir zufrieden waren.

Die nächsten Jahre wurde viel in die Welt gegangen. Hofbälle

wurden besucht, die vornehmen Privathäuser, die Botschaften und die berühmten Kaiserhofbälle arrangiert. Kurz, es war ein lustiges Leben. Im Herbst bekam man sechs Wochen Urlaub, die ich in Wien, Pest oder Paris verbrachte. Als ich das erstemal nach Wien kam, besuchte ich die österreichischen Verwandten, den alten Feldmarschalleutnant Reischach, der das Theresienkreuz hatte, seine Schwester, die alte Gräfin Wilczek, die Mutter von Hans, dem Nordpolfahrer, der mir fünfzig Jahre ein lieber Vetter und Gönner geblieben. Die alte Tante fragte mich damals:

„Was willst denn hier in Wien? Spionieren? Wie der Graf Keller? (das war nämlich unser Militärattaché in Wien, der wegen zu scharfer Nachforschung nach der Uchatiuskanone, was seine Pflicht war, seinen Posten hatte verlassen müssen). Im Praißendienst und Protestant bist auch? Ein netter neveu!"

Bei dieser unerfreulichen Unterhaltung war noch ihr Sohn Hans, der Oberhofmeister Prinz Konstantin Hohenlohe, der Onkel meiner späteren Frau, und der Graf Meran zugegen. Graf Meran antwortete:

„Frau Gräfin, nicht bloß, um Ihrem neveu etwas Angenehmes zu sagen, — aber ich sehe die Zukunft Österreich-Ungarns in einem möglichst baldigen, engen Anschluß an Deutschland."

Wütend schmiß die alte Dame ihr Strickzeug in ihren Korb und verließ das Zimmer. Am Tage darauf war ich bei Wilczeks zum Frühstück geladen. Da sagte mir die Tante:

„Im Ausstellungsjahr war mein Sohn Hans zum Ehrendienst bei der die Ausstellung in Wien besuchenden Kaiserin Augusta kommandiert. Als Gegendemonstration bin ich die ganze Zeit in einem schwarz-gelben Schal spazieren gefahren."

Im Jahre 1879 schloß der große Kanzler das Bündnis mit Österreich.

Ich kehre zu meiner Potsdamer Tätigkeit zurück. Im Winter liefen wir eifrig Schlittschuh, wurden oft auch zu der Kronprinzlichen Familie in den Tiergarten befohlen, wo auf einem abgesperrten Platz der dortigen Seen Kronprinz und Kronprinzessin mit den Prinzessinnentöchtern liefen. Im Sommer segelte das Offizierkorps viel, da wir ein eigenes Segelboot besaßen. Auch das Tennis wurde erlernt, so daß ich zu der Kronprinzlichen Familie nach dem Neuen Palais dazu befohlen wurde. Ein Künstler konnte ich darin freilich nicht mehr werden, da ich erst mit 21 Jahren angefangen hatte. Aber ich habe es durch mein vieles Spielen mit Engländern und Engländerinnen in Homburg v. d. Höhe, als ich Hofmarschall der Kaiserin Friedrich war, doch zu einer leidlichen Fertigkeit gebracht.

Anfangs der achtziger Jahre, als ich mehrmals in Paris gewesen, fing ich an zu erwägen, ob ich ein Kommando zu einer Botschaft nachsuchen solle, da mir von vielen Seiten so zugeredet wurde, Berufsdiplomat zu werden. Ich konnte mich nicht recht entschließen, da ich sehr gerne Soldat war. Da mich mein Kommandeur außerdem 1881 zum Regimentsadjutanten machte, gab ich diesen Gedanken vorläufig auf.

Von 1878 an war ich auch zur Galawache kommandiert worden und hatte die Freude und Ehre, die Wachen bei der goldenen Hochzeit der Majestäten und bei der Vermählung des Prinzen Wilhelm, des späteren Kaisers Wilhelm II., zu kommandieren. Auch wurde ich, was als große Auszeichnung galt, zu allen Don-

nerstagssoireen der Kaiserin Augusta befohlen; bei den kleineren waren 30—40 Personen, bei den größeren bis zu 80 Personen geladen. Es wurde sehr gute Musik gemacht und kleine Theaterstücke aufgeführt. Bei der Auswahl der Stücke achtete Ihre Majestät scharf darauf, daß ja keine unpassende Szene vorkam.

Im Sommer des Jahres 1879 ging es mir mit meinem Magen recht schlecht, ich bekam drei Monate Urlaub, ging nach Karlsbad und dann nach Gastein, wo ich mich rasch erholte und im Herbste ganz gesund zum Regiment zurückkehrte.

Im Jahre 1876 und 1877 hatte ich meinen Urlaub in St. Moritz im Engadin verbracht, dort sehr angenehme Gesellschaft gefunden und scharmante Frauen aller Länder kennengelernt. Damals fuhr man noch mit der Post nach St. Moritz, wodurch man die herrliche Gegend noch mehr genießen konnte, als jetzt von der Bahn aus.

Vortänzer bei Hofe

Im Jahre 1880 hatte ich bei der Cour die Galawache. Bei den alten Majestäten fanden keine Defiliercouren statt, sondern die Majestäten machten bei dem aufgestellten diplomatischen Korps und der Hofgesellschaft Cercle, gingen dann durch die Bildergalerie, wo die Offizierkorps vollzählig standen, nach dem weißen Saal. Dort fand großes Hofkonzert statt. Ich hatte bei dem Cercle in der Nähe des Kaisers zu stehen. Und als Seine Majestät mit der englischen Botschafterin Lady Ampthill gesprochen, fragte mich diese, ob ich am nächsten Tage auf der Botschaft essen wolle, wo ich oft zu Gast war. Lady Ampthill sprach noch einige Worte mit mir, da kam ein Zeremonienmeister an mich heran und sagte, ich dürfe hier nicht reden. Ich entgegnete ihm:

„Sie haben mir gar nichts zu sagen. Ich stehe als Galawachoffizier unter dem Befehl Seiner Majestät, des Kaisers und meines Kommandeurs. Wenn Sie mir noch einmal eine solche Réprimande erteilen, werde ich mich so benehmen, wie ich es sonst im Ehrenhandel zu tun gewohnt bin."

Lady Ampthill lachte sehr über den Zwischenfall. Der Zeremonienmeister verschwand, verklagte mich aber beim Kommandierenden General, und, ohne daß man mich gehört hatte, befahl das Generalkommando:

„Dem Leutnant von Reischach ist wegen seines Verhaltens bei der Cour ein Verweis zu erteilen."

Ich gebe zu, daß meine Heftigkeit mich hingerissen hatte, und

daß es unpassend war, dem Zeremonienmeister zu drohen. Mein Kommandeur, Graf Alten, war leider auf Urlaub und der etatsmäßige Stabsoffizier, der uns selbständig denkende Leutnants wenig goutierte, hatte mir den Verweis zu erteilen. Er tat dies in einer mich sehr verletzenden Form:

„Sie sind der erste Offizier des Regiments, der es nicht verstanden hat, sich mit Takt bei Hof zu benehmen. Wenn dies einem Offizier passiert, der ganz jung ist, lasse ich eine Entschuldigung gelten. Bei einem Offizier, wie Sie, der schon fünf Jahre in der Charge, fehlen mir alle Worte. Das Regiment wird sich bei Ihnen bedanken können, wenn seine Prärogativen bei Hof durch solche Taktlosigkeiten verloren gehen. Selbstverständlich werden Sie nicht mehr zu Hof befohlen. Ob Ihre Versetzung aus der Garde in ein Linienregiment erfolgt, weiß ich noch nicht."

Dann fragte er mich noch etwas, dessen ich mich nicht mehr ganz genau entsinne, und machte noch eine Bemerkung, als ob ich mit der Wahrheit nicht ganz im Einklang sei. Da schrie ich ihn an:

„Wenn der Herr Major wagen, anzunehmen, daß ich gelogen," gottlob unterbrach er mich mit den Worten: „Wenn ich spreche, haben Sie zu schweigen," wodurch er mich rettete, denn ich hätte ihm bestimmt eine Beschimpfung an den Kopf geworfen. Schließlich war ich aber doch ganz unschuldig zu der ganzen Sache gekommen. Eine Botschafterin hatte mich angesprochen, welcher ich nach meiner Ansicht doch zu antworten hatte.

Ich ging zu meinem Rittmeister, dem Erbprinzen zu Bentheim. Ich bemerke noch, daß der Major im ganzen Offizierkorps wenig

beliebt war. Ich meldete ihm den Hergang, und vertrat die Ansicht, der Major habe den Bogen überspannt und möge das Beleidigende, in welches er den Verweis gekleidet, zurücknehmen. Wenn nicht, würde ich meinen Abschied erbitten und ihn zum Duell zwingen. Der Rittmeister war anderer Ansicht und sagte, er würde die Angelegenheit dem Kommandeur nach dessen Rückkehr melden.

Zu dem nächsten Hofballe, zu welchem ich gegen die Ankündigung des Herrn Major eingeladen war, hatte mein Regimentskamerad von Schmeling die Galawache. Der Kaiser fragte ihn:

„Tanzen Sie gern?"

Als er bejahte, sagte Seine Majestät:

„Nun, tanzen können Sie nicht, wenn Sie bei mir den Dienst haben, aber Sie können sich damit entschädigen, daß Sie den ganzen Abend allen schönen Damen die Cour machen."

Diese Allerhöchste Äußerung stand im direkten Widerspruch mit dem Verweis, den mir das Generalkommando hatte erteilen lassen. Ich hatte überhaupt den Eindruck, daß die Majestäten alles taten, uns Süddeutsche in preußische Dienste zu ziehen, um dadurch im Süden den Reichsgedanken zu stärken. Übrigens dienten ja schon viele Süddeutsche in der Garde. Im Regiment der Gardes du Corps Graf Douglas und ich, bei den 1. Garde-Dragonern ein Prinz Hohenlohe-Öhringen, bei den 2. Garde-Dragonern ein Freiherr von Berckheim, bei den Garde-Kürassieren Freiherr von Gayling und Freiherr von Glaubitz, bei den Garde-Husaren der Erbprinz zu Fürstenberg und bei den 1. Garde-Ulanen auch noch ein Berckheim.

Vor dem zweiten Hofball starb die Großmutter des Vortänzers, des Premierleutnants von Hülsen, des späteren Chefs des Militärkabinetts. Da erhielt ich folgendes Schreiben:

„Seine Majestät der Kaiser und König lassen anfragen, ob Euer Hochwohlgeboren die Güte haben wollen, an Stelle des in Trauer geratenen Premierleutnants von Hülsen die Geschäfte des Vortänzers zu übernehmen, gez. Graf Perponcher." Ich ging zu meinem Kommandeur und machte von dem Inhalt des Schreibens Meldung. Graf Alten meinte: „Lehnen Sie ab, das Regiment der Gardes du Corps hat noch nie vorgetanzt, das ist sozusagen Privileg des 2. Garde-Regiments." Ich bat, aus ganz bestimmten Gründen annehmen zu dürfen. Der Kommandeur stimmte ungern zu, und ich stürzte nun zu dem Herrn Major, um ihm von dem Vorfall Meldung zu erstatten. Dies war meine Revanche, vielleicht recht jugendlich, aber in solchem Alter ist man noch nicht abgeklärt. Es ist möglich, daß der Major auch recht hatte, uns selbstbewußte Leutnants etwas zu ducken. Wir sahen es aber nicht ein und meinten, wenn der Kommandeur mit uns zufrieden ist, dann hat der Major nichts an uns auszusetzen. Ich blieb nun Vortänzer, tanzte auch in allen Botschaften und Privathäusern vor, bis ich zum Oberhofmarschallamt im Jahre 1885 kommandiert wurde. Mein Vortanzen — ich wiederhole, daß ich alles, was ich in dieser Beziehung konnte, seinerzeit von dem Österreicher Baron Eisenstein in Stuttgart gelernt hatte — wurde gelobt. Ich bemühte mich, sehr höflich zu sein und die Tänzer dabei doch in Ordnung zu halten. Dann tanzte ich nicht nur mit den eleganten Frauen und hübschen jungen Damen, sondern auch

mit den von der Natur weniger günstig ausgestatteten Wesen und sorgte dafür, daß sie niemals sitzen blieben. Da ich die Einladungslisten bei Hof und in allen Häusern für die Tänzer zu fertigen hatte, so sorgte ich dafür, daß immer zehn Herren mehr vorhanden waren, als Damen. Ich hielt streng darauf, daß die Tänzer nie vor Schluß des Balles weggingen, damit keine Dame beim Kotillon sitzen bleiben konnte. Ich habe leidenschaftlich getanzt und entsinne mich mit Freuden all der guten Tänzerinnen der damaligen Zeit. Die besten waren wohl: die Tochter des Fürsten Anton Radziwill, Komtesse Betka, spätere Gräfin Potocka, Fräulein Sibylle von Arnim, spätere Gräfin Bill Bismarck, die Tochter des Herzogs von Sagan, Komtesse Talleyrand, spätere Erbprinzessin Fürstenberg, und die dritte Tochter des Herzogs von Ratibor, Margarethe, meine spätere Frau. Damals war das Tanzen noch eine körperliche Anstrengung, da sich die Paare nicht — wie jetzt — im Reigen wiegten, sondern mit drei Galoppsprüngen durch einen ganzen Saal flogen.

Im Herbst wurden die Parforcejagden im Stangenholz geritten. Nach einiger Zeit bekam man im Reiten im Holz eine gewisse Sicherheit. Die Hauptsache war, die Pferde gehen und sie selbst den Weg zwischen den Bäumen suchen zu lassen. Diese Jagden wurden im roten Rock geritten, die Schnitzeljagden in Uniform. Auch im Auslande habe ich einmal in jenem Jahre Jagd geritten als Gast der Herzogin von Osuna in Bièvre in Belgien mit einer ganz internationalen Gesellschaft.

Im Herbste 1881 wurde ich Regimentsadjutant. 1882 verloren wir leider unseren Kommandeur, der unsere Brigade erhielt.

Unser Regiment bekam Graf Theodor Schlieffen, der 24 Jahre Gardes-du-Corps-Offizier gewesen und die letzten sechs Jahre das 3. Garde-Ulanen-Regiment befehligt hatte. Er war dem großen Bruder, dem nachmaligen General-stabschef, ein vollauf ebenbürtiger Kopf, aber das gerade Gegenteil unseres bisherigen Kommandeurs, ziemlich pedantisch, ein Bestimmungsmensch, der auf dem Regimentsbureau lange Stunden verbrachte, so daß ich, der ich viel nach Berlin in die Welt ging, manche freie Stunde aufgeben mußte. Außerdem gab er mir jede vakante Kompanie zur Führung, machte mich zum untersuchungsführenden Offizier in unseren drei Garnisonen und ließ mich in der Offiziersreitstunde mitreiten, wovon der Regimentsadjutant gewöhnlich befreit war. Es entstand infolgedessen, obgleich ich den Eindruck hatte, daß er mir wohlwollte, ein ewiger stiller Kampf zwischen ihm und mir. Ich beschloß aber, um meine militärische Zukunft nicht aufs Spiel zu setzen, die üblichen drei Adjutantenjahre durchzuhalten. Er war ein großes Original, mit dem ich viele komische Situationen erlebt habe. Da ich auch, wie gesagt, Nachahmungstalent besaß, so konnte ich ihn gut imitieren, was im Offizierkorps viel Amüsement erregte. Vom ersten Tage an hatte er mir befohlen, daß ich immer melden müsse, wenn ich nach Berlin führe. Es war ein Recht der Offiziere, wenn sie nicht du jour hatten, nach Ausgabe der Parole nach Berlin zu fahren. Ich meldete nun täglich, wenn ich es auch gar nicht vorhatte, meine Fahrt nach Berlin. Wochenlang sagte er nichts. Eines Tages fragte er:

„Was machen Sie eigentlich jeden Tag in Berlin?"

Ich entgegnete, daß ich viel in die Welt ginge, vortanze, viel

eingeladen sei, mich für schöne Damen interessiere, auch gerne in die Theater und den Zirkus ginge.

„Gehen Sie auch manchmal in den Union-Club und spielen Sie dort?"

„Zu Befehl!"

„Haben Sie schon einmal in einer Nacht eine größere Summe verloren?"

„Zu Befehl!"

„Ich danke Ihnen für Ihre ehrliche Auskunft."

„Ich bin nicht in der Lage, diesen Dank entgegenzunehmen, Herr Oberst! Herr Oberst haben mich dienstlich gefragt und ich bin nicht gewohnt zu lügen!"

Er hat mich aber wegen Spielens, was uns Offizieren doch verboten war, nicht bestraft. Endlich ging meine Adjutantenzeit ihrem Ende entgegen, und vor dem Manöver 1884 bat ich den Kommandeur, zum 1. Oktober in das Regiment zurücktreten zu dürfen.

„Ich freue mich über Ihren Entschluß, das faule Adjutantenleben ist nicht gut für einen strebsamen Offizier, dafür darf sich aber ein guter Adjutant die Kompanie aussuchen, zu welcher er will. Wohin wollen Sie?"

„Nach Berlin!"

„Gerne genehmigt!"

Nach dem russisch-türkischen Kriege, den er im russischen Hauptquartier mitgemacht hatte, war der Prinz Alexander Battenberg, ein Neffe Alexander II. von Rußland, Sohn des Prinzen Alexander von Hessen, von den 24. Dragonern in unser Regiment versetzt worden. Er war ein lieber Kamerad und sehr schöner

Mensch, so daß sich Prinzessin Viktoria von Preußen in ihn verliebte. Die kronprinzlichen Herrschaften wünschten die Heirat, der Kaiser gab aber die Genehmigung dazu nicht. Nach der Thronbesteigung Kaiser Friedrichs hatte die Kaiserin Friedrich die Verlobung noch einmal angeregt. Fürst Bismarck hat sie aber aus politischen Gründen verhindert. Der Prinz war 1879 in Tirnova zum Fürsten von Bulgarien erwählt worden, 1886 von meuternden Truppen, die er im Kriege gegen Serbien von Sieg zu Sieg geführt, weggeschafft und außer Landes gebracht worden. Russisches Geld soll dabei im Spiele gewesen sein. Kaiser Alexander III. haßte den Prinzen, weil sein Vater ihn seinerzeit immer so verwöhnt hatte. Treugebliebene Truppen ermöglichten ihm zwar die Rückkehr nach Sofia, da er es aber für unmöglich hielt, sich gegen die russischen Intrigen auf dem Thron zu behaupten, dankte er ab und zog sich nach Darmstadt zurück und heiratete dann die Sängerin Loisinger, mit der er bis zu seinem leider zu früh erfolgten Tode in Graz lebte. Dorthin hatte ihn die Gnade des Kaisers Franz Joseph von Österreich geführt, indem er ihn zum Kommandeur des Infanterieregimentes Belgien machte. Der Vater des Prinzen, der Prinz Alexander von Hessen, war einstmals in österreichischen Diensten gewesen und kommandierender General in Verona. Serbien war vor dem völligen Zusammenbruch durch die bulgarische Armee nur durch die Intervention des österreichischen Gesandten gerettet worden. Die Serben haben durch die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand und seiner Gemahlin im Jahre 1914 dem Hause Habsburg ihre damalige Rettung schmählich gedankt.

Unser Kaiser mochte den Prinzen gern, wenn er auch seine Genehmigung zur Heirat mit der Prinzessin Viktoria nicht gegeben hatte. Er beförderte ihn bei seiner Ernennung zum Fürsten von Bulgarien vom Sekondeleutnant zum Major, beließ ihn mit der Uniform des Regiments der Gardes du Corps à la suite der Armee und machte ihn drei Jahre später zum Generalmajor. Vor seiner Abreise nach Bulgarien machte er noch beim Regiment als Major die Frühjahrsparade in Potsdam mit.

Ich kehre nun zum Jahre 1884 zurück. Nach dem Manöver, welches ohne den Kommandeur stattgefunden, da er zur Beiwohnung der Manöver in Belgien kommandiert gewesen, machte Graf Schlieffen die Offiziersverteilung für den Herbst, wobei ich nicht berücksichtigt wurde, wie er es mir versprochen. Ich dachte, das kommt wohl erst nach seiner Rückkehr vom Urlaub, den er in Italien verbrachte. In diesen Wochen wurde der Bruder des Prinzen Alexander Battenberg, Prinz Heinrich, von den Königs-Husaren in unser Regiment versetzt. Nach der Rückkehr des Kommandeurs war auch nicht von meinem Rücktritt in das Regiment die Rede. Ich wollte nicht fragen, und so ging es auf Weihnachten. Da erbat ich sechs Tage Urlaub zu meiner Mutter nach Stuttgart, welche der Oberst genehmigte.

„Dienstliche Rücksichten nötigen mich zu einer Bitte," erklärte er, „Sie wollen sich darauf aber nichts einbilden. Ich habe soeben im Kabinett erfahren, daß ich an Kaisers Geburtstag eine Brigade erhalte. Neuer Kommandeur, neuer Adjutant, das ist nicht gut. Sie müssen also schon noch ein Jahr Adjutant bleiben."

„Herr Oberst haben nur zu befehlen!"

Dies war am 23. Dezember. Am 2. Januar kehrte ich zurück. Der Kommandeur war krank, ich mußte zu ihm zum Vortrag in die Wohnung. Es war üblich, immer alles, was in den Regimentsbefehl kommen sollte, im Konzept aufzusetzen und dem Kommandeur vorzulegen. Dann machte dieser seine Zusätze. Ich hörte mit Nr. 6 auf, dann diktierte der Kommandeur:

„7. Premierleutnant Freiherr von Reischach tritt von den Funktionen des Regimentsadjutanten zurück und übernimmt die Führung der 7. Kompanie in Charlottenburg. — Wann wollen Sie die Kompanie übernehmen?"

Ich entgegnete ziemlich patzig:

„Morgen früh um 8."

„Ich gratuliere zu dem raschen militärischen Entschluß; am Donnerstag besuche ich Sie in Ihrer neuen dienstlichen Tätigkeit."

Was war passiert? Der Rittmeister von Wurmb, Chef der 7. Kompanie, hatte drei Monate Urlaub wegen Krankheit erbeten und vom Prinzen Battenberg, der auch bei dieser Kompanie stand, hatte der Oberst am Morgen ein Telegramm erhalten, daß er sich mit der Prinzessin Beatrice, Tochter der Königin von England, verlobt habe und nicht mehr in den Dienst zurückkehre. Die Kompanie war also ohne Offizier. Ich war sehr enttäuscht, damals nicht nach Berlin zu kommen. Ich hatte keinen Offizier bei der Kompanie, mußte eine Remonteabteilung und eine zweite Klasse reiten lassen, die Rekruten zu Pferde und zu Fuß ausbilden und die alten Leute instruieren. Dabei kam ich, Vortänzer in Berlin, jede Nacht spät nach Hause. Da war von Schlaf nicht viel die Rede. Ich hatte eine hübsche Wohnung in der Kaserne. Zum

zweiten Frühstück war ich täglich bei dem Eskadronskommandeur, dem Prinzen Heinrich XIX. von Reuß, geladen, der mit der charmanten und sehr klugen Prinzessin Hohenlohe-Öhringen verheiratet war. Diniert wurde immer in Berlin, entweder war man eingeladen, man aß im Union-Club, im Kasino, bei Langlet oder im Hotel Kaiserhof.

In den letzten Jahren hatte ich mich in die dritte Tochter des Herzogs von Ratibor verliebt und beschlossen, nie eine andere zu heiraten. Ich betrachtete mich als gebunden, während sie jederzeit frei sei. Denn es waren große Schwierigkeiten zu überwinden. Erstens war ich Protestant, die katholischen Geistlichen verlangten zur Trauung das Versprechen, daß die Kinder katholisch würden. Wenn man dieses Versprechen als protestantischer Offizier gab, war man nach einer Kabinettsorder König Friedrich Wilhelms IV. dienstentlassen. Auch konnte ich vollständig verstehen, daß der Herzog und die Herzogin von Ratibor ihre hübsche Tochter lieber einem reichen Standesherrensohn gaben, als mir. Wir haben aber treu durchgestanden und es durchgesetzt. Viel hatte uns mein Freund, der Erbprinz Karl Egon Fürstenberg und seine Frau Dolly genützt. Er war ein richtiger Vetter meiner zukünftigen Frau und Dolly ihre beste Freundin. Ich glaube, daß sein Vater, der Fürst Fürstenberg, welcher der Bruder der Herzogin von Ratibor war, dieser wohl sehr zugeredet hat, ihre Einwilligung zu geben.

Als ich im Jahre 1885 die Winterausbildung der Kompagnie beendet hatte, kam der Kommandeur zur Besichtigung nach Charlottenburg. Des Morgens wurden die Reiterabteilungen besichtigt, des Nachmittags die Eskadron zu Fuß. Der Kommandeur be-

lobte mich, war mit allem zufrieden und ich meldete ihm nach der Besichtigung, daß ich gestern ein Telegramm vom Militärkabinett erhalten hätte mit der Anfrage, ob ich ein Kommando zum Oberhofmarschallamt annehmen wolle, und daß ich bejahend geantwortet hätte. Graf Schlieffen war ganz konsterniert, bat mich, sofort nach Berlin zu fahren und das Kommando rückgängig zu machen. Er versprach mir, alles daran zu setzen, solange er im aktiven Dienst, daß ich eine glänzende und rasche Karriere mache, aber ich solle nicht an den Hof gehen. Auf meine Einwendung, „es ist doch sehr verlockend, zu dem prächtigen alten Kaiser zu kommen," meinte er: „Das lasse ich gelten, aber ich will Sie der Armee erhalten." Ich blieb bei meinem einmal gefaßten Entschluß, und er sagte schließlich: „Ich wünsche Ihnen alles Gute. Gott sei mit Ihnen." Daraus entnahm ich, daß Graf Schlieffen mich eigentlich ganz gern hatte, wenn er mich auch die zweiundeinhalb Jahre, die ich bei ihm Adjutant gewesen, genügend geplagt. Ich schied mit einem dankbaren Gefühl von ihm, der mir bis zu seinem Tode großes Wohlwollen bewahrt und sich immer eingehend erkundigte, wenn ich ihn traf, wie es mir in meinem neuen Beruf erginge. Ich siedelte nun nach Berlin über und trat meinen Dienst im Oberhofmarschallamt an.

Im Oberhofmarschallamt des alten Kaisers

Oberhofmarschall und Oberstallmeister war in einer Person Graf Pückler, der, fast schon völlig erblindet, sich aber nicht entschließen konnte, den Abschied zu nehmen, da er seinem Unterkollegen, dem Grafen Perponcher, nicht vergönnte, sein Nachfolger zu werden.

Graf Pückler war kein angenehmer Mann, sehr steif und galt nicht als aufrichtig. Ich hatte mich als Adjoint des Grafen Perponcher zu betrachten, mußte allen Vorträgen, die ihm gehalten wurden, beiwohnen, sollte den Etat genau studieren und den Grafen bei allen Festlichkeiten unterstützen, auch den Kaiser auf Reisen begleiten. Graf Perponcher war ein liebenswürdiger, vornehmer Herr, der in der langen Zeit, die er unter dem Grafen Pückler gearbeitet hatte, von diesem immer sehr beiseite gesetzt worden war. Es war für mich äußerst interessant, das Leben der Majestäten nunmehr in der Nähe beobachten zu können.

Der Kaiser, schon so viel besprochen, war wirklich ein ganz hervorragender Herr, von einer nicht zu schildernden Bescheidenheit, von seltenem moralischen und physischen Mute, sehr liebenswürdig, immer der König, dabei freundlich gegen alle Menschen. Er sprach nie Ungünstiges über die Leute, und war nie ungeduldig. Er war wohl nicht Wilhelm der Große, aber gewiß ein großer König, unter welchem sich solch große Dinge vollzogen hatten. Er war erfüllt von seiner Verantwortung und voller Takt auch in politischen Dingen. Er ließ seine Minister schalten und walten,

ohne — auch nicht im ganz hohen Alter — die Zügel aus der Hand zu geben. Er war von einem Pflichtgefühl und Fleiß, wie man es selten findet. Von früh bis spät saß er an seinem Schreibtisch, nur durch Vorträge und Empfänge unterbrochen, gönnte sich nur eine kurze Frühstücks- und Dinerpause und fuhr eine Stunde spazieren, eine Stunde ins Theater und von 9 bis 10 Uhr erschien er bei Ihrer Majestät zum Tee, wo immer einige Menschen geladen waren. Und so ging es das ganze Jahr durch. Im Frühjahr und Herbst kamen die Truppenbesichtigungen dazu, die mit dem Manöver endigten.

Auch Ihre Majestät war nach meiner Ansicht eine kluge und hochgebildete Dame, sie las alles, erzog die Berliner Gesellschaft und hielt auf gute Formen. Sie hatte nicht umsonst unter Goethes Einfluß in Weimar ihre Jugend verbracht. Der Fürst Bismarck hat immer so viel über sie geklagt. Sie mag ihm ja manche Unbequemlichkeit bereitet haben. Als König Wilhelm im Jahre 1861 den Thron bestieg, war er schon 64 Jahre alt. Die Königin, welche eher eine ängstliche Natur war, hatte es wohl als ein großes Glück betrachtet, daß die Thronbesteigung noch erfolgte nach den schweren Jahren von 1848 und 1849, wo die Existenz des Hohenzollernhauses an einem seidenen Faden gehangen. Sie war also, möchte ich sagen, infolge der Thronbesteigung vollauf befriedigt und beobachtete mit großer Angst, wie der damalige Ministerpräsident von Bismarck in den 1866er und 1870er Krieg ging. Sie hatte schwere Bedenken über den Ausgang. So erkläre ich mir ihr öfteres Eingreifen, das ihr dann als Intrige ausgelegt wurde. Ich glaube auch, daß sie als Frau und Königin immer den Beruf in sich fühlte, denen zu helfen, die gelitten hatten, so nach 1866

Österreich und Süddeutschland, nach 1870 Frankreich und im Kulturkampf den Katholiken. Sie wollte ausgleichen. Daß dies für den leitenden Staatsmann unbequem sein konnte, läßt sich begreifen. Wenn die Kaiserin Augusta im Frühjahr nach Koblenz ging, dann erschien beim Kaiser die Tochter der Majestäten, die Großherzogin Luise von Baden, die alle guten Eigenschaften der Eltern geerbt hatte.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit auch einmal meiner Entrüstung Ausdruck verleihen über all das, was man in der gegenwärtigen Zeit im In- und Auslande über das Hohenzollernhaus zu hören und zu lesen bekommt. Ich kenne wenig Herrscherhäuser in der Weltgeschichte, das solche Herrscher und Persönlichkeiten hervorgebracht. Der Große Kurfürst, auch der erste König, der sich mit großer diplomatischer Geschicklichkeit die Königswürde in Preußen errungen, der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., der das stehende Heer geschaffen, das preußische Beamtentum und volle Staatskassen hinterlassen, der Große Friedrich II., Wilhelm I. — sie alle waren hervorragende Herrscher. Auch Friedrich Wilhelm IV. muß als bedeutender Mensch genannt werden. Kaiser Friedrich, der schöne deutsche Mann mit dem goldenen Herzen, den ich die Brücke über den Main zwischen Nord- und Süddeutschland nennen möchte, denn er hat Preußen viele Sympathien in Süddeutschland erworben, kann wohl mit Recht als Führer in zwei Kriegen genannt werden. Auch soll ihm nicht vergessen sein, daß sein erster Akt als König ein Telegramm an General von Blumenthal war, in dem er ihn zum Feldmarschall machte mit den Worten:

„Ich lege den Feldmarschallstab in die Hände, die mich von Sieg zu Sieg geführt."

Es war um so großzügiger von ihm, da ein Brief Blumenthals an seine Frau in die Öffentlichkeit gekommen war, in dem er sich alle Verdienste bei der Kriegführung des Kronprinzen zudiktiert hatte. Ein Beispiel von seltener Größe! Auch der Prinz Friedrich Karl wird immer der Geschichte angehören als mustergültiger, kommandierender General und Armeeführer 1866 und 1870.

An Kaiser Wilhelm II. muß jeder objektive Mensch seine große Begabung und rasche Auffassung anerkennen und zugeben, daß er nie einen anderen Wunsch hatte, als sein Volk im friedlichen Wettbewerb an die erste Stelle zu führen. Groß war seine Rednergabe, hervorragend das Talent, im Dialog die Situation festzuhalten. Niemand wird leugnen können, daß er die Armee auf eine Höhe gebracht, die sie befähigte, im Weltkriege vier Jahre einer Welt von Feinden zu widerstehen und Unsterbliches zu leisten. Daß die Armee bei Kriegsausbruch nicht sofort die genügende Zahl ausgebildeter Mannschaften hatte, ist nicht seine Schuld, sondern bleibt an den parlamentarischen Verhältnissen haften. Was ist in Deutschland nicht alles geschaffen worden durch seine vielfachen Anregungen auf allen Gebieten. Freilich, Kaiser Wilhelm hat den Fürsten Bismarck entlassen. An dieser Tatsache kann kein Deutscher ohne Leid vorübergehen. Aber an der Entstehung seines Entschlusses bis zur Reife soll auch niemand achtlos vorübergehen. Denn wie wurde der Kaiser von verantwortlichen und unverantwortlichen Beratern gehetzt und geschoben! Vor allem vom Grafen Waldersee und noch mehr, wenn er auch mit sei-

nen indirekten Mitteln im dunklen zu arbeiten wußte, von Herrn von Holstein, auch Herr von Böttcher und General von Verdy — nicht zu vergessen Herr von Marschall — tragen zweifellos einen erheblichen Teil von Mitverantwortung. Man muß diese Zeit miterlebt haben! Auch kann man zur Entschuldigung anführen, daß der große Staatsmann, der an seinen alten Herrscher gewohnt war, mit dem er 27 Jahre lang so Großes vollbracht in harmonischem Zusammenklang, es dem jungen Kaiser vielleicht nicht leicht gemacht hat, der seinerseits verantwortungsfreudig seinen Weg gehen wollte, nicht bedenkend, daß die Weisheit und Erfahrung dieses einzigen Mannes ihm und dem deutschen Volke trotz aller Unbequemlichkeit bis zum letzten Atemzuge zu erhalten war. Denn dieser Riese war eine Flotte und eine Armee wert. So haben ihn wenigstens seine zeitgenössischen Gegner eingeschätzt. Wäre der große Staatsmann bis zu seinem Tode im Amte belassen worden, so wäre der Admiral von Tirpitz mit seinen großen Flottenplänen, die die Hauptursache der englischen Entfremdung sind, wohl nicht durchgekommen. Denn der Kanzler hatte einst, als ihn jemand fragte: „Jetzt sind Durchlaucht doch für den Bau der Flotte gewonnen, nachdem wir Kolonien haben und sie eventuell verteidigen müssen," geantwortet: „Die deutschen Kolonien werden durch die deutschen Armeekorps auf dem Festlande verteidigt."

Ich will, anschließend an meine vorstehenden Betrachtungen über Kaiser Wilhelm II., auch über die Kaiserin Augusta Viktoria mich kurz äußern. Sie war das Vorbild einer liebenden Gattin und fürsorglichen Mutter und eine treffliche Königin. Was

hat sie alles im Frieden in der Vorbereitung und im Weltkriege in der Ausübung der Kranken- und Verwundetenpflege geleistet! In der mustergültigen Pflichterfüllung hat sie ihre schon bei Ausbruch des Krieges nicht mehr ganz kräftige Gesundheit eingebüßt und dadurch ihren frühzeitigen Tod herbeigeführt. Vielleicht ging die Kaiserin in der Bewunderung ihres Gatten zu weit, denn ich war immer der Ansicht, daß eine kluge und energische Frau vieles tun kann, um ihren Mann zu fördern und ihm zu helfen. Dies gilt ganz besonders von einer Königin. Sie sollte berufen sein, in der Besprechung der Begebenheiten solche Punkte zu berühren, welche Minister und Ratgeber nur schwer anschneiden können. Ein Zeichen von ihrer warmen Herzensgüte will ich noch erwähnen. Meine arme Frau lag krank mit schwerem Beinbruch im Hedwigs-Krankenhaus. Unsere geliebte Tochter war sterbend zu ihr dorthin gebracht worden. Ich im Hauptquartier. Auf die Nachricht davon, fuhr die Kaiserin spät in der Nacht, schon selbst recht leidend, von Potsdam nach Berlin, um meiner Frau beizustehen in dieser schwersten und traurigsten Stunde.

Ich will nun auch noch bei dieser Gelegenheit die Umgebungen der alten Majestäten besprechen, wie mir dieselben erschienen, und ich kann mich nicht dem Urteil des Fürsten Eulenburg anschließen, der das ganze Gefolge als mumienhaft bezeichnete. Generaladjutant Graf Goltz war freilich mehr als erlaubt zerstreut. Er war aber eine vornehme Erscheinung, mit guten Formen und ritt noch wie ein ganz junger Mensch. Generaladjutant von Albedyll war ein sehr bedeutender Kopf, der es meisterhaft verstand, in alle militärischen Kabinettorders Seiner Majestät die Seele dieses

gütigen Herrn hineinzulegen. General Fürst Radziwill, den Seine Majestät als Verwandten behandelte und du nannte, war ein vornehmer alter Herr mit glänzenden Formen, der freilich etwas unter dem Temperament seiner Gemahlin zu leiden hatte. General Graf Lehndorff war klug und von jugendlicher Frische. Bei Seiner Majestät und dem Fürsten Bismarck gleich beliebt, hat er wohl oft und glücklich zwischen beiden vermittelt. Der Chef des Zivilkabinetts, Herr von Wilmowsky, war der vorbildliche, preußische, pflichttreue Beamte, der — ebenso wie sein Hoher Herr — von morgens bis in die Nacht hinein arbeitete, niemals die Grenze seines Ressorts überschreitend. Die Adjutanten von Plessen und von Petersdorff, von Borke, Prinz Heinrich XVIII. von Reuß, waren als in der Armee tüchtig geltende Offiziere ausgesucht. Die Oberhofmeisterin, Gräfin Perponcher, war eine vornehme, liebenswürdige Dame mit viel Welt. Die Palastdame Gräfin Oriolla, stark aufgeregt, beinahe nicht normal zu nennen, machte dem Hofmarschallamt viele Unbequemlichkeiten mit ihren ewigen Klagen über die ihr zugewiesenen Lakaien. Die Palastdame Gräfin Hacke war eine Persönlichkeit, von der ich nie begriffen, daß die Kaiserin sie in ihrer Umgebung hatte. Sie soll aber alle Wohltätigkeitsangelegenheiten glänzend bearbeitet haben. Der Oberhofmeister Graf Nesselrode, dessen scharmante Tochter auch Dienst als Hofdame tat, war ein lustiger Rheinländer, der das unverfälschte Deutsch seiner Heimatprovinz sprach. Beim Fürsten Bismarck war er freilich sehr schlecht angeschrieben. Ich glaube, wohl mit Unrecht. Er stand in dem Ruf, daß er die Kaiserin in Kulturkampfsachen beeinflusse. Meiner Ansicht nach hat die

Kaiserin nie auf ihn gehört. Kammerherr und Kabinettsrat war mein alter Rekrutenoffizier aus Bonn, Bodo von dem Knesebeck, ein feingebildeter charmanter Herr. Oberzeremonienmeister war der frühere Hofmarschall des Kronprinzen, der spätere Oberhofmarschall und Hausminister Kaiser Wilhelms II., Graf August Eulenburg, ein selten bedeutender Mann, mit politischem Flaire, der jede Stellung im Innern, vom Reichskanzler angefangen, sicher glänzend ausgefüllt hätte, aber auch jeden Botschafterposten, jedenfalls der geschickteste Hofmann, der mir in den vierzig Jahren in allen Ländern vorgekommen.

Alle diese Menschen waren mir jedoch lieber, als der Fürst Eulenburg, von dessen Buche ich den Eindruck habe, daß es nur im propriam gloriam geschrieben. Nun habe ich auch das Buch des Herrn Professor Johannes Haller über den Fürsten Eulenburg gelesen. Da ich bei der Schilderung des Konfliktes mit Duellforderung Eulenburg kontra Holstein genannt werde und der Fürst in seinen Aufzeichnungen erwähnt, daß ich mit der Beilegung einverstanden gewesen, will ich den Hergang genau erzählen.

Ich war damals im Begriffe, mich zu einem Diner zu begeben, als mich mein Landsmann und alter Jugendfreund, der württembergische Gesandte Freiherr von Varnbüler antelephonierte und mir mitteilte, er müsse mich in einer sehr dringenden Angelegenheit, die nicht am Telephon erörtert werden könne, sofort sprechen. Ich erwiderte:

„Ich fahre soeben zu einem Diner, stehe aber von 11 Uhr 15 ab zur Verfügung."

Varnbüler erschien und gab mir einen Brief zu lesen, den Herr von Holstein an den Fürsten Eulenburg gerichtet hatte, einen Brief, wie ich noch nie einen gelesen, voller Beschimpfungen und Drohungen gemeinster Art. Die graue Eminenz hatte dem Fürsten in seinem Schreiben gedroht, seine Verfehlungen der Öffentlichkeit zu übergeben, falls er noch einmal auf öffentliche Ämter ambitioniere. Ein Gentleman konnte so etwas nicht schreiben, sondern nur ein haßerfüllter Narr, oder ein Mensch, welcher unter allen Umständen ein Duell erzwingen wollte, oder einer, welcher von der Feigheit seines Gegners überzeugt war und diesen erledigen wollte. Varnbüler bat mich nicht um meine Mitwirkung, die ich wohl auch versagt hätte. Der Fürst war mir nicht sympathisch, wir waren zu verschiedene Naturen, und Ehrenschutz kann man nur Freunden gewähren. Varnbüler wünschte, wie gesagt, nur meinen Rat. Ich war empört über das Vorgehen von Holstein, einen Menschen in dieser Weise anzufallen, und nach der Auffassung, die mir mein Vater über das Duell eingeimpft hatte, lag der Fall vor, wo der Beleidigte mit ruhigem Gewissen einen solchen Wegelagerer beseitigen konnte. Eine kurze Frage an Varnbüler: „Wird der Fürst die letzten Konsequenzen ziehen und schießen?" beantwortete Varnbüler mit: „Ja. Jedenfalls werden wir ihn als Helden frisieren."

Ich besprach noch die Art der Forderung mit Varnbüler, die bis zur Kampfunfähigkeit lauten müsse. Ich schrieb dann das nachstehende Telegramm an Herrn von Holstein auf:

„Dringend mit Retour-Rezipisse — ich ersuche Euer Exzellenz in einer Angelegenheit, die nach Sonnenaufgang erledigt sein muß, mich sofort zu empfangen."

Varnbüler unterzeichnete und wir sandten das Telegramm sofort ab. Ich sagte Varnbüler, Mitsekundant wolle ich nicht sein, könne es auch nicht, selbst wenn ich wolle, da ich in aller Frühe Seine Majestät zu einer Truppenbesichtigung nach Döberitz zu begleiten hätte. Als ich gegen sechs Uhr nachmittags von dort zurückkam, erzählte mir Varnbüler, Holstein habe in seiner Antwort um kurzen Aufschub gebeten und dann sei das Protokoll zustande gekommen, welches im Buch Haller steht: „Nachdem der Fürst zu Eulenburg auf sein Ehrenwort erklärt hat, daß er zu meiner Entlassung in keiner Weise mitgewirkt hat, auch allen gegen mich gerichteten Presseangriffen vollständig fernstehe, ziehe ich die in meinem Briefe an ihn am 1. ds. Mts. gebrauchten verletzenden Ausdrücke hiermit zurück.“ Für mich war Holstein, der mir immer eine direkt unangenehme Persönlichkeit gewesen, durch sein Verhalten in dieser Sache gerichtet. Erst einen Menschen à mort beleidigen, nachher angepackt, um Aufschub bitten und dann Zurücknahme, das steht nicht in meinem Ehrenkodex. Aber auch der Fürst Eulenburg durfte die Holsteinsche Erklärung nicht annehmen. Zur ganz richtigen Beurteilung der Situation hätte Professor Haller auch den Inhalt des Holsteinschen Briefes veröffentlichen müssen. Als ich Varnbüler bemerkte, mit dieser Erklärung des Herrn von Holstein hätte ich mich als Sekundant niemals einverstanden erklärt, meinte er, auch ihm sei es unendlich schwer gefallen, aber nach Ansicht aller maßgebenden Persönlichkeiten im Auswärtigen Amt hätte das Duell unendlichen Staub aufgewirbelt und mußte aus Staatsinteresse unterbleiben. Wenn meine Ehre so angegriffen worden wäre, wie es hier beim

Fürsten Eulenburg der Fall, gäbe es kein Einlenken. Mir wäre Herr von Holstein nicht entkommen. Wäre der Fürst Eulenburg meine in dem Telegramm an Holstein vorgezeichneten Bahnen gewandelt, so war die Sache erledigt und wahrscheinlich der ganze Eulenburgskandal vermieden. Denn das war ja vorauszusehen, daß der zielbewußte, krankhafte Intriguenspinner Holstein nunmehr seine Beziehungen zu Harden benützen würde, um Eulenburg zu Fall zu bringen. Es ist ein neuer Beweis, daß nicht nur im öffentlichen, sondern auch im Privatleben nur konsequente Energie zum Ziele führen kann. Professor Haller hat ja versucht, die öffentliche Meinung über den Fürsten Eulenburg umzustimmen. Es gibt viele Beispiele, nach welchen der Fürst Seinem Kaiserlichen Herrn die Wahrheit gesagt und geschrieben haben soll. Aber die sind immer in soviel Weihrauch gehüllt, daß sie nur schwer wirken konnten.

Im Juni 1885 ging Graf Perponcher einige Tage auf Urlaub nach Holland. Ich führte daher das Hofmarschallamt. Der Hofmarschall hatte täglich Vortrag bei dem Kaiser, so auch ich als dessen Vertreter. Ich war in großer Aufregung, als ich das erstemal als Vortragender zum alten Herrn ging. Der Kaiser empfing mich stehend, mit dem Rücken an seinen Schreibtisch gelehnt. Seinen Überrock hatte er offen, so daß man die weiße Weste sah, die er darunter trug. So hat ihn der Maler Richter in einem Bilde glänzend der Nachwelt überliefert. Ich begann nun meinen Vortrag. Plötzlich sagte der Kaiser:

„Verzeihen Sie einen Augenblick, die Wachtparade kommt. Es steht ja schon im Bädecker, daß ich mich dem Publikum zeigen muß."

Er schloß seinen Überrock, trat an das Fenster und verbeugte sich mehrmals vor der zu Hunderten von Menschen versammelten, jubelnden Menge. Dann sagte der Kaiser:

„Bitte fahren Sie fort."

Zum Schlusse des Vortrags zeigte ich Seiner Majestät noch ein Placement zu einem Diner von 36 Personen, das abends stattfinden sollte. Solche Diners fanden gewöhnlich einmal in der Woche statt. Dazu wurden diejenigen Persönlichkeiten geladen, die, nach Berlin gekommen, sich bei Majestät melden wollten, oder solche, die im Militär- oder Zivildienst eine Beförderung erfahren hatten. Der Kaiser sah sich das Placement genau an und sagte:

„Ach, setzen Sie lieber den Herrn, der rechts neben mir sitzt, in das Visavis".

Der Betreffende war ihm augenscheinlich nicht angenehm. Ich sagte mir, wenn ich das so mache, kommt morgen sicher eine Beschwerde. Die große Partei Preußens, welche am Hof keine Süddeutschen wünschte, hätte natürlich mit Recht gesagt: „gleich bei seiner ersten Tätigkeit begeht er eine große Ungeschicklichkeit," und ich hätte doch nicht sagen können: Seine Majestät hat es befohlen. — Dies alles fuhr mir durch den Kopf, doch wußte ich nicht, ob ein Leutnant dem alten 89jährigen Kaiser etwas entgegnen dürfe. Schließlich siegte mein schwäbischer Dickkopf und ich äußerte:

„Gestatten Euer Majestät, daß ich etwas sage."

„Bitte sehr," antwortete der Kaiser.

„Wenn ich es so mache, wie Euer Majestät die Gnade hatten, soeben zu befehlen, dann bin ich im Widerspruch mit den von

Euer Majestät befohlenen Reglements, nach denen ich das Placement gemacht habe."

Der alte Herr sah mich mit seinen lieben Augen freundlich an, legte mir die Hand auf das Epaulett, klopfte mich und sagte:

„Es bleibt, mein junger Freund, wie Sie es gemacht haben."

Das machte großen Eindruck auf mich und die kleine Episode verkörpert so recht die ganze Art dieses herrlichen, abgeklärten Fürsten. Groß war auch in allem seine Einfachkeit. Wie schonte er seine Sachen! Ich war einmal Zeuge, als der Kaiser unerwartet aus dem Zimmer in die Halle trat, um in den Wagen zu steigen. Der diensthabende Jäger stürzt sich auf den Pelz, um Seiner Majestät denselben umzugeben. Da sagte der alte Herr:

„Nicht doch mit den dicken Daumen in den guten neuen Pelz so fassen."

Ich fragte den Jäger, ob der Pelz ganz neu sei. Er antwortete: „Er ist noch ein Geschenk des Kaisers Nicolas."

Einstmals kam der Kronprinz Konstantin von Griechenland, der spätere König und Gemahl unserer Prinzessin Sophie, von Leipzig, wo er studierte, nach Berlin, um Seiner Majestät aufzuwarten. Er wurde um 5 Uhr zur Tafel geladen und sollte sich vorher bei seiner Majestät melden. Der junge Prinz muß dem alten Herrn bei dieser Unterhaltung sehr gut gefallen haben; denn er gab ihm ganz spontan von seiner Brust den Stern vom schwarzen Adlerorden, sagte aber:

„Ich erbitte mir ihn zurück, da ich diesen von meinem seligen Vater habe. Sie bekommen einen andern zugesandt von der General-Ordenskommission."

Nach dem Diner gab mir der Kronprinz den Stern zurück, zur Wiedererstattung an seine Majestät. Ich begab mich in das Vorzimmer des Kaisers, wo der Kammerdiener Engels stand — es hatten immer zwei Kammerdiener Dienst — und sagte ihm, er möge mich bei Seiner Majestät melden, da ich ihm noch etwas abzugeben habe. Engels meinte: „da müssen Sie noch warten, der Kaiser zieht sich jetzt um.“ Wozu denn jetzt um $7\frac{1}{2}$ Uhr noch umziehen, fragte ich? Da antwortete mir der Kammerdiener ganz empört: „Nu er wird doch nicht mit da gute Dinerhosen ins Theater gehen, so etwas macht unser alter Herr nicht.“

Reisen mit dem alten Kaiser

Ende Juni traten wir im Gefolge Seiner Majestät die übliche Sommerreise an, die uns zuerst nach Ems führte. Dort hatten wir täglich zwei Mahlzeiten mit dem Kaiser, wobei man den Hohen Herrn so recht nach Herzenslust beobachten konnte. Der Kaiser gebrauchte sehr genau seine Brunnenkur und nahm täglich Bäder. Abends besuchte er das Theater. Die Arbeit wurde aber während der Kur nicht ausgesetzt, täglich fanden Vorträge statt und stundenlang saß er am Schreibtisch. Auch die Art des Reisens war nicht bequem für den alten Herrn eingerichtet. Er hatte einen sehr schlechten, alten, rappeligen Salonwagen, in welchem ihm für die Nacht ein Lager bereitet wurde. In diesem Wagen fanden auch noch die älteren Herren der Umgebung ihre Unterkunft, wir Jüngeren hatten einen noch schlechteren Wagen. Die Hofräte und die Dienerschaft fuhren in gewöhnlichen Coupés. Auch der Reiseplan war nicht sehr bequem für Seine Majestät aufgestellt. Weil dies seit Jahren nun einmal immer so gewesen, mußte das erste Frühstück um 6 Uhr 30 morgens in Gießen in der Bahnhofsrestauration eingenommen werden, wozu der alte Herr schon um 6 Uhr aufstand.

Das Leben spielte sich auf Reisen immer in Zivil ab. Nur einmal während des Aufenthaltes war der Kaiser in Uniform, wenn er dem aus Bonn befohlenen Offizierkorps seines Königs-Husarenregiments das übliche Diner gab. Damals war es in Ems sehr

heiß und Seine Majestät fiel eines Morgens am Schreibtisch in eine tiefe Ohnmacht, aus welcher ihn die Ärzte nur sehr schwer nach Stunden wieder erwecken konnten. Der Aufenthalt in Gastein, die dortige herrliche Luft und die Bäder haben den Kaiser aber wieder vollkommen hergestellt.

Im Juni war der Bayernkönig Ludwig II. in sehr tragischer Weise, wie ja allgemein bekannt, ums Leben gekommen und Seine Majestät wollten dem Prinzregenten in München einen Besuch abstatten. Der Kaiser erzählte uns im Anschluß der Besprechung der Reiseroute, wie er dem verstorbenen König das letztemal begegnet:

„Ich saß auf der Fahrt zwischen Augsburg und München in meinem Salonwagen, um den König in München aufzusuchen. Es war noch viel Zeit bis zum Anlegen der Uniform, als plötzlich mein Extrazug mitten auf dem Felde hält. Ich erhebe mich, um nachzusehen, was los sei, da geht die Türe auf und mein Neffe, der König Ludwig, im Paradeanzug seines preußischen Husarenregiments Nr. 8 mit dem Band des schwarzen Adlerordens erscheint und begrüßt mich mit den Worten, er wäre mir entgegengefahren und habe meinen Zug halten lassen, um mir den unbequemen Besuch in München zu ersparen.

‚Vor allem möchte ich aber,' fuhr der König fort, ‚meiner großen Freude und Genugtuung Ausdruck verleihen, daß der Fürst Bismarck in den letzten Tagen dem auf ihn verübten Attentat in Kissingen entronnen'.

Auf meine Entgegnung: ‚da muß ich mich ja ganz besonders freuen, da er ja mein Reichskanzler und Ministerpräsident,' sagte

der König ‚nein wir andern Bundesfürsten; denn ohne ihn hättest du uns ja längst abgesetzt'."

Der Kaiser fügte hinzu:

„Ich habe dies bisher nie erzählt, hatte aber damals schon den Eindruck, daß der arme König nicht mehr ganz normal, obgleich er zu derselben Zeit die geistvollsten Briefe schrieb, aus denen man nicht auf seine geistige Zerrüttung schließen konnte."

Bald nach dem Ohnmachtsanfall des Kaisers kam die Kaiserin Augusta von Koblenz nach Ems auf eine Stunde zum Besuch ihres Gemahls. Sie war damals schon recht elend, konnte kaum noch gehen, die Treppen wurde die Hohe Dame getragen und in den Zimmern fuhr sie im Rollstuhl, der auch in ihren Wagen, der dafür gebaut war, geschoben werden konnte. Die Reise sollte ganz inkognito vor sich gehen. Auf dem Bahnhof fand kein Empfang statt, Graf Perponcher und ich empfingen Ihre Majestät an der Treppe. Oben im ersten Stock stand Seine Majestät mit einem großen Blumenarrangement.

„Nein, wie aufmerksam und freundlich von dir," meinte die Kaiserin, „die schönen Blumen!"

Der ehrliche alte Herr antwortete:

„Graf Perponcher hat sie für mich bestellt."

Die Kaiserin schien ein wenig enttäuscht.

Ende Juni ging der Kaiser auf drei Tage nach Koblenz, wo die Kaiserin sich, ebenso wie in Baden-Baden, ganz als Wirtin betrachtete. Die Zuständigkeit des Hofmarschallamtes war völlig ausgeschaltet. Die Honneurs machte immer der betreffende Kammerherr aus dem Rheinland, der den Dienst bei Ihrer Majestät

hatte. Die Militär- und Zivilbehörden wurden im Namen Ihrer Majestät eingeladen, auch das Offizierkorps ihres Regiments Augusta mit ihren Damen. Ich entsinne mich, daß mir der Kaiser bei einem Aufenthalt in Baden einmal einen Auftrag erteilte, der die Hofhaltung betraf. Doch plötzlich zog er ihn wieder zurück mit der Bemerkung:

„Hier haben wir ja nichts zu sagen."

Von Koblenz fuhren wir nach Augsburg, um dort in dem Hotel drei Mohren zu übernachten, da am andern Tage mittags auf dem Bahnhofe in München die Entrevue mit dem Prinzregenten stattfinden sollte, daran anschließend ein kurzes Frühstück in den Fürstenzimmern.

Der Kaiser wünschte, in München nicht durch die Stadt nach der Residenz zu fahren, weil er Ovationen des Publikums vermeiden wollte, während das ganze Land um seinen heimgegangenen König trauerte. Dieser Zug des Kaisers ist wieder einer der vielen Beweise für sein großes Feingefühl. Wir kamen gegen 7 Uhr abends in Augsburg an. Jeder Empfang war abgelehnt. Als der Kaiser aber aus dem Bahnhofsgebäude trat, um den Weg zur Fahrt nach dem Hotel zu besteigen, riefen Zehntausende von Menschen „Hurra". Der Kaiser war sichtlich bestürzt und sagte ziemlich heftig, was ich bei ihm beinahe nie erlebt, zum Grafen Perponcher:

„Wie ist so etwas möglich, ich hatte jeden Empfang abgelehnt und wollte ganz inkognito hier ankommen. Was soll der Prinzregent von mir denken, wenn ich mich hier so empfangen lasse."

Auf dem Bahnhof war von offiziellen Persönlichkeiten, da alles dem Allerhöchsten Befehl gemäß abbestellt, nur der Oberbürgermeister der Stadt, der Reichstagsabgeordnete Fischer, anwesend. Er antwortete dem Kaiser:

„Majestät können wohl den Behörden gebieten, aber nicht den Herzen des bayerischen Volkes, die ihrem geliebten Kaiser warm entgegenschlagen und dies zum Ausdruck zu bringen wünschen."

Bei unserer Ankunft im Hotel war die Menschenansammlung noch viel stärker, als am Bahnhof. Die Leute gaben freudig erregt, jedoch in mustergültiger Haltung, ihrem Verlangen Ausdruck, Seine Majestät zu sehen. Der Kaiser mußte auf den Balkon treten und sich vor der Menge verbeugen. Einer der Flügeladjutanten bemerkte:

„Dieser Empfang ist ja ganz fabelhaft, so etwas habe ich selbst in den alten preußischen Provinzen noch nicht erlebt."

Der Kaiser sah sehr ernst aus, strich sich den Schnurrbart und sagte:

„Ja, es ist besser, als wenn sie pfeifen, das habe ich auch schon erlebt."

Am andern Tage fand die Entrevue auf dem Münchener Bahnhof statt. Die ganze bayerische Königsfamilie war zugegen, Minister, Generalität und Hofstaaten. Ein einfaches Frühstück mit einem kühlen Trunke des herrlichen Hofbräues mundete bei der großen Hitze ausgezeichnet. Der Regent erinnerte mich in seiner vornehmen, liebenswürdigen Art sehr an unseren Kaiser. Nach einer Stunde wurde die Reise nach Gastein fortgesetzt, bis Lend in der Eisenbahn, da dem Rest des Weges damals noch der

Schienenstrang fehlte. Für diese Strecke stand österreichische Extrapost bereit, die Wagen ohne Gummiräder, was für den alten Herrn recht unbequem war. Die Sparsamkeit des Kaisers hatte aber die Mitnahme eines eigenen Wagens nicht zugelassen. Erst im nächsten Jahre haben die Ärzte die Mitführung eines Wagens aus dem Marstall durchgesetzt, während die Bespannung noch weiter von den Postbehörden gestellt wurde. Die Mitnahme von Pferden nach dem Auslande hätte der Kaiser nie gestattet.

In Gastein blieb der Monarch drei Wochen. Es war ein köstlicher Aufenthalt. Bei kräftiger Luft und herrlicher Gegend sowie guter österreichischer Hotelküche. Wir dinierten immer, wie auch in Ems, zweimal des Tages mit dem Kaiser. Nachmittags wurde mit Seiner Majestät Kegel geschoben. Beinahe jeden Abend ging der Kaiser zur Gräfin Lehndorff-Steinort zum Tee, wo auch alljährlich von der Gräfin eine kleine Theatervorstellung veranstaltet wurde. In Gastein weilten auch viele vornehme Österreicher mit ihren Damen zur Kur. Mit ihnen promenierte der Kaiser, sah sie bei der Gräfin Lehndorff, die Herren wurden öfters zur Tafel befohlen. Auf der Rückseite wurde in Salzburg genächtigt, dann kam der alljährliche Aufenthalt in Babelsberg bis zur Herbstparade. Nach einigen Tagen traf auch Ihre Majestät aus Baden-Baden in Babelsberg ein. Die ersten drei Tage vor dem Eintreffen Ihrer Majestät verbrachten der Adjutant vom Dienst, damals Fürst Anton Radziwill, und ich allein den Abend mit Seiner Majestät. Jene Abende haben mich ganz besonders interessiert, da mir der Kaiser sehr viel aus seiner Jugend, aus den Feldzügen und seiner militärischen Zeit als Prinz erzählte. Bei der Er-

Kaiser Wilhelm I. fährt in Babelsberg

zählung der weit zurückliegenden Jahre war das Gedächtnis des alten Herrn ganz besonders scharf. Der Kaiser entsann sich z. B. noch ganz genau auf die Namen der einzelnen Güter und kleinen Städte, in denen er als kommandierender General in den Manövern im Quartier gelegen. Ich fragte bei dieser Gelegenheit den Kaiser, ob er Napoleon den Ersten gekannt habe. Er verneinte: „Aber mein Bruder."

Aus meiner Vortänzerzeit muß ich noch eine kleine Episode mit Seiner Majestät erzählen. Ich führte einen Ball beim Hausminister von Schleinitz, wozu die Majestäten erschienen waren. Ein Offizier des Garde-Kürassierregiments warf die englische Botschafterin Lady Ampthill, welche sehr groß war und leidenschaftlich tanzte, auf das Parkett, daß es dröhnte. Seine Majestät kam sehr erregt auf mich zu und sagte:

„Wie heißt der Offizier? Er darf nie wieder eingeladen werden, ehe er tanzen kann. Unerhört, eine Botschafterin hinzuwerfen."

Ich entgegnete: „Majestät, ich bitte mich allergnädigst zu entschuldigen, da ich aber so rasch nach dem Namen gefragt werde, ist derselbe mir entfallen."

Der Kaiser drohte mir mit dem Finger und sagte:

„Wenn man vortanzt, sollte man alle Offiziere kennen, aber besonders diejenigen in der eigenen Brigade," fügte aber dann schon wieder, freundlich lächelnd hinzu:

„Er soll sich zurückhalten und nicht gerade mit Botschafterinnen tanzen, ehe er das Metier versteht."

Den Tag vor der Herbstparade machte seine Majestät in Babelsberg, da er seit Juni nicht geritten hatte, einen Reitversuch. Als

der Kaiser eben aufgesessen war, stieg das Pferd, so daß der Kaiser stürzte, gottlob ohne sich zu verletzen. Die Ärzte wandten aber von nun ab ihren ganzen Einfluß auf, um das Reiten gänzlich zu verhindern, weil der Kaiser immer Beschwerden davon hatte. Von diesem Termin ab hat er alle künftigen Paraden, Besichtigungen und Manöver im Wagen mitgemacht, jedoch war ihm das sehr unangenehm. Er pflegte zu sagen:

„Ich schäme mich. Ich erscheine ja gar nicht mehr felddienstfähig."

Zu jeder Besichtigung und Parade legte der Kaiser aber immer noch die Hosen mit dem Reitbesatz an, in der entschiedenen Absicht, zu Pferde zu steigen. Die Ärzte wurden aber auf dem Platze dann immer so energisch vorstellig, daß der Kaiser schließlich nachgab. Nach der Parade besichtigte der Kaiser zwei Kavalleriedivisionen in der Mark Brandenburg.

Die Manöver fanden im Elsaß und Lothringen statt. Als Gäste wohnten denselben unter anderen der spätere König Ludwig III. von Bayern bei. Zum ersten Male war seit vielen Jahren ein bayerischer Prinz wieder am preußischen Hofe erschienen. Dies hatte der König nie mehr zugelassen in seiner Verstimmung über die Kaiserproklamation in Versailles, die er dahin aufgefaßt hatte, daß Deutschland wieder ein Wahlreich würde, infolgedessen auch die Wittelsbacher wieder einmal eine Chance hätten. Aber mit dem Festlegen der Kaiserwürde auf das Hohenzollernhaus war er nicht einverstanden. Ferner waren anwesend: Der zukünftige König Wilhelm II. von Württemberg, der Großherzog Friedrich von Baden und viele andere Fürstlichkeiten. Vor den Majestäten fand

auch ein Zug der Bevölkerung in Landestracht statt. Der Großherzog von Baden sagte mir:

„Das sehe ich nun zum dritten Male, dereinst unter König Louis Philipp von Frankreich, dann unter Kaiser Napoleon III. und nun unter unserem Kaiser. Der Enthusiasmus ist immer der gleiche."

Bei dem Einzuge von Poincaré nach dem Weltkriege soll der Jubel ganz besonders groß gewesen sein. So sind nun einmal die Grenzvölker. Es wird auch wieder anders kommen und die Elsässer werden sich darauf besinnen, daß sie Deutsche sind.

Von Straßburg ging es nach Metz. Dort entstand in der Nacht ein Brand, ich glaube mich zu entsinnen, im Dom. Der Kaiser begab sich zum Brandplatze, besichtigte die Löscharbeiten und stand mitten unter der Bevölkerung, so dicht an der französischen Grenze. Wieder ein Beweis seines großen persönlichen Mutes. Er war ein Gegner jeden polizeilichen Schutzes und meinte „gegen Attentate gibt es nur Gottes Hand."

Nach dem Manöver ging Seine Majestät, wie alljährlich, nach Baden-Baden, wohin auch Ihre Majestät folgte. Die Herrschaften waren in der Villa Meßmer in recht kleinen Zimmern untergebracht. Das Gefolge wohnte im Europäischen Hof. Zu Tisch wurden wir befohlen und des Abends zum Tee, nie mehr als 16 Personen, da das Speisezimmer so klein war. Da Graf Perponcher nicht anwesend war, vertrat ich den Hofmarschall. Die Speisen, welche den Majestäten serviert wurden, waren nicht gut zu nennen, dabei war alles recht teuer. Um für die Majestäten nach ganz kurzer telegraphischer Vorherbestellung die Zimmer das ganze Jahr über anfordern zu können, mußte eine ziemlich hohe

Pauschalsumme jährlich bezahlt werden. Ich ließ mir eines Tages Herrn Meßmer, den Besitzer, kommen und machte ihm Vorhaltungen über die Verpflegung. Er entgegnete:

„Seit Jahrzehnten sind die Majestäten, der Oberhofmarschall und der Hofmarschall immer mit allem äußerst zufrieden gewesen, nie ist ein Wort des Tadels gefallen und nun machen Sie junger Herr diese Ausstellungen. Ich kann die Majestäten nicht anders bedienen, wie bisher, und wäre auch nicht in der Lage, die Hohen Herrschaften wieder aufzunehmen, wenn etwas anderes von mir verlangt wird."

Ich entgegenete:

„Ich verbitte mir diesen unverschämten Ton, verlassen Sie das Zimmer."

Nach einigen Stunden erhielt ich den Besuch des Generaladjutanten, Graf Goltz mit der Mitteilung, er käme von Ihrer Majestät. Die Kaiserin wäre sehr traurig, daß ich den armen, braven Meßmer so schlecht behandelt hätte. Ich hätte sonst so gute Formen, aber ich hätte wohl geglaubt, meine Rekruten noch vor mir zu haben. So schroff darf man bei Hofe doch nicht sein. Meßmer war natürlich zur Kammerfrau Ihrer Majestät gegangen und diese hatte es Ihrer Majestät erzählt. Ich sagte mir, wenn die Majestäten zufrieden sind, was ihnen hier geboten wird, soll es mir auch recht sein und ließ den Dingen freien Lauf. Im Winter fanden die Hofjagden statt, wobei der alte Herr noch ganz fleißig mitschoß. Im Dezember machte der Prinzregent von Bayern seinen Gegenbesuch in Berlin und anfangs des nächsten Jahres kam der König Oscar von Schweden.

Die alten Majestäten

Am 1. April 1886 wurde ich Kammerherr, dem Hofmarschallamt attachiert und zu den Reserveoffizieren des Regiments versetzt. Seine Majestät sagte mir bei der Meldung:

„Es tut mir leid, Sie aus meiner Armee herauszunehmen, ich brauche Sie im Hofdienst. Aber auf Leben und Sterben habe ich Ihnen auf drei Jahre durch Kabinettsorder den Rücktritt in die Armee offen gehalten."

Im Frühjahr fand wieder die Reise nach Ems, Koblenz, der Mainau und Gastein statt. Dort Entrevue mit den Österreichischen Majestäten. Ich wurde nun den Herrschaften, die ich schon des öfteren in Wien von weitem gesehen, vorgestellt. Auch politische Unterhandlungen fanden in Gastein statt, wozu Fürst Bismarck, Graf Herbert und Graf Kalnocky erschienen waren. Als der Kaiser auf die Majestäten zum Diner wartete (es waren außer mir noch Graf Perponcher, Graf Lehndorff im Salon anwesend), sagte Seine Majestät:

„Ich habe mich sehr gefreut heute, Herr von Reischach. Sie haben in Ihrem Paradeanzug sehr gut ausgesehen."

Graf Lehndorff, der auch Gardes-du-Corps-Offizier gewesen, meinte: „die schöne Uniform hat heute sogar die malerischen österreichischen Uniformen geschlagen." Seine Majestät entgegnete:

„Es kommt darauf an, wer darin steckt."

Als nach Tisch unser Kaiser die Kaiserin Elisabeth die Treppe hinunterführen wollte, rief Kaiser Franz Joseph:

„Bitte, nicht Wilhelm, Elisabeth die steile Stiege hinunterführen."

„Es ist ganz unmöglich, daß ich Ihre Majestät nicht geleite," entgegnete der Kaiser.

„Du bist in österreichischer Oberstenuniform, ich befehle dir, oben zu bleiben."

Der Kaiser, der so ganz Soldat war, verbeugte sich, die Richtigkeit der Bemerkung anerkennend, stramm militärisch und blieb oben.

Von Gastein aus wurde wieder der übliche Aufenthalt in Babelsberg genommen. Dort sang eines Tages der Wiener Männer-Gesangverein vor den Majestäten. Ich hatte noch nie so etwas Schönes dieser Art gehört.

Am 18. August wurde im Potsdamer Lustgarten das Denkmal Friedrich Wilhelm I. enthüllt. Der Kaiser hatte persönlich die Griffe für die Truppen kommandiert. Um 5 Uhr fand Diner in Babelsberg statt, zu Ehren des Geburtstages des Kaisers Franz Joseph, mit der ganzen österreichischen Botschaft, unser Kaiser in österreichischer Uniform, die ihn nicht so gut kleidete, wie die preußische. Abends war noch zum Tee eingeladen, ein recht anstrengender Tag für die Majestäten. Beim Tee meinte Ihre Majestät:

„Sehr schön der Platz, den du für das Denkmal gewählt. Mir hatte vorgeschwebt, es würde etwas mehr nach links stehen."

Der Kaiser antwortete nicht, was wohl häufig der Kaiserin

gegenüber vorkam. Entweder wollte er nicht verstehen, oder er hörte nicht, da die Kaiserin immer sehr leise sprach. Sie wiederholte, da sagte Seine Majestät:

„Was sagt die Königin?"

„Er sagte nie „Kaiserin", wenn er von ihr sprach. Ich wiederholte die Worte Ihrer Majestät, da der Kaiser sich an mich gewandt hatte. Darauf er:

„Nein weiter nach links kann ich mir das Denkmal nicht denken. Ich kann doch unmöglich meinen Ahn als Pendant zum Neptunbrunnen aufstellen."

Obgleich es noch nicht Zeit zum üblichen Aufbruch war, klingelte Ihre Majestät nach dem Kammerdiener und ließ sich hinausfahren. Sie war verstimmt.

In den nächsten Tagen litt Seine Majestät an einer leichten Magenstörung. Es gab in Babelsberg immer abends außer Tee, saure Milch und Kirschkuchen. Dies liebte der Kaiser sehr. Er hatte für saure Milch und Kirschkuchen gedankt. Die Kaiserin sagte:

„Es ist sehr gut, daß du keinen Kirschkuchen genommen."

Der Kaiser antwortete nicht. Ihre Majestät wiederholte.

Der Kaiser:

„Was sagt die Königin?"

Ich erwiderte: „Ihre Majestät freuen sich sehr, daß Euer Majestät keinen Kirschkuchen genommen."

Sofort winkte der Kaiser dem Jäger, nahm sich zwei große Stücke und aß sie auf. Er wollte eben nicht, daß von seinem Zustande gesprochen wurde und es war ihm unangenehm, daß die

Kaiserin dies vor den Hofstaaten, vor allem vor den Damen, berührt hatte. In Berlin wurden die Einladungen zum Tee immer von Ihrer Majestät gemacht. Dann mußte der Hofmarschall die Listen Seiner Majestät vorlegen. Als ich eines Tages die Liste vorlegte, war auch ein Professor aufgeführt. Der Kaiser fragte mich:

„Wissen Sie, warum die Königin so oft gerade diesen Herrn einlädt? Er ist immer so laut und spricht so viel."

Als ich verneinte, sagte der Kaiser:

„Laden Sie noch jemand ein, der ihm imponiert, z. B. den Minister Maybach. Da wird er sich stiller halten."

Als wir im Juni 1887 in Ems waren und Ihre Majestät in Koblenz schwer erkrankte, war der Kaiser in großer Unruhe und voller Sorge. Mehrmals wurde täglich nach Koblenz telegraphiert und von dem dortigen Leibarzt Auskunft erbeten. Die Aufregung war für unseren Hohen Herrn für den Verlauf der Kur sehr ungünstig. Die Ärzte waren auch um ihn in Sorge. Ich sagte eines Tages zu dem klugen General von Albedyll:

„Ich kann mir den Kaiser gar nicht erklären. So gut erscheint mir das Verhältnis doch nicht zwischen den beiden Majestäten."

Da meinte der General scherzend:

„Seien Sie erst einmal über 50 Jahre verheiratet, zanken Sie sich jeden Tag mit Ihrer Frau und stehen auf einmal vor der Alternative, daß diese Gewohnheit aufhören soll, dann werden Sie auch unglücklich sein."

Die Kaiserin konnte leicht heftig werden; da sie immer viele Schmerzen zu erdulden hatte, war es wohl begreiflich. Ich stand

einmal mit dem diensthabenden Flügeladjutanten, dem Oberstleutnant von Petersdorff, im Vorzimmer. Er war ein herrlicher Vertreter der preußischen Offiziere, aus dem 1. Garderegiment hervorgegangen, im Kriege schwer verwundet. Erst kurz am Hofe, kannte er sich noch nicht recht aus. Da kam Ihre Majestät im Rollstuhl durchgefahren, um den Kaiser in seinem Arbeitszimmer zu besuchen. Sie fragte:

„Ist General von Loë in der Stadt?"

Ich sagte leise zum Oberstleutnant:

„Diese Frage gilt Ihnen, da es sich um einen Militär handelt."

Petersdorff fragte nun:

„Meinen Euer Majestät den Generaladjutant Freiherr von Loë, oder den Generaladjutant von Loën."

„Den letzteren kenne ich gar nicht," war die ungeduldige Antwort der Kaiserin. Natürlich kannte sie Loën ebensogut, wie Loë. Wer aber die Situation übersah, mußte wissen, daß Ihre Majestät nur den General von Loë meinen konnte, den sie ganz besonders schätzte und der ihr kommandierender General in Koblenz war, während General von Loë ihr ganz fern stand.

Im Herbste hatten wir Manöver vom XIV. und XIII. Korps. Die Paraden fanden in Karlsruhe und Stuttgart statt. Bei der Parade des XIII. Armeekorps in Ludwigsburg ließ mich die Königin Olga an ihren Wagen rufen und fragte:

„Wie gefallen Ihnen die württembergischen Truppen?"

Auf meine Antwort „ganz ausgezeichnet," meinte Ihre Majestät: „Ich dachte, Sie hätten nur noch Sinn für preußische Truppen."

Im allgemeinen waren beide Majestäten aber doch recht gnädig

für mich, trotzdem es sehr ungern gesehen wurde, wenn die Landeskinder in preußische Regimenter eintraten. Ganz im Gegensatz stand dazu der Thronfolger Prinz Wilhelm. Er war Kommandeur des Garde-Husarenregiments gewesen und, obwohl guter Schwabe, ganz preußisch eingestellt. Im Herbst wiederholte sich der übliche Aufenthalt im schönen Baden. Dort sollte die allerhöchste Entscheidung fallen über die Besetzung des Regentenpostens in Braunschweig. Prinz Heinrich XVIII. Reuß, der Flügeladjutant beim Kaiser war, wünschte sich sehr diese Stellung. Auch in der Presse waren schon Stimmen laut geworden, daß die Wahl eventuell auf ihn fallen würde. Der Kaiser hatte den Prinzen sehr gern. Eines Abends, als wir beide allein mit Seiner Majestät beim Tee waren, da Ihre Majestät unpäßlich war, flüsterte mir Reuß zu:

„Frage doch Seine Majestät, wer nach Braunschweig kommt."

Ich wollte es nicht tun, er aber meinte: „Du kannst es ruhig riskieren."

Endlich fragte ich, ob ich eine Frage mir erlauben dürfe. Der Kaiser entgegnete:

„Gewiß."

Als ich dann nach der Besetzung in Braunschweig fragte, meinte der alte Herr:

„Das zu erfahren würde auch mich sehr interessieren." Am andern Morgen stand die Ernennung des Prinzen Albrecht von Preußen im Reichsanzeiger. Weil es aber an dem Abend noch nicht publiziert war, hatte der Kaiser mir nicht geantwortet und mir trotz seiner Liebenswürdigkeit die kleine Lektion gegeben.

So war er immer in allem sachlich und diskret, auch über nicht wichtige Staatsangelegenheiten sprach er nur mit den Ressortvertretern. So konnten auch nie Indiskretionen und Intrigen entstehen.

Der Kronprinz Friedrich

Der Winter verlief wie immer. Der Kaiser feierte seinen 90. Geburtstag. Von allen Fürsten der Welt trafen Deputationen in Berlin ein. Diplomatisches Korps, Staatsministerium, Armee gratulierten, an ihrer Spitze der Kronprinz, der eine lange Ansprache verlas. Zum ersten Male fiel eine Heiserkeit des Kronprinzen auf, die seit seiner Erkrankung an den Masern nicht mehr weichen wollte. Gerüchte kursierten, die nicht verstummen wollten, der Kronprinz leide an Krebs. Durch das ganze deutsche Volk ging ein Gefühl tiefer Trauer, war doch der Sieger von Königgrätz, Wörth und Sedan ein gefeierter und geliebter Held. Die selten ritterliche Erscheinung kam hinzu. Schließlich trat ein großes Konsilium von Ärzten zusammen, um zu beraten, ob eine Kehlkopfoperation vorgenommen werden sollte. Auf sie drangen die deutschen Ärzte. Der Frau Kronprinzessin waren auch ausländische Ärzte, ein bedeutender österreichischer Spezialist und ein Engländer, namens Makenzie, hierzu vorgeschlagen worden. Daß sie sich für den englischen erklärte, werden objektive Menschen verstehen. Es fand eine Untersuchung statt. Bergmann stellte die Diagnose ganz bestimmt auf Krebs. Makenzie, welcher vom Stimmband ein kleines Stück entfernt hatte, verneinte für Krebs, nachdem Virchow dieses Stück nach mikroskopischer Untersuchung für gesund erklärt hatte. Übelwollende Menschen konnten den Verdacht hegen, daß Makenzie das Stück dem gesunden Stimmband entnommen, da ein langes Krankenlager dem behandelnden Arzte

große Einnahmen bringen mußte. Die Frau Kronprinzessin setzte es nunmehr, gestützt auf den Willen ihres Gemahls, durch, daß die fernere Pflege des Kranken dem englischen Arzt übertragen wurde. Ein Sturm der Entrüstung ging durch Preußen. Die deutschen Ärzte legten ein Gutachten im Hausministerium nieder, worin sie sich für Krebs aussprachen und eine Rettung des Hohen Herrn nur durch eine sofortige Operation für möglich erklärten. Ich will hier auf das schärfste der damals allgemein verbreiteten Ansicht entgegentreten, die Frau Kronprinzessin habe lediglich aus persönlichen, egoistischen Gründen die Operation verhindert, damit der Kronprinz zur Regierung gelange. Ich habe so oft später mit ihr darüber gesprochen. Sie glaubte an die ungefährliche Seite der Krankheit, da ihr der englische Arzt dies bestätigt hatte. Sie war in ärztlichen Fragen sehr bewandert, hatte viel mit bedeutenden Ärzten sich unterhalten, viele Werke gelesen, besuchte unausgesetzt die Krankenhäuser. Sie mußte also wissen, daß der Kronprinz, wenn er Kehlkopfkrebs hatte, in kürzester Zeit diesem Leiden erliegen würde. Ein Krebs an einer äußeren Stelle des Körpers kann sich ja Jahre hinziehen. Auch sah der Kronprinz Anfang des Jahres 1887 glänzend aus und hatte nicht eine Spur der gelben Farbe, die sonst Krebskranken eigen. Kaiser Wilhelm war damals ganz besonders frisch. Warum sollte der Hohe Herr also nicht 95 oder 100 Jahre alt werden. Wenigstens waren die Ärzte, die ihn behandelten und täglich sahen, dieser Ansicht. Es war ein völliger Wahn, wenn man der Kronprinzessin andichtete, sie habe die Operation wissentlich verhindert, weil sie befürchtete, er könne dabei sterben, so aber bestimmt noch auf den Thron kommen.

Ich möchte hier gleich eine Schilderung der Frau Kronprinzessin geben, der ich nachher 13 Jahre persönlich dienen durfte. Sie war nach meiner Ansicht eine der bedeutendsten und gebildetsten Frauen, die uns die Weltgeschichte nach Maria Theresia gegeben, und von einem seltenen Charme. Mit einem fabelhaften Gedächtnis ausgestattet, hatte sie alles von Bedeutung gelesen und behielt es. Sie sprach deutsch, englisch, französisch und italienisch wie Muttersprachen, und schrieb es auch. Ihr Stil war tadellos, die Handschrift glänzend. Beinahe nie habe ich in den Hunderten von Briefen, die ich von ihr besitze, etwas durchgestrichen gesehen. Sie hat wohl in ihrer Impulsivität manchmal etwas Unlogisches gesagt, aber niemals schriftlich von sich gegeben. Gewiß war sie eine stolze Britin. Dies ist mir auch lieber, als wenn deutsche Prinzessinnen, wie es öfter vorkam, die ins Ausland heirateten, bald ihr altes Vaterland vergaßen. Aber dabei liebte sie Deutschland und stellte es sehr hoch, was ich aus Mitteilungen aus ihren Briefen beweisen werde. Sie war eine große Naturschwärmerin und Blumenfreundin. Wie hat sie schöne Gegenden genossen und immer wieder durchstreift. Das Automobil wurde zu spät für sie erfunden. Wie hätte es sie gefreut, langsam fahrend, die schönen Gegenden immer wieder aufzusuchen. Kein Thema war ihr fremd. Man konnte ihr die größten Gelehrten vorstellen, um die Unterhaltung brauchte man nicht bange sein, trotzdem sie an einer fast unüberwindlichen Verlegenheit litt. Was verstand sie alles von Kunst und Kunstgewerbe. Meisterin war sie in der Innenarchitektur und in der Anlage von Parks und Gärten. Sie hatte großen persönlichen Mut. Leider hatte sie eine kleine Schwäche für

Heimlichkeiten. Trotz ihrer Bedeutung war sie nicht weltklug. In Deutschland war sie englisch, in England deutsch. Sie war in gewissem Sinne ein Widerspruchsgeist, eine komplizierte Natur und an ihrem Totenbett sagte ich mir: „du hast sie immer noch nicht recht gekannt." Sie hatte einen großen Ordnungssinn und war sparsam. Dies brachte sie in Deutschland in den ganz unverdienten Ruf des Geizes. Sie hatte im Gegenteil für die Armen immer eine Gabe bereit. Sie hatte großes Selbstbewußtsein, wohl ein Erbteil ihrer Mutter. In kirchlicher Beziehung war sie liberal, sie stand auf dem Standpunkt des großen Königs: Jeder soll nach seiner Fasson selig werden. Sie sagte mir einmal, ich habe die größte Hochachtung vor wirklicher überzeugter Frömmigkeit, aber ich verachte Heuchelei und die Menschen, welche mit der Bibel unter dem Arm unter den Linden spazieren gehen um Karriere zu machen. Für alle Religionen war sie gleich duldsam. Sie war bis in ihr hohes Alter eine glänzende Reiterin und hatte eine hervorragende Hand. Ich schließe mein Urteil. Jeder, der sie näher gekannt, mußte ihr gut sein und, wenn Kaiser Friedrich länger regiert hätte, sie wäre kein Unglück für Deutschland geworden, im Gegenteil.

Natürlich hätten wir eine englische Orientierung bekommen. Dafür bin ich auch immer gewesen, seit ich dieses Land in seiner ganzen Größe kennen gelernt und nachdem ich festgestellt, daß seit Alexander III. mit den Russen keine Verständigung mehr möglich. Das deutsche Element wurde dort immer mehr beseitigt, die Leute haßten uns aus Neid seit unserm Emporstieg und brauchten einen Krieg für ihre faulen inneren Verhältnisse. Während

der ganzen Zeit, welche ich bei der Kaiserin im Dienste war, habe ich mich immer mündlich und schriftlich bei ihr eingesetzt, um ein gutes Verhältnis herbeizuführen zwischen Mutter und Sohn, in erster Linie aus dynastischen Gründen. Aber ich erhoffte auch von der Zusammenarbeit der beiden Herrschaften viel Gutes für unser Vaterland und sah darin eine Karte, welche, in bezug auf England gut gespielt, für Deutschland manche unschätzbaren Vorteile hätte bringen können. Ich habe dies leider nicht erreicht, da ich ja auch gar keine Gelegenheit hatte, beim Kaiser dafür zu wirken und zu viele Menschen arbeiteten dagegen.

Die letzten Tage des alten Kaisers

Im Laufe des Winters gaben meine zukünftigen Schwiegereltern die Genehmigung zur Verlobung ihrer jüngsten Tochter Margarethe mit mir. Ich sollte am 28. Mai nach Rauden i. Oberschlesien, ihrem Landsitz, kommen. Die Verlobung wurde proklamiert. Ich wurde in dieser reizenden Familie wie ein Sohn aufgenommen. Die Eltern waren hervorragende Menschen, der Herzog ein vornehmer Grand seigneur, die Herzogin eine Dame von seltener Herzensgüte, sehr anheimelnd war für mich, daß sie trotz 40jährigen Aufenthaltes in Oberschlesien ganz unverfälscht das Süddeutsche sprach. Sie war eine Tochter des Fürsten Fürstenberg aus Donaueschingen. Die beiden Schwestern meiner Braut waren unverheiratete, liebe Wesen. Der älteste Sohn war mit einer charmanten Österreicherin, einer geborenen Gräfin Breuner, verheiratet. Drei weitere Brüder dienten in der Garde, ein vierter war Diplomat, der während des Weltkrieges Botschafter in Madrid war und einer in der Zivilverwaltung, zuletzt Oberpräsident in Westfalen. Nachmittags kam die verwandte Familie Hohenlohe aus Slawentzitz. Von allen Seiten liefen Glückwunschtelegramme und Briefe ein, von Seiner Majestät, welchem mein Schwiegervater von der Verlobung Meldung erstattet, folgender persönlicher Brief:

„Mein lieber Herzog! Empfangen Sie meinen besten Dank für die frohe, wenn mich auch nicht überraschende Nachricht Ihrer Tochter Verlobung mit Freiherrn von Reischach. Ich kann mich nur freuen, daß diese Wahl Ihrer Tochter, der ich Sie ersuche,

meine herzlichsten Glückwünsche aussprechen zu wollen, ihre Wahl auf einen Mann gerichtet hat, den ich, seit er zu meiner Umgebung gehört, als ein Individuum kennen lernte, dem ich das Glück gönne, Ihr Schwiegersohn zu werden. Indem ich Sie ersuche, der Herzogin meine Freude auszusprechen, Ihre Tochter künftig als die Unsrige zu nennen, Ihr treu ergebener Wilhelm[1])."

Nach 14 Tagen kehrte ich mit Schwiegermutter und Braut nach Berlin zurück, wo für uns eine Wohnung ausgesucht werden sollte und die Aussteuer bestellt. Im Herbst sollte dann die Hochzeit sein.

Im Juni begleitete ich Seine Majestät wieder auf die üblichen Reisen nach Ems, Koblenz und der Mainau. Ich hatte vergessen, bisher zu erwähnen, daß der Kaiser jedes Jahr vor Gastein auf drei Tage zu den badischen Herrschaften nach der Mainau ging, einem entzückend gelegenen Ort am Bodensee. Von dort wurde über den See nach Lindau gefahren, zur Fahrt nach Gastein. Von letzterer Reise wurde ich dieses Jahr beurlaubt und durfte zu meiner Braut nach Rauden. Von dort wurden Besuche bei Verwandten und Freunden gemacht, in Slawentzitz, Koschentin und Neudeck. Ich kannte Schlesien noch wenig, war immer nur vom Fürsten Pleß zu seinen Jagden eingeladen worden. Als Verheirateter wurde ich dann, teils mit, teils ohne Frau, jedes Jahr eingeladen und habe die nächsten 25 Jahre alle guten Jagden in Rauden, Slawentzitz, Pleß, Trachenberg, Groß-Strelitz, Neudeck, Moschen und Bielau mitgemacht. Es wurden große Strecken erzielt an Hasen und Fasanen. Erstere schoß ich ganz leidlich,

[1]) Dieser persönliche Brief des Kaisers ist leider während der Polen Unruhen in Rauden wie so vieles andere verlorengegangen.

mit der Büchse auf Wild sogar gut. Bei Fasanen bin ich aber immer ein mittelmäßiger Schütze geblieben. Mit den erstklassigen Jägern – Schlesiern und Österreichern —, welche dies von Jugend an geübt, konnte man nicht konkurrieren. Auch nach Donaueschingen wurde ich regelmäßig eingeladen, erst vom Onkel meiner Frau, dem Fürsten Karl zu Fürstenberg, dann dem Erbprinzen Karl Egon und die letzten Jahre vom jetzigen Besitzer, dem Fürsten Max Egon, der Fürst machte auch alle Kaisermanöver als Ordonnanzoffizier des Kaisers mit. Er hat wie seine beiden Vorgänger seinen Verwandten und Freunden, ganz besonders uns, Gastfreundschaft erwiesen, wie man sie wohl selten finden wird. Der Kaiser betrachtete ihn mit Recht als Freund und weilte jedes Jahr ein- bis zweimal als Jagdgast in Donaueschingen. Die Treue hat er seinem Kaiser auch über das Jahr 1918 gehalten. In Donaueschingen wurde das merkwürdige Resultat erzielt, daß in demselben Gelände, wo man 150 Auerhähne schoß, während des Rehrufes in 10 Tagen bis zu 380 Rehböcke auf der Strecke lagen und im Winter 200 Füchse. Wieviel Jäger haben mir dies nie glauben wollen.

Die Kaisermanöver sollten im Herbste 1887 in Ostpreußen und Pommern stattfinden. Nach Ostpreußen konnte der Kaiser wegen Erkrankung nicht fahren. Mit der Allerhöchsten Vertretung wurde der Regent von Braunschweig, Prinz Albrecht von Preußen, beauftragt. Er erhielt eine vollkommen Kaiserliche Umgebung, einen Generaladjutanten, zwei Flügeladjutanten, den Oberstallmeister und für das Hofmarschallamt mich. Es war eine große Enttäuschung für die Provinz, weder den alten Herrn, noch den Kron-

prinzen, noch den Prinzen Wilhelm begrüßen zu dürfen. Aber Prinz Albrecht hat durch seine große Liebenswürdigkeit alle Menschen in der Provinz entzückt.

Der Kronprinz war während des Sommers nach England gegangen, um dem 50jährigen Regierungsjubiläum der Königin Victoria beizuwohnen. Nachher ging er zu seiner Wiederherstellung nach Baveno und San Remo, wo er im Februar ganz plötzlich wegen Erstickungsgefahr operiert werden mußte. Er verlor die Stimme und mußte Tag und Nacht mit einer Kanüle leben.

Nach Stettin konnte Kaiser Wilhelm die Reise wieder antreten. Es war seine letzte Parade und sein letztes Manöver.

Bei der Parade in Berlin hatte ich als Gardes-du-Corps in Paradeuniform einen sehr schönen Schimmel, einen Chamant Sohn, geritten. Als mich mein alter Kommandeur, Graf Schlieffen, sah, wäre er beinahe vor Entsetzen vom Pferde gefallen, da diese Farbenzusammenstellung bisher unbekannt, die aber viele andere ganz hübsch fanden.

Am 10. Oktober fand unter großer Teilnahme von Verwandten und Freunden unsere Hochzeit in Rauden statt. Wir reisten nach Italien, besuchten in Baveno die Kronprinzlichen Herrschaften, fanden den Hohen Herrn aber schon recht elend und sehr heiser. Wir fuhren dann noch nach Venedig, Genua und nach der Riviera. Im November kehrten wir nach Berlin zurück, empfangen in unserer neuen Wohnung, Unter den Linden 78, von meiner liebenswürdigen Schwiegermutter, die während unserer Abwesenheit alles eingerichtet hatte. Wir blieben dort bis zu meiner Ernennung zum Oberstallmeister 1905 wohnen.

Der Verfasser am Hochzeitstag

In diesem Monat kamen Kaiser und Kaiserin von Rußland nach Berlin. Ich sah ihn zum ersten Male und hatte nicht den Eindruck, daß er sehr freundlich mit seinem alten Onkel, unserm Kaiser, war. Die Majestäten wohnten auch nicht im Schlosse, sondern stiegen in der russischen Botschaft ab. Es herrschte damals große Spannung zwischen den beiden Ländern. Der Reichskanzler hatte in der Norddeutschen Zeitung veröffentlicht, daß er auf Allerhöchsten Befehl des Kaisers und Königs in Berlin eintreffe, um der Entrevue der beiden Monarchen beizuwohnen, die keine politische Bedeutung habe. An demselben Morgen hatte er die Nichtbelehnungsfähigkeit der russischen Papiere publiziert. Ich war im Adjutantenzimmer mit Graf Perponcher, als der Reichskanzler anscheinend ziemlich erregt aus dem Zimmer Seiner Majestät vom Vortrag kam. Graf Perponcher hatte u. a. das Placement zum Diner am nächsten Tage vorzulegen. Ich hatte es entworfen. Die Majestäten saßen in der Mitte, daran anschließend alle Fürstlichkeiten, im Visavis Fürst Bismarck. Als Graf Perponcher aus dem Zimmer Seiner Majestät kam, stand an der Stelle des Fürsten Bismarck, Oberst Kämmerer Graf Otto Stolberg. Als ich Graf Perponcher noch etwas darüber sagte, erwiderte er ziemlich kurz angebunden:

„Sie sehen doch, daß ich von Seiner Majestät komme."

Fürst Bismarck war nunmehr auf der sogenannten „Blutseite", als Elfter hinter dem Prinzen Fritz von Hohenzollern plaziert. Ich sagte mir, Kaiser und Kanzler hatten über Rußland einen Auftritt beim Vortrag, und der vorsichtige alte Herr will dem russischen Kaiser den Kanzler nicht gerade ins Visavis setzen. Eine

* 1. Herzog Lerchenfeld S. 229

Stunde vor Tisch hatte der russische Kaiser den Fürsten Bismarck zu sich in die Botschaft entboten. In einer einstündigen Unterredung war es dem Kanzler gelungen, den Kaiser davon zu überzeugen, daß er das Opfer von sehr geschickten Intrigen und Fälschungen war, die in Kopenhagen gegen Deutschland gesponnen worden waren. Der Fürst war infolgedessen in glänzender Laune. Als Kaiser Alexander dem Fürsten Bismarck zutrinken wollte, konnte er ihn nicht herausfinden, da er rechts von ihm als Elfter saß. Erst der diensttuende Jäger mußte dem Kaiser zeigen, wo der Fürst saß und diesen darauf aufmerksam machen. Der Fürst erhob sich in seiner ganzen gewaltigen Figur und trank sein Glas aus. Nach Tisch kam Graf Herbert an mich heran und meinte:

„Warum hat mein Vater nicht im Visavis gesessen?"

Nicht ahnend, daß sich daraus eine große Sache entwickeln könne, entgegnete ich:

„Es war von mir so entworfen, aber nachträglich geändert worden."

Am nächsten Tage stand in der offiziösen Presse:

„Bei dem gestrigen Diner bei Hof habe nicht Fürst Bismarck im Visavis gesessen, wie es bei einem Bankett üblich und nötig sei. Ordenssüchtige und intrigante Hofleute haben es anders verfügt. So werde immer die Leitung der Politik durch Unbefugte gestört."

Auch bekam Graf Perponcher einen geharnischten Brief des Fürsten. Er müsse darauf aufmerksam machen, daß das Placement total falsch gewesen. Er müsse sich auf das ernsthafteste

ausbitten, daß seine Rechte als Ministerpräsident gewahrt würden. Eigentlich hätte er die Absicht gehabt, nie mehr bei Hofe zu erscheinen, und nur die Rücksicht auf seinen Hohen Herrn habe diese Entschließung wieder umgeworfen. Meiner Ansicht nach war es dem großen Kanzler ganz gleich, wo er saß, es paßte ihm nur, aus der Sache möglichst viel politische Vorteile dem russischen Kaiser gegenüber für Deutschland herauszuschlagen. Von ordenssüchtigen Hofleuten konnte gar keine Rede sein. Der Graf Stolberg wußte vor dem Diner von dem Placement gar nichts. Dies war lediglich Sache des Hofmarschallamtes und Orden wurde keine ausgegeben, weil es kein offizieller Besuch war. Graf Perponcher antwortete dem Fürsten, es sei nur ein Hofdiner gewesen, kein Staatsbankett. Dasselbe habe auch nicht im Schlosse mit Ehren- und Galawache stattgehabt, sondern im Palais. Deshalb habe auch nicht der Reichskanzler, sondern der Oberstkämmerer im Visavis gesessen. Damit war die unliebsame Angelegenheit erledigt.

Zwei Erlebnisse mit dem Feldmarschall Graf Moltke möchte ich noch erzählen. Im Jahre 1886 oder 1887 gaben die Majestäten ein Diner für den Fürstbischof von Prag, den Kardinal Graf Schönborn. Er war ein hochgewachsener, eleganter Kirchenfürst und trug auf der Soutane die österreichische Kombattantenmedaille von 1866. Der Feldmarschall und ich standen in der Nähe, als die Kaiserin Augusta mit Seiner Eminenz Cercle machte. Als eine kleine Pause in der Konversation eingetreten, sagte der Feldmarschall: „Der Herr Kardinal hat im Jahre 1866 in den Reihen unserer Gegner gefochten."

Ehe Seine Eminenz darauf etwas antworten konnte, warf die Kaiserin eine Frage dazwischen. Sie konnte es sich gar nicht denken, daß man in Gegenwart eines Österreichers von 1866, oder eines Franzosen von 1870 sprach. Graf Moltke drehte sich zu mir um und sagte leise: „Wenn er nicht darauf angeredet sein wollte, dann würde er das Abzeichen in Berlin doch sicher nicht tragen."

Im November 1887 stand ich im Adjutantenzimmer, als der Feldmarschall im Paradeanzug hereintrat, um sich beim Kaiser, von Creisau in Berlin wieder eingetroffen, zu melden. Der Adjutant, Prinz Reuß, konnte den Feldmarschall nicht sofort bei Seiner Majestät melden, da Graf Perponcher Vortrag hatte. Der Feldmarschall, der ja sehr selten mit Menschen sprach, die er nicht näher kannte, ging mit langen Schritten, die Hände auf den Rücken gelegt, vornübergebeugt, im Zimmer auf und ab. Alle Zeitungen waren damals voll von Kriegsgerüchten, da der Kriegsminister General Boulanger in Paris den Kriegslustigen spielte. Reuß sagte zu mir:

„Frage doch einmal den großen Schweiger, ob es Krieg gibt."

Ich trat an den Feldmarschall mit dieser Frage heran. Moltke schien ganz entsetzt, daß man ihn so etwas fragen könne. Er hatte bestimmt keine Ahnung, wer ich war, nahm aber wohl an, ich müsse ein großes Tier sein, wenn ich im Vorzimmer des Kaisers stünde und ihn so unverfroren frage. Und Moltke antwortete:

„Ja, dieser Becker scheint es ja zum Kriege treiben zu wollen. Nun, wenn es wie 1870 allein gegen Westen geht, dann wird es gehen, müssen wir gegen Westen und Osten fechten, dann wird es auch gehen."

Diese Antwort hat mich und Reuß sehr beruhigt.

Ich habe den alten Kaiser sehr selten öffentlich sprechen hören, aber vierzehn Tage vor seinem Tode kam eine Deputation seines russischen Regiments nach Berlin, um ihn zu beglückwünschen. Er war wohl damals 70 Jahre Chef des Regiments. Der Kaiser saß bei Tisch in russischer Uniform zwischen dem russischen Botschafter und Regimentskommandeur, unterhielt sich eifrig mit dem Kommandeur, der ihm viel aus dem russisch-türkischen Kriege erzählen mußte, in dem er so schwer am Kopf verwundet worden war, daß er noch 1887 die Erlaubnis hatte, im Paradeanzug in Mütze zu erscheinen. Plötzlich erhob sich der Kaiser, brachte das Hoch auf den russischen Kaiser und sein Regiment aus, beleuchtete in längerer Rede sein persönliches Verhältnis zu den russischen Kaisern, die er gekannt, und zu der russischen Armee, die er so sehr verehre, stolz darauf sei, ihr anzugehören. Wir waren alle tief gerührt, und dem russischen Botschafter, dem Grafen Schouwaloff, rannen die dicken Tränen die Backen hinunter.

An Weihnachten wurden die Hofstaaten immer zur Bescherung befohlen, woran sich ein kurzes Diner anschloß, das aber schon um 6 Uhr 30 beendet sein mußte, damit die Verheirateten an den Feiern in ihren Familien rechtzeitig teilnehmen konnten. Der alte Herr entließ seinen Adjutanten täglich schon um drei oder vier Uhr, wenn des Abends nicht ein Diner oder eine Gesellschaft stattfand. Ins Theater fuhr der Monarch immer allein, wo er in der kleinen Loge saß und manchmal ein Schläfchen gemacht haben soll. Zu Weihnachten bekam jedes Mitglied des Hofes ein

einfaches Geschenk von den Majestäten. Zu dem Geschenk legte der Kaiser einen von ihm persönlich geschriebenen Zettel mit dem betreffenden Namen. Zu mir sagte der gütige Herr:

„Sie haben dieses Jahr etwas ganz besonders Schönes bekommen, das ist dann für Ihre Frau mit."

Ich bekam einen Gardedukorps zu Pferde in Bronze. Im Januar hatte noch ein kleines Diner bei Hof stattgefunden. Als der Kaiser Cercle machte, kam er auch an mich heran und fragte nach meiner Mutter, die er seit dem Jahre 1850 in Ostende nicht gesehen und an die er sich bestimmt nicht erinnerte. Ich merkte also, daß er mich verwechselte, und zwar mit dem einzigen andern Kammerherrn, der anwesend war, dem Grafen Ignatz Landsberg, welcher zu den Geladenen gehörte. Ich sagte leise:

„Majestät, ich bin Reischach."

Er hatte nicht verstanden und fragte nochmals nach meiner Mutter. Die Beleuchtung war schlecht, da die Fensterläden noch nicht heruntergelassen waren und die Kerzen schon in den Kronleuchtern brannten. Der König konnte also leicht im Zwielicht jemand verwechseln. Es war ihm aber doch unangenehm wegen der Nebenstehenden, seinen eigenen Hofherrn verwechselt zu haben und er sagte daher:

„Sie sind aber nicht mein Reischach." Als ich das bejahte, meinte der Kaiser:

„Seit Ihrer Verheiratung haben Sie sich unverschämt verjüngt."

Das war das letzte Wort, das der gütige Herr mit mir gesprochen, denn am 6. März erkrankte er. Am 8. morgens wurde der Zustand schon bedenklich. In seinem aber nie aussetzenden Pflicht-

gefühl hörte er noch einen Vortrag Bismarcks und leistete im Bett eine schon ziemlich undeutliche Unterschrift. Mittags nahmen die Kräfte ab und gegen fünf Uhr wurden alle Umgebungen ins Krankenzimmer gerufen, in welchem die Königliche Familie schon versammelt war, da die Ärzte annahmen, der Tod würde in Bälde eintreten. Die Kaiserin Augusta und die Großherzogin Louise saßen am Bett, daneben stand der Prinz Wilhelm, nachmaliger Kaiser Wilhelm II. Plötzlich fing der Kranke zu reden an, gab gewissermaßen sein politisches Testament, machte bloß die Verwechslung, daß er an seinem Bette den Kronprinzen Friedrich wähnte. Er sagte:

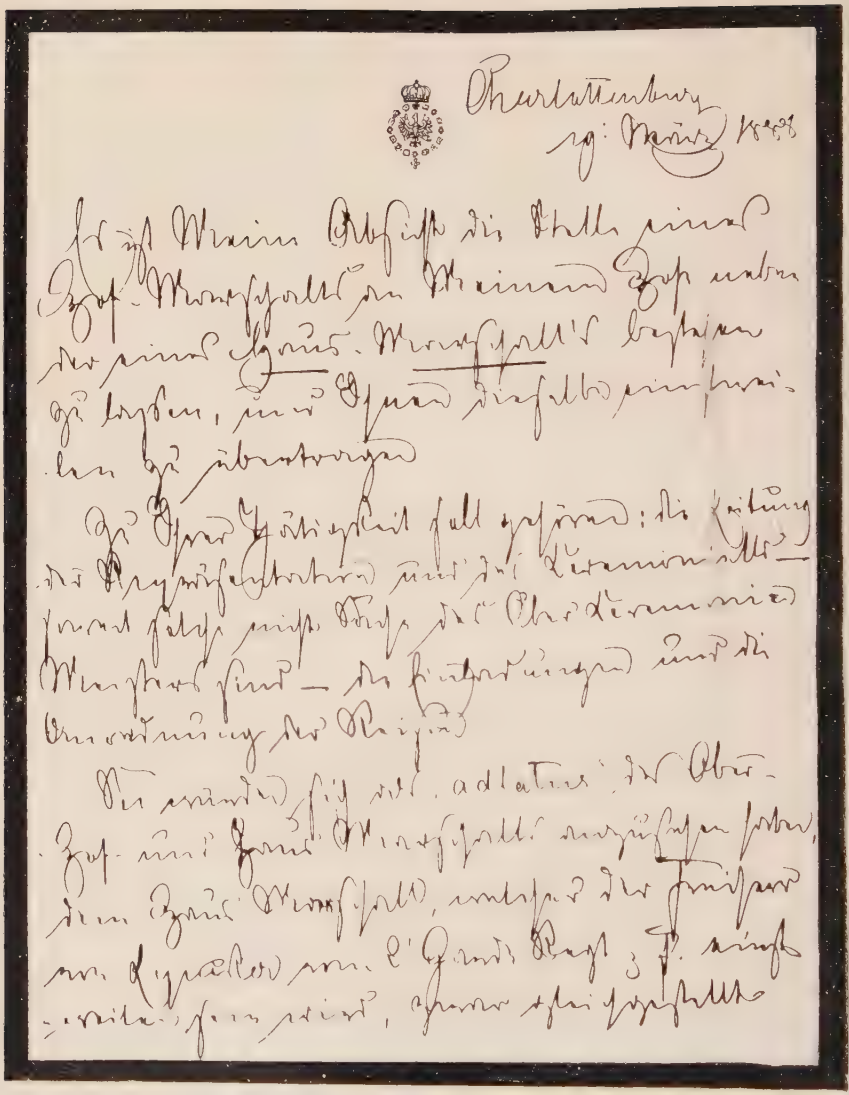
„Wenn ein Krieg freventlich vom Zaune gebrochen wird, dann bist du durch deine Verträge gebunden, wirst dieselben halten und marschieren. Aber hege und pflege die russische Freundschaft."

Diese Worte wiederholte der Kranke ganz deutlich mit erhobener Stimme noch einmal. Er hatte sicherlich das österreichische Abkommen von 1879 im Sinn, das er so ungern unterschrieb und es erst tat, nachdem Bismarck mit dem Gesamtministerium den Abschied eingereicht. Der Kaiser hatte aber damals an seine Unterschrift die Bedingung geknüpft, daß Rußland von dem Abschluß Mitteilung erhielte. Nach diesen Worten wurde der Kaiser ruhig, die Ärzte meinten, er könne wohl die Nacht noch überleben. Graf Perponcher, die drei Ärzte, der Flügeladjutant vom Dienst, von Petersdorff, und ich blieben die Nacht im Palais, die Fürstlichkeiten hatten sich zurückgezogen. Ich ging in der Nacht öfters an das Bett des Kaisers, an welchem

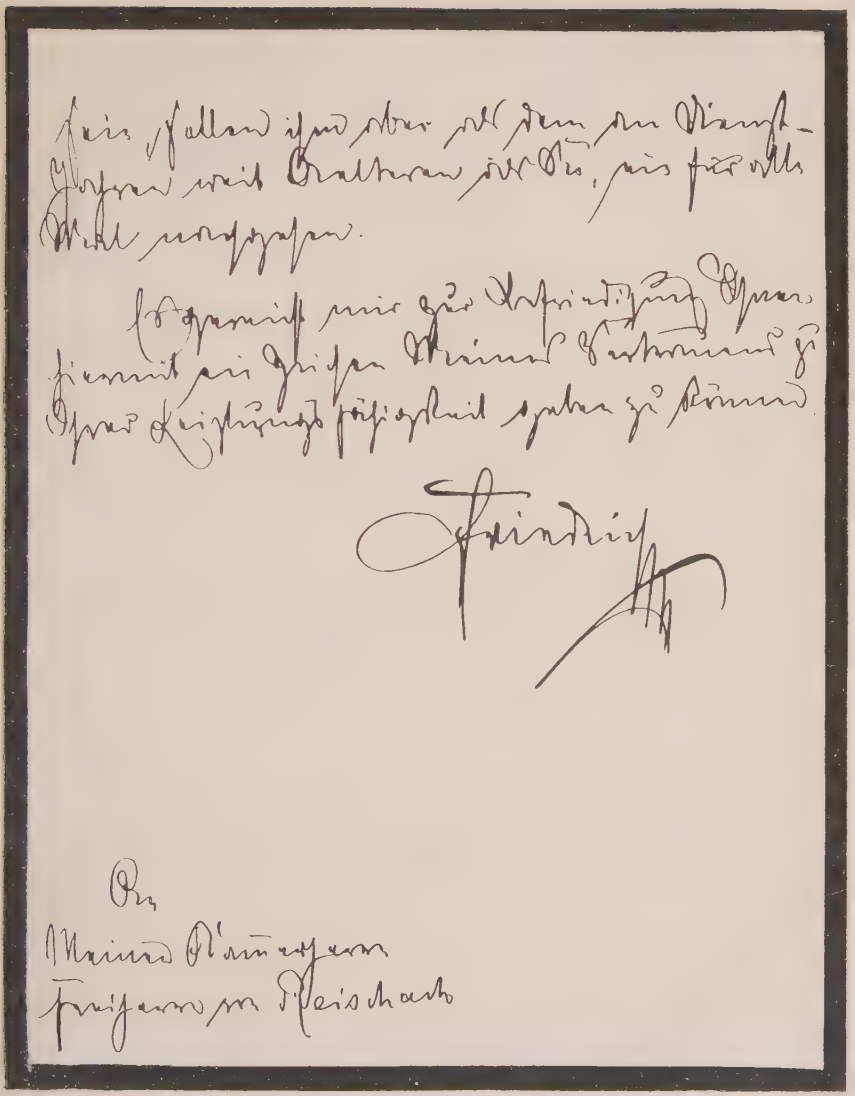
ununterbrochen ein Arzt weilte. Der Kaiser phantasierte die ganze Nacht und sprach viel von seinen Eindrücken in der Schlacht von Bar-sur-Aube, welche er als ganz junger Prinz mitgemacht. Er sprach besonders viel von dem Verhalten einer preußischen Batterie in dieser Schlacht. Am andern Morgen wurde die Königliche Familie, die maison militaire und Hofstaaten wieder versammelt und um 9 Uhr 30 beschloß der Kaiser sein tatenreiches Leben.

Groß war im ganzen Reich die Trauer, man glaubte, die Weltgeschichte müßte stillstehen. Die Vorbereitungen zur Beisetzung machten viel Arbeit. Der Kaiser sollte im Mausoleum zu Charlottenburg beigesetzt werden. Von überall her trafen Fürstlichkeiten und Deputationen ein. Das neue Kaiserpaar aus San Remo nahm im Charlottenburger Schloß Wohnung.

Die Leiche des Kaisers wurde des Abends vom Palais unter Fackelbeleuchtung auf den Schultern der Grenadiere des r. Garderegiments nach dem Dom getragen und dort zwei Tage feierlich ausgestellt. Hunderttausende zogen in musterhafter Ordnung an ihrem geliebten Kaiser vorüber. Ich durfte einige Stunden die Ehrenwache am Sarge halten. Am 16. März fand die Beisetzung statt, der Zug ging die Linden entlang. „Vale senex imperator", waren die drei Worte über den Säulen des Brandenburger Tores dem scheidenden Kaiser der letzte Abschiedsgruß seiner Reichshaupt- und Residenzstadt. Der imposante Leichenzug löste sich an der Siegesallee auf, und nur eine Eskadron Gardes du Corps eskortierten den Kaiser nach Charlottenburg.



Brief Kaiser Friedrichs



(Ernennung des Verfassers zum Hofmarschall)

Kaiser Friedrich

Kaiser Friedrich stand beim Herannahen des Zuges weinend am Fenster des Schlosses, da er wegen der an diesem Tage herrschenden sehr starken Kälte nicht die Erlaubnis von den Ärzten erhielt, der Feier im Mausoleum beizuwohnen.

Graf Perponcher verblieb bei der Kaiserin Augusta. Graf Radolin wurde Oberhofmarschall bei den neuen Majestäten, Fürstin Hatzfeld Oberhofmeisterin, die maison militaire wurde übernommen. Freiherr von Lyncker wurde Hausmarschall und ich Hofmarschall. Graf Radolin war vor einigen Jahren auf Veranlassung des Fürsten Bismarck als Hofmarschall an den Kronprinzlichen Hof gekommen, um Verbindungen zwischen den Kronprinzlichen Herrschaften und dem Fürsten Bismarck herzustellen. Er war zugleich Vertrauensmann der Kronprinzlichen Herrschaften und des Fürsten. Er war ein vornehmer Herr mit guten Formen, galt als tüchtiger Diplomat. Zeremonie und Verwaltung interessierten ihn aber weniger, und er wollte in den diplomatischen Dienst zurück, sobald ein Botschafterposten frei würde.

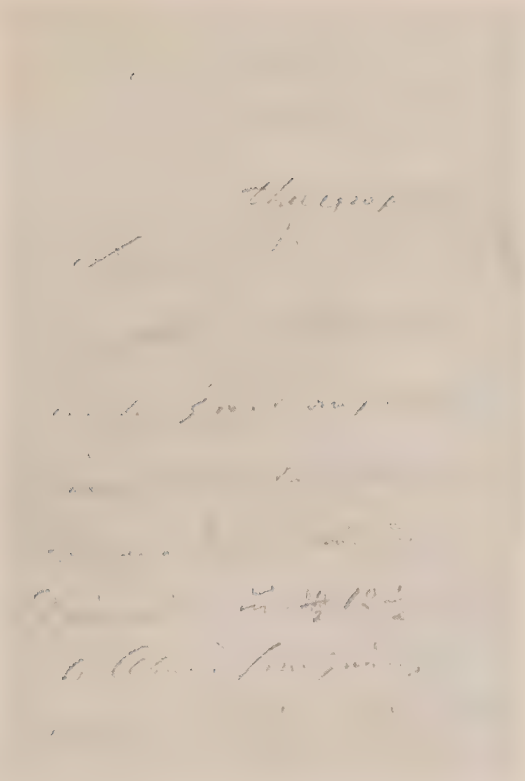
Freiherr von Lyncker war ein Prototyp des tüchtigen, pflichttreuen, preußischen Offiziers, ehrlich und offen. Oberhofmeister der Kaiserin wurde der frühere Kammerherr derselben, Graf Seckendorff, ein hervorragender Kenner der Kunst und des Kunstgewerbes, ein Mann mit guten Formen, sehr welterfahren, glänzender Linguist, aber die Grundzüge seines Charakters erschienen mir weniger empfehlenswert, da er mit der Wahrheitsliebe auf

gespanntem Fuß, zu Intrigen neigte. Die Kaiserin und er fanden sich aber im gemeinsamen Interesse zur Kunst. Auch war er ein uneingeschränkter Bewunderer Englands, was ihm bei der Hohen Dame hoch angerechnet wurde. Daß die Kaiserin nach dem Tode Kaiser Friedrichs ihn geheiratet habe, wie es des öftern in den Zeitungen gestanden, stelle ich auf das bestimmteste in Abrede. Ich entsinne mich ganz genau, daß die Kaiserin mir 1898 oder 1899 sagte, als Graf Seckendorff schwer erkrankt war:

„Man muß sich aber jetzt nach einem Nachfolger des Grafen umsehen, er wird seinen Dienst nicht mehr tun können und muß pensioniert werden."

Hofdamen der Kaiserin waren Gräfin Margarethe Perponcher und Fräulein Margarethe von Faber, du Faur letztere eine Landsmännin von mir, Tochter des langjährigen ersten württembergischen Militärattachés in Berlin, die später mir und den Meinen eine treue Freundin geworden.

Während der Regierungszeit des kranken Kaisers machte die Königin von England einen Besuch in Charlottenburg, begleitet von ihrer Tochter Beatrice und deren Gemahl, dem Prinzen Heinrich Battenberg, der früher bei den Gardes du Corps gestanden. Es fand eine kleine Parade vor der Königin statt, wozu das Regiment Gardes du Corps nach Charlottenburg zitiert wurde. Ende Mai fand die Vermählung des Prinzen Heinrich von Preußen mit der Prinzessin Irene von Hessen statt, welcher der Kaiser beiwohnte. Er sah aber schon sehr schlecht aus und das Stehen bei der Feier fiel dem Hohen Herrn recht schwer. Einige Tage nach der Beisetzung Kaiser Wilhelms hatte mich die Kaiserin Augusta bestellt. Sie



Eigenhändige Mitteilung Kaiser Wilhelms I.

empfing mich allein und ich mußte mich ihr gegenübersetzen. Die Hohe Frau sagte ungefähr folgendes:

„Mein Sohn hat Sie in eine hohe Stellung berufen, Sie werden also jetzt zeigen können, was Sie bei uns gelernt haben. Halten Sie auf alte Tradition und vergessen Sie nie, daß Ihr verstorbener Kaiser Sie in verhältnismäßig sehr jungem Alter aus der Reihe von Tausenden von Offizieren in seinen persönlichen Dienst berufen hat. Nun geben Sie mir die Hand, gehen Sie mit Gott und tun Sie Ihre Pflicht."

Sie hatte wohl den Argwohn, daß jetzt unter dem Einfluß der Kaiserin Friedrich alles nach englischem Muster am Hofe gestaltet würde und die alte preußische Etikette beseitigt. Das wäre alles nicht so schlimm geworden, denn die Kaiserin Friedrich hatte vor den meisten anderen Fürstlichkeiten das voraus, daß man ihr alles sagen konnte, wenn es in der Form geschah, die man einer Dame und Kaiserin schuldig war. Ich möchte sogar so weit gehen, zu behaupten, daß sie das Streiten liebte und gerne heraufbeschwor.

Als ich im April den Dienst in Charlottenburg als Hofmarschall übernahm, befahl mich Ihre Majestät öfter zum Spaziergang in den Park. Sie war eine leidenschaftliche Fußgängerin und erledigte bei dieser Gelegenheit am liebsten dienstliche Sachen. Sie sprach über alles mögliche, in erster Linie über die Gesundheit des Kaisers, und man hatte den Eindruck, sie wolle an keine Gefahr glauben. Dienstlich kannte sie mich noch gar nicht, nur vom Schlittschuhlaufen, von Bällen und vom Tennisspiel. Ich hatte also den Eindruck, sie wolle einmal feststellen, ob ich in meinem Dienst Bescheid wisse und denselben auch ernst nehme. Sie hielt

sich für eine gute Hausfrau, wollte Ordnung und nichts war ihr unangenehmer, als Unterschleife und kleine Unregelmäßigkeiten. Sie klagte, es sei ihr so unangenehm, daß am preußischen Hof nicht, wie am englischen, alle Hofstaaten um neun Uhr gemeinsam frühstücken. Hier würden im Schloß 20—25 Frühstücke auf den Zimmern serviert. Das sei umständlich, teuer, belaste die Dienerschaft und Frühstücken gehöre eben nicht in das Schlafzimmer. Ich konnte nur zustimmen, sähe aber nur schwer eine Änderung in diese, allen Hofstaaten angenehme Gewohnheit zu bringen.

„Was geschieht nun, Herr von Reischach, mit den Überresten dieser Frühstücksbretter," fragte mich die Kaiserliche gute Hausfrau.

„Befehlen Euer Majestät eine offene Antwort?"

„Sicherlich!"

„Da gibt es zwei Möglichkeiten. Ist beim Abräumen der betreffende Herr oder die Dame im Zimmer, dann wird der Lakai die Reste draußen verzehren. Ist der Zimmerbewohner abwesend, dann schon in dessen Zimmer."

Die Kaiserin war über diese Antwort verstimmt und sagte:

„So etwas erlauben Sie?"

„Ich gebe keine Befehle, Majestät," entgegnete ich, „deren Durchführung ich nicht in der Hand habe. Es ist mir doch nicht möglich, jedes dieser Frühstücksbretter nach der Kaffeeküche zu geleiten."

So habe ich viele Gespräche mit der Hohen Dame gehabt, die mir aber meinen süddeutschen Freimut nie übel nahm.

Am 30. Mai wurde per Dampfer nach dem neuen Palais übersiedelt. Der Kaiser überstand die Reise gut, sah aber schon sehr schlecht aus. Am 3. Juni hatte ich meinen letzten Vortrag bei Seiner Majestät. Ich hatte ein paar kurze Befehle einzuholen, was nur einige Minuten in Anspruch nahm. Der Kaiser lag im Bett, und obgleich er an dem Tage sehr matt war, hörte er allem aufmerksam zu. Als ich geendet, legte der Kaiser seine eine Hand auf seine andere, dann auf das Herz und winkte mir zu. Auf meine Äußerung: „Ich verstehe nicht, was Euer Majestät meinen," wiederholte er die Bewegung. Als ich wieder antworten mußte: „Ich habe leider nicht verstanden," ließ er sich den Block von mir reichen, auf welchen er immer zu schreiben pflegte, wenn er nicht verstanden wurde. Er schrieb darauf:

„Grüßen Sie Frau Dete recht herzlich von mir."

Es war nämlich der Geburtstag meiner Frau, und der Kaiser hatte seine eine Hand auf seinen Ehering gelegt. Er gab mir den Zettel an meine Frau mit.

Eines Tages kam in Charlottenburg Fürst Bismarck vorgefahren, um dem Kaiser Vortrag zu halten. Der Kaiser wurde gerade verbunden. Ich hatte den Fürsten empfangen und leistete ihm Gesellschaft. Auf die Frage des Fürsten: „Wo ist denn der Gerlach?", antwortete ich: „Einen solchen gibt es nicht in der Umgebung." Der Fürst lächelte und meinte:

„Sehen Sie, wie alt ich werde. Ich hatte mich jetzt in die Zeit vor dem letzten Regierungswechsel versetzt, beinahe dreißig Jahre zurück. Ich meine natürlich den Generaladjutant von Winterfeld."

Herr von Gerlach war Generaladjutant vom König Friedrich Wilhelm IV. gewesen. Der interessante Briefwechsel zwischen ihm und dem Fürsten Bismarck ist ja bekannt. Der Fürst erzählte mir nun viel von den letzten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms IV., und daß ihn sein Chef, der Minister von Manteuffel, als er wieder einmal vom König von Frankfurt nach Berlin zitiert worden war, gefragt habe:

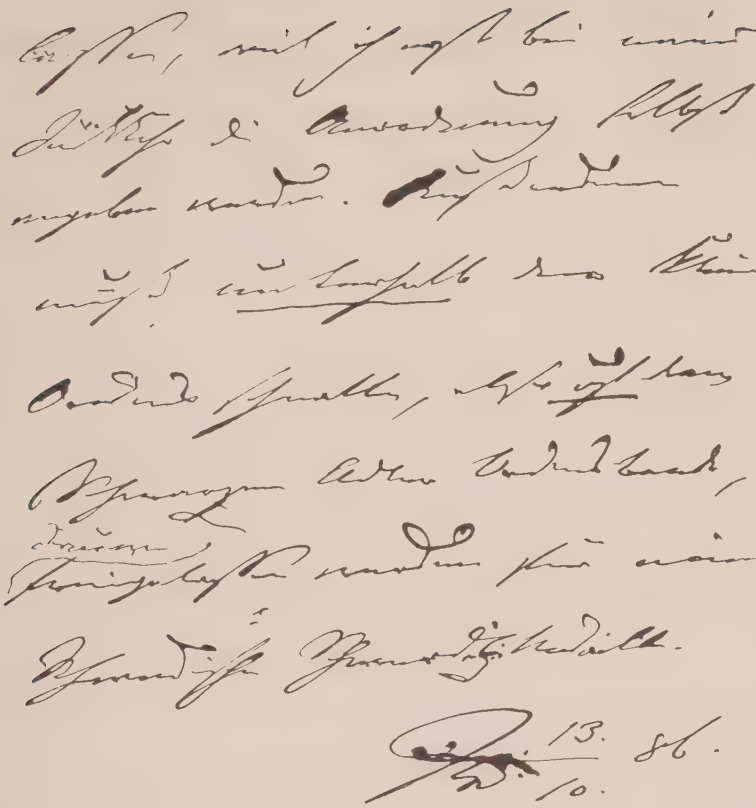
„Sie sind wohl hergekommen, um mein Nachfolger zu werden?"

Der Fürst habe Herrn von Manteuffel geantwortet: „Unter diesem König werde ich nie Ministerpräsident werden."

Generaladjutant von Winterfeld hat mir noch einen schönen Zug vom Kaiser Friedrich aus dem Aufenthalt in San Remo erzählt. Der General mußte sich immer Auszüge aus allen Zeitungen machen und dem Kronprinzen diese dann vortragen. Damals glaubte man allgemein infolge des unruhigen Verhaltens des französischen Kriegsministers Boulanger an einen bevorstehenden Krieg mit Frankreich. Der Kronprinz antwortete:

„Das Vaterland wird mich an der Spitze einer der Armeen finden, wo ich hingehöre. Ich werde die Strapazen des Feldzuges höchstens vierzehn Tage aushalten, aber es kann ja nur einen guten Eindruck auf die Truppen machen, wenn der Kronprinz an der Spitze seiner Armee im Feldlager stirbt."

Zwei Tage vor seinem Tode empfing Kaiser Friedrich noch den König von Schweden, und am 15. Juni hauchte der edle Dulder seine Seele aus. Große Beteiligung aller Höfe. Wir Hofstaaten mußten nach Berlin übersiedeln, da dort alle Beamte im Schlosse waren, um die Beisetzungsfeierlichkeiten nach den Anordnungen



Brief von Kaiser Wilhelm I.
(Handschriftliche Bestätigung eines mündlichen Auftrages)

des neuen Kaisers festzusetzen. Ich meldete mich bei der Kaiserinwitwe ab und fragte, ob sie noch Befehle habe. Da sagte sie mir:

„Ich bin nun von der ganzen Welt verlassen."

Da ich nicht gern im Hofdienst bleiben wollte und an einen Übergang in die diplomatische Karriere dachte, fiel mir die Antwort sehr schwer, ob Ihre Majestät denn mit meiner Persönlichkeit gerechnet habe. Sie antwortete:

„Würden Sie denn bei mir bleiben?"

„Ich bitte Euer Majestät, ganz über mich zu verfügen."

Nach der Beisetzung sprach Ihre Majestät mit dem Kaiser über mich, ich wurde ihr Hofmarschall und blieb es bis zu ihrem Tode.

Hofmarschall bei Kaiserin Friedrich

Kaiser Friedrich hatte gleich nach dem Tode seines Vaters dem Hausminister befohlen, das Wittum für seine Mutter und seine spätere Witwe neu aufzustellen. Denn mit den Bezügen, wie sie 1861 Königin Elisabeth gehabt, für die damaligen Verhältnisse völlig ausreichend, könne eine Kaiserin jetzt nicht auskommen. Die beiden Wittume wurden aufgestellt, vom Kaiser unterschrieben, vom Hausminister gegengezeichnet. Als sie aber nach dem Tode des Kaisers publiziert wurden, fehlte in dem Aktenstück für die Kaiserin Friedrich der kurze Vermerk, der im Wittum der Kaiserin Augusta stand: „Gehälter der Hofstaaten, Beamten und Dienerschaften werden von der Krone bezahlt." Ich bin überzeugt, daß Kaiser Friedrich von dieser Abweichung keine Ahnung hatte. Nie hätte er solches unterschrieben. Es machte pro Jahr eine bedeutende Summe aus, und man mußte doch in Rechnung ziehen, daß die Kaiserin Friedrich noch ein langes Leben vor sich haben konnte, daß drei unverheiratete Prinzessinnen bei ihr waren, daß sie bei längerem Leben in teurere Zeiten hineinkommen konnte, daß sie noch viel beweglicher war, als die hochbetagte Kaiserin Augusta, und schließlich, daß sie gern reiste, was für eine Kaiserin immer sehr kostspielig ist. Ich will niemand verdächtigen, wer der Kaiserin Friedrich diesen Streich gespielt hat. Ganz bestimmt war der vornehme, damalige Hausminister, Graf Otto Stolberg, unbeteiligt. Ich konnte mir aber nicht versagen, dem neuernannten Hausminister von Wedel, der auch unbeteiligt war, zu sagen:

„Beim Lesen dieses Aktenstückes fielen mir unwillkürlich die Worte des Kroatengenerals im Wallenstein nach dem Bankett ein: „Vor Tisch las ich es anders."

Jedenfalls bat ich den Hausminister, in Erwägung zu ziehen, daß er dem Kaiser vorschlage, daß der Kaiserin jene Summe aus der Kronkasse gezahlt würde, nach Erhöhung der Kronrente, die ja dem Landtag gegenüber besonders durch das Vorhandensein von zwei Kaiserinnenwitwen motiviert würde. Nach Erhöhung der Kronrente erinnerte ich den Hausminister an sein, für diesen Fall freilich nicht als bindend gegebenes Versprechen. Er hatte aber immer Ausflüchte, die Reisen des Kaisers infolge seiner Vorstellung als Kaiser bei allen Höfen und der Unterhalt der in schlechtem Zustand befindlichen 48 Schlösser verschlängen enorme Summen. Die Kaiserin hingegen wollte sich niemals an die Munifizenz ihres Sohnes wenden, der ihr dies bestimmt nicht abgeschlagen hätte.

Der Hof der Kaiserin Friedrich wurde nun ungefähr auf dem Niveau des früheren Kronprinzlichen Hofes aufgebaut, hauptsächlich auch die alte Dienerschaft aus dieser Zeit übernommen. Ihre Majestät hatte das Recht der Auswahl nach den Bestimmungen für das Wittum. Die meisten kamen aber sehr ungern, weil sie alle nach der Sonne des neuen Hofes blickten. Da waren viele Reisen in Aussicht, infolgedessen hohe Diäten, durch den zu erwartenden Besuch fremder Fürstlichkeiten Verteilung großer Douceurgelder und was so alles dazu kam, wie zum Beispiel der Ordenssegen. Es war recht unangenehm, ein ewig unzufriedenes Personal unter sich zu haben, um so mehr, als die Kaiserin, was Dienst, Reinlichkeit im Hause und Anzug betraf, sehr große Ansprüche machte.

Durch vorsichtiges Wirtschaften und Schaffen eines Sparfonds, gelang es mir mit der Zeit, das ganze Personal so zu stellen, daß es im Gehalt etwa 30% besser stand, als die Leute am regierenden Hofe. Die Kaiserin hat dies immer sehr gern und gnädig bewilligt. Ich hatte nun keinen Vorgesetzten mehr, was die Lust am Schaffen sehr erhöhte. Auch war meinem Ressort der Marstall der Kaiserin angegliedert, und es bereitete mir eine besondere Freude, ihn in gutem Zustand zu erhalten, weil die Kaiserin an edlen Pferden großes Gefallen hatte. Prinzeß Viktoria und Prinzeß Margarethe ritten sehr gern und gut, Prinzeß Margarethe sogar hervorragend. Sie hatte große Anlagen zum Schulreiten, und als ich später Oberstallmeister des Kaisers war, und die Prinzessin jeden Winter zum Geburtstag des Kaisers einige Zeit in Berlin weilte, ritt sie stundenlang in der Bahn bei uns, und ich habe ihr in acht Tagen manchmal dreißig Pferde zu reiten gegeben, die nie unter einer Dame gegangen. Sie ritt sie alle in glänzender Haltung, und manche der wirklich gut reitenden Sattelmeister, die aus der ganzen Armee ausgesucht waren, dann meist auf Reitschule gewesen, von Herrn von Holzing und Graf Westfalen zugelernt hatten, sahen der Prinzessin in ihrem Reiten gern zu. Die Prinzessin Sophie, spätere Königin von Griechenland, ritt dagegen höchst ungern.

Ihre Majestät bekam in Berlin das Kronprinzliche Palais und das Homburger Schloß zum Sommeraufenthalt überwiesen. Das Homburger Schloß genügte aber den Anforderungen der Hohen Frau an Komfort in keiner Weise, und als die Kaiserin eine unvermutete Erbschaft machte, beschloß sie, sich ein Heim zu bauen, ganz nach ihrem Geschmack und mit ihren Erfahrungen, und zwar

auf einem neu zu erwerbenden Gelände. Ich hätte so gern für die Kaiserin die Herrschaft Sagan erworben. Sie war ein preußisches Tronlehen, und da der Herzog von Sagan nicht dort wohnte, sondern in Paris, hätte man es vielleicht kaufen und daraus später eine preußische Sekundogenitur für die Linie des Prinzen Heinrich machen können. Graf Seckendorff beriet Ihre Majestät aber in anderem Sinne. Auch er hatte am Bauen große Freude und wollte im Verein mit Ihrer Majestät der Welt zeigen, wie ein mustergültiges Landhaus gestaltet sein mußte. So wurde die Villa Reiß in Kronberg gekauft, abgerissen, und an deren Stelle das prachtvolle Schloß Friedrichshof erbaut, das nach dreieinhalb Jahren fertiggestellt war. Baumeister war der damalige, tüchtige Hofbaurat Ihne, der im Auftrag der Kaiserin schon jahrelang alle Schlösser in Frankreich und England hatte besichtigen müssen. Auf die Empfehlung der Kaiserin waren ihm diese stets in allen Details gezeigt worden. Den Sommer über bewohnte Ihre Majestät Homburg, und von dort wurde beinahe täglich hinübergefahren, um das Fortschreiten des Baues und die Anlagen des Parks zu besichtigen.

Im Herbst und Frühjahr reiste Ihre Majestät, im Winter wurde kurz in Berlin residiert. In Homburg hatte sie immer viel Besuch und alle Gäste wurden stets nach Kronberg hinübergenommen, um das Fortschreiten des Baues anzusehen. Eines Tages war auch der Fürst Münster, unser Botschafter in Paris, in Homburg, der Kaiserin aus seiner Botschafterzeit in London gut bekannt und als Hannoveraner von ihr auch wohl gelitten. Er war ein vornehmer großer Herr, aber ein direkter Widerspruchsgeist, glaubte alles am besten

zu verstehen. Diplomatie, Baukunst, Fahren, Reiten, auch ein Kochbuch hatte er geschrieben, und er hatte die Gewohnheit, auch den Fürstlichkeiten alles zu sagen, was ihm durch den Kopf ging.

Das Schloß war bis zum ersten Stock gediehen. Beim Anblick sagte der Fürst zur Kaiserin:

„Ich freue mich, daß Euer Majestät einen soliden, guten Stein gewählt haben, nicht wie bei Buckingham Palace, wo ich immer mit dem Regenschirm durch die Mauer fahre.

Das Gesicht der Kaiserin verfärbte sich. Der Fürst fuhr fort:

„Auch die Dimensionen sind proportioniert, nicht wie bei Windsor castle, wo ich jedesmal mich über die falschen Proportionen ärgern muß."

Die Kaiserin sagte zu mir:

„Machen Sie dem Fürsten weiter die Honneurs von dem Bau, ich werde mich nach dem Tee umtun."

Als ich den Fürsten an die Vorderfront des Hauses führte, meinte er:

„Als der Baumeister diesen Fensterbogen gezeichnet, war er entschieden betrunken. Der paßt ja gar nicht in den Stil."

Ich meinte, das wollen wir der Kaiserin nicht auch noch sagen, es wäre doch möglich, daß die Zeichnung von ihr selbst stammt, da sie viel an den Zeichnungen für das Gebäude mitwirkte. Ihre Bemerkungen, mein Fürst, über Windsor castle und Buckingham Palace haben die Kaiserin ja schon genügend verletzt."

Der Fürst aber meinte:

„Das war sehr gut von mir, die Herrschaften können nicht oft genug die Wahrheit hören."

Nach Homburg kamen jedes Jahr sehr viele vornehme Engländer und Engländerinnen, an der Spitze Prinz von Wales und der Herzog von Cambridge, so daß beinahe täglich bei Ihrer Majestät Frühstücks- und Dinergäste waren. Außerdem lud Ihre Majestät die Behörden der Provinz, der Stadt Frankfurt und die Militärs ein, die prominenten Familien von Frankfurt und Homburg und der Kolonie Kronberg, die Familien Schrödl, Schreyer von Guaita, von Grunelius, Frau Meister, die Mutter unseres fürsorglichen Landrates und dessen Gattin, von Metzler, vom Rath.

Während die Liebe zur Blumenwelt die Kaiserin viel in Haus und Garten der vor allem botanisch so feingebildeten Frau von Grunelius, geborene Tachard, führte, zog das Malerheim der künstlerischen Familie Schrödl die Kaiserin häufig an, sie hat mit dem Professor öfter gemeinsame Studien gemacht, auch stand ihr die feinsinnige und kunstverständige Baronin Willy Rothschild sehr nahe, die in dem Nachbarorte Königstein einen herrlichen Sommersitz in prachtvoller Lage besaß. Herr von Meister wurde später Präsident des Regierungsbezirks Wiesbaden, in dem Friedrichshof lag. In beiden Ämtern hat er es mit vollendetem Takt verstanden, den Wünschen der Kaiserin Rechnung zu tragen. In seinen Bahnen wandelte auch sein Nachfolger im Landratsamt, Herr von Marx. Seine Gemahlin war ebenso wie Frau von Meister uns allen eine charmante und liebenswürdige Wirtin. Auch die Familie des Grafen Alexander Münster, des späteren Fürsten, die Gräfin war eine charmante Engländerin, er mir ein lieber Freund, Korpsbruder und Regimentskamerad, sah die Kaiserin sehr gerne. In all diesen Familien verkehrte Ihre Majestät öfters. Der

Nähe von Frankfurt verdankten wir die Freude, viel im gastlichen Hause meiner Schwester Gabriele, Frau von Lang, zu verkehren, wo auch oft meine Mutter aus Stuttgart zu Besuch weilte. Von Wiesbaden kam oft der dortige Polizeipräsident Prinz Carl Ratibor, der jüngste Bruder meiner Frau.

Da zu meinem Dienst auch die Obliegenheit gehörte, den Mahlzeiten beizuwohnen, wenn Gäste da waren, da ich aber doch nicht monatelang von meiner Frau und Familie getrennt leben konnte, so erlaubte Ihre Majestät gnädigerweise, daß meine Frau auch immer an der Tafel teilnehmen durfte. Wie sie überhaupt von Ihrer Majestät sehr verwöhnt wurde, desgleichen von den Prinzessinnentöchtern, deren Jugendfreundin sie war.

Im November 1888 folgte Ihre Majestät einer Einladung der Kaiserlichen Mutter nach England. Die drei unvermählten Prinzessinnen begleiteten sie. Gräfin Perponcher, Graf Seckendorff und ich gehörten zum Gefolge. Es wurde über Vlissingen gefahren. Dort lag die englische Yacht Victoria und Albert, ein schon altes Schiff, aber mit großem Komfort, dabei sehr einfach, eingerichtet, die Möbel mit Kretonne bezogen. Es war wirklich rührend, zu beobachten, wie die Kaiserin alles auf dem Schiff bewunderte, und nicht müde wurde, mich auf alles aufmerksam zu machen. Die Prinzessinnen hatten mir schon auf der Fahrt nach Holland erzählt, ich, der ich soviel Wert auf eine gute Küche lege, würde jetzt die berühmte Küche am englischen Hofe gewiß sehr genießen. Da ich im elterlichen Hause wirklich sehr verwöhnt gewesen war und im Regiment nicht minder — in Berlin war ich immer in den besten Häusern eingeladen gewesen —,

so freute ich mich auf die in Aussicht gestellten kulinarischen Genüsse.

Da ich stets sofort seekrank wurde, konnte ich am anderen Morgen nichts zu mir nehmen und an den beiden ersten Tagen in Windsor auch nur wenig genießen konnte und es mir auch nicht schmecken wollte, führte ich dies auf die Nachwehen der Seekrankheit zurück. In den nächsten Tagen entdeckte ich aber, daß am Hofe der Königin, mit Ausnahme des ersten Frühstücks, wenig gut gegessen wurde. Dies konnte mir also nicht imponieren, aber manches andere auf dieser Insel. Hier hatte man eine wirkliche Zivilisation vor sich. Windsor castle mit seinen herrlichen Bildern, dem prachtvollen Park, der ganzen Aufmachung des Hofes, London mit dem fabelhaften Verkehr, das natürliche Wesen der Engländer, die Eleganz der Frauen und Männer, der tadellose Anzug der Menschen. In allem konnte man etwas Traditionelles finden, je öfter ich England besuchte und je mehr ich Land und Leute kennenlernen und beobachten konnte, desto mehr kam ich zu der Überzeugung, daß hier die Zentrale eines Weltreiches sei.

Graf Herbert Bismarck hatte mir den Auftrag gegeben, während meines Aufenthaltes festzustellen, ob unser Kaiser, der schon in Petersburg, Kopenhagen, Stockholm, Wien und Rom seinen Antrittsbesuch als Kaiser gemacht und möglichst bald auch seiner Großmutter in England aufwarten wollte, dies tun könnte. Der Botschafter würde sicherlich in dieser heiklen Frage nicht gerne berichten. Er hatte mir an einige politische Persönlichkeiten Empfehlungen mitgegeben, u. a. an Lord Roseberry. Ich habe mich vorsichtig umgetan und mußte dem Grafen Bismarck nach

Pflicht und Gewissen nach meiner Rückkehr sagen, daß ich diesen Besuch vorläufig nicht für opportun hielte, nicht wegen der Stimmung der Königin, aber wegen derjenigen des englischen Volkes. Es hatte in dem Zwiespalt zwischen Kaiser Wilhelm und Kaiserin Friedrich für die Kaiserin, ihre Prinzeß Royal, Partei genommen. Einen fabelhaften Respekt hatten die Engländer vor Bismarck. Damals sagte ein Engländer:

„What are we in England? only a shooting box for German cannons."

Wie kam der Engländer zu diesem Ausspruch? Wohl hatten wir keine Flotte und keine Küste mit Kanonen, die nach England schießen konnten, der Mann hatte aber eben den Eindruck, in Deutschland ist Bismarck, und der ist mit seiner Geschicklichkeit imstande, uns die ganze Welt auf den Hals zu hetzen. In der Person des Kanzlers, da gipfelte vielleicht die Empfindung, daß wir eine Weltmacht darstellten, zu der wir im Grunde noch nicht durchgereift waren. Als wir an Englands Küste landeten, stand eine Ehrenkompanie da, der Prinz von Wales empfing seine Schwester im Namen der Königin. Ein Extrazug führte uns nach Windsor, wo kein großer Empfang stattfand. Die Königin bekamen wir erst beim Diner zu sehen, das nur für 12 bis 14 Kuverts serviert wurde, an dem Königin, Kaiserin Friedrich, Prinz und Prinzessin Heinrich Battenberg, ein Teil des englischen Gefolges und dasjenige der Kaiserin Friedrich teilnahmen. Die Königin, von kleiner und starker Statur — ich war ihr schon in Charlottenburg vorgestellt worden —, sprach bei Tisch mit ihren Nachbarn auch manchmal über den Tisch hinüber, sie machte

den Eindruck einer Dame, welche genau wußte, was sie wollte. Alle ihre Kinder, Minister, Militärs und Hofstaaten waren voller Respekt, und man hatte den Eindruck, daß sie Herrin in ihrem Hause und im Lande sei. Nach Tisch wurde man zu ihr befohlen, damit sie Gelegenheit hatte, am ersten Tage nach unserer Ankunft mit den einzelnen zu sprechen. Ich wagte im Verlaufe der Konversation die Königin zu fragen, wo nach ihrer Ansicht der Schwerpunkt der Kaiserin Friedrich läge, in England oder in Deutschland. Die Königin schien erstaunt über meine Frage und zögerte mit der Antwort. Ich erlaubte mir zu sagen: „Nach meiner Ansicht in Deutschland."

Die Königin: „Ganz gewiß!"

Ich schaltete ein, daß sie die deutsche Sprache vollkommen beherrschte. Ich fuhr fort:

„Dann hoffen diejenigen Menschen in Deutschland, welche es gut mit der Kaiserin Friedrich meinen, daß die Hohe Dame versucht, sich mit ihrem Kaiserlichen Sohn zu stellen. So kann es nicht weiter gehen, dann wäre es besser, daß die Kaiserin Deutschland verläßt, ihren Titel niederlegt, nach England zieht, auf die deutsche Rente verzichtet und an die Munifizenz Eurer Majestät oder des englischen Volkes appelliert. Ich habe immer gehört, daß Eure Majestät auf Ihre Kaiserliche Tochter einen so großen Einfluß haben und hoffe, Allerhöchstdieselben mögen diesen in dem Sinne eines besseren Verhältnisses zwischen Mutter und Sohn ausüben."

Der Königin hat diese offene Aussprache anscheinend gefallen, denn sie ist mir von dem Tage an eine gnädige Gönnerin geblie-

ben, während sie sich aus Graf Seckendorff nicht viel zu machen schien, der die Kaiserin immer gegen den Sohn hetzte. Er war in meinen Augen überhaupt wenig deutsch, sondern ganz international. Ich war gewiß ein Bewunderer und Freund Englands, aber mein Herz gehörte meinem Vaterlande. Ich hatte den Eindruck, daß die Engländer, denen Seckendorff unendlich schmeichelte, von seiner Art und seinem Charakter nicht sehr befriedigt waren.

Ich lernte alle Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses kennen. Den klugen Prinzen von Wales kannte ich ja schon viele Jahre und ich werde noch des öfteren auf ihn zurückkommen. Er war sehr liebenswürdig und weltgewandt. Bei uns in Deutschland wurde er als Prinz unterschätzt, weil er sich für Damen, Sport und Kartenspiel interessierte. Als er zur Regierung gekommen, hat man ihn bei uns überschätzt, obgleich ich seine politische Klugheit, seine Geschicklichkeit, die Menschen zu behandeln, seine Kenntnis der anderen Länder und deren Akteure nicht unterschätzen will. Die Prinzessin von Wales war ebenfalls liebenswürdig, sehr elegant, nicht gerade gut als Dänin auf Preußen zu sprechen. Die Schwestern der Kaiserin, Prinzessin Holstein, Marquise of Lorne, Prinzessin Battenberg, waren alles kluge Frauen, aber nicht in dem Maß, wie die Kaiserin Friedrich. Die Brüder, der Herzog von Edinburgh, späterer Herzog von Koburg, war ein sehr tüchtiger Seemann, der Herzog von Connaught ein charmanter Herr, sah sehr vornehm aus, eine glänzende Vertretung des erstklassigen Engländers. Auch galt er als guter Soldat. Der Oberkommandierende der englischen Armee war der

Herzog von Cambridge, eine herrliche Soldatenerscheinung, ein vornehmer Herr. Die Berufssoldaten deuteten aber an, er sei schon etwas zu alt und den modernen Anforderungen nicht mehr gewachsen. Ein großer Gönner war mir auch sein Schwager, der Herzog von Teck. Er war geborener Württemberger und hat in Österreich gedient. Eine sehr sympathische Erscheinung war auch der Prinz Christian von Holstein, der Schwiegersohn der Königin, welcher bei unseren 3. Gardeulanen gedient hatte. Er hatte Windsor Park unter sich und leitete die Jagden, die zweimal in der Woche im Herbste stattfanden. Ich wurde jedesmal eingeladen, man schoß zu 7—8 Schützen in ein paar Stunden immer 6—700 Fasanen und Kaninchen.

Das einzige, was mir in England nicht imponierte, war der Königliche Marstall. Sie hatten freilich gute Wagentypen, die Kutscher waren glänzend angezogen, die Geschirre erster Klasse, aber die Wagenpferde gingen nicht sehr gut. Auch hatte ich den Eindruck, daß die Kutscher nicht gut fuhren. Die Daumontgespanne gefielen mir auch nicht. Die Reitpferde waren nach unseren Anforderungen wenig geritten. Der Hof fuhr gewöhnlich mit Braunen, à la Daumont mit Schimmeln, zur Parlamentseröffnung mit Falben und der Lord Chamberlain mit großen Rappen. Es ist wirklich merkwürdig, daß in dem Lande des Sports, der schönen Pferde — man sah doch prachtvolle Coaches von Privatleuten —, gerade der Hof hierin nicht mustergültig war. War auch der Stall des Prinzen von Wales nicht gut, war doch die Küche beim Prinzen - - im Gegensatz zu derjenigen der Königin - erstklassig. Raucher, wie ich, genossen sehr seine berühmt

guten Havannazigarren. Prinz Heinrich Battenberg, mein alter Freund und Regimentskamerad, nahm mich des öfteren auf Fuchsreitjagden mit, was mir sehr viel Spaß machte. Ich hatte den Eindruck, daß er sich nicht sehr glücklich fühlte. Die Königin war zwar charmant mit ihm, die Ehe mit seiner Frau ging gut, ich glaube aber, daß er darunter litt, keine Beschäftigung zu haben. In dem großen Schloß Windsor gab es keine Lampen, all die enorm großen Räume wurden mit Wachskerzen beleuchtet, die dem Ganzen — von uns in Deutschland nicht gekannt — einen festlichen Charakter gaben.

Von Windsor ging die Kaiserin Friedrich für einige Tage nach London und nahm im Buckingham Palace Wohnung. Sie besuchte viele Ateliers, wohin ich sie zu begleiten hatte, es war interessant, ihrer klugen Unterhaltung mit den Künstlern zu folgen, taktvoll und zutreffend war ihre Beurteilung der ihr vorgestellten Bilder. Eines Tages war die Kaiserin bei Sir Frederik Leighton, die Kaiserin stellte mich dem Künstler vor. Nach einer Zeit fragte er mich: Wie hieß Ihr Vater mit Vornamen? Auf meine Antwort „Hermann Albert", entgegnete Sir Frederik: Dann kann ich Ihnen sagen, daß mein erstes Bild, das ich gemalt, das Ihrer Frau Mutter als ganz junges Mädchen war. Ich hielt mich damals in Frankfurt a. M. auf und war in das Haus Ihrer Großeltern eingeführt. Als er mir das Bild beschrieb, entsann ich mich sofort des Porträts, hatte aber keine Ahnung gehabt, daß es von einem so großen Künstler war.

Sie besuchte auch viele Privathäuser vornehmer Engländer, in welchen sie die Sammlungen interessierte oder das Gebäude an

sich. Sie sagte mir eines Tages: Wenn Sie nach London kommen, versäumen Sie nie, Stafford house aufzusuchen, um dort die schöne Treppe zu bewundern.

Wie sie mich in Windsor Castle auf alle Kunstschätze aufmerksam gemacht hatte, so tat sie es auch in Buckingham Palace. In den Galerien war sie ein glänzender Führer.

Ich hatte damals in London ein paar wirkliche Nebeltage mitgemacht, an denen der ganze Verkehr stockte. Auf dem Kontinent kann man sich davon gar keine Vorstellung machen. Ich ging in viele Kaufläden und kleine Theater. Was mir auch sehr auffiel, war die Londoner Droschke, handsome genannt, einspännig, ein ganz komisches Vehikel. Der Kutscher sitzt hoch hinten über dem Passagier, die Zügel sozusagen vor dem Gesicht, schwer zum Ein- und Aussteigen, besonders für Damen in Toilette. Aber der konservative Engländer hatte das Beförderungsmittel sehr gern. Jetzt soll es durch die Automobile völlig verdrängt sein. Was mir großen Eindruck machte, war der glänzende Anzug der Soldaten auch im kleinen Dienst. Wenn man an das sparsame Preußen dachte, wo die Leute immer in der sechsten oder siebenten Garnitur Dienst taten. In meiner Leutnantszeit hatten die Soldaten noch Mäntel, die aus dem Anfang des Jahrhunderts stammten. England atmete ordentlich Geld, obgleich es schon damals anfing, daß ihm unser Handel unbequem wurde. Ein Adjutant der Königin sagte mir eines Tages:

„We are done in England by Germany."

Es fiel mir auf, wie der englische Offizier sich für Politik interessierte, ganz im Gegenteil zu den unsrigen. Sie sind auch viel-

fach Parlamentsmitglieder. Die einzige Ausnahme bei uns machte der Feldmarschall Graf Moltke, der Mitglied des Reichstags war. Auch der Verkehr in den Offizierkorps war ganz anders als bei uns. Im Dienst war der Untergebene auch sehr stramm gegen den Vorgesetzten; außer Dienst standen sie sich aber ganz anders. Ich habe erlebt, daß junge Offiziere im Klub gar nicht aufstanden, wenn der Oberst hereinkam, und ruhig ihre Zeitung weiterlasen. Auch berührte es einem merkwürdig, daß sie außer Dienst immer in Zivil gingen. Andere Völker, andere Sitten! Sie interessierten sich sehr für unsere Armee und waren enttäuscht, daß ich den Krieg nicht mitgemacht und nichts von unseren Siegen erzählen konnte.

Ich wurde nach vier Wochen von Ihrer Majestät wieder nach Deutschland entlassen, um Weihnachten mit meiner Frau zu verleben und mit unserem erstgeborenen Sohn, der im Juli zur Welt gekommen war. Die Kaiserin war überhaupt sehr rücksichtsvoll und suchte immer auszugleichen, so daß man durch den Dienst bei ihr nicht dem Familienleben entzogen wurde.

Unser Botschafter in London war damals der Graf Hatzfeldt, vorher Staatssekretär des Auswärtigen, ein kluger, bedeutender Mann. Damals leider schon von sehr zarter Gesundheit, zog er sich sehr zurück, ging kaum in die Welt, leistete mit seinem feinen Kopfe aber mehr, als zehn andere. Als ich mich bei der Königin abmeldete, sagte mir Ihre Majestät:

„Wenn sich Ihr Schwiegervater, der Herzog von Ratibor, noch meiner erinnern sollte, dann grüßen Sie ihn herzlich von mir. Er und sein Bruder Clodwig, der Statthalter von Elsaß-Lothringen,

haben mit dem Prinz Consort seinerzeit studiert, und nach meiner Hochzeit waren die damaligen jungen Herren unsere Gäste in London." Ich betone: Sie hatte die Bemerkung über meinen Schwiegervater nicht spöttisch gemacht; denn schließlich erinnert sich doch jeder Mensch an die Königin von England, sondern das war ihre schlichte Art, sich auszudrücken.

Im Februar nächsten Jahres mußte ich den Dienst bei meiner Herrin wieder in Kiel übernehmen, wohin die Hohe Dame sich von England aus begeben, um ihre Schwiegertochter, die Prinzessin Heinrich von Preußen, zu betreuen, welche ihrer ersten Entbindung entgegensah. Die Prinzessin war eine Tochter des Großherzogs von Hessen, auch eines Schwiegersohnes der Königin von England. Die Großherzogin, welche eine sehr bedeutende Frau gewesen sein soll, war ganz jung gestorben, so daß ich sie nicht mehr gekannt. Der Großherzog, ein tapferer Soldat, der seine Hessen im Kriege 1870 geführt, erschien mir immer als der Prototyp des guten Deutschen, ein offener Charakter, sehr beliebt bei seinem Hessenvolk. Prinz und Prinzessin Heinrich waren liebenswürdige Wirte. Der Prinz, ein passionierter Seeoffizier, galt damals als glänzender Schiffskommandant. Er war ein aufrichtiger Mensch, im allgemeinen ruhig, konnte sich aber leicht erregen, so daß man immer in Angst war, es könnte zwischen Mutter und Sohn zu einer Szene kommen, obgleich sich beide sehr liebten. Wegen des Tages der Niederkunft hatte man sich in Kiel schwer verrechnet, und der später geborene Prinz Waldemar ließ lange auf sich warten. Die Freude der Eltern und Großmutter war groß, als es ein Sohn war. Ich habe nie eine ähn-

liche Kälte erlebt, wie damals in Kiel. Der ganze Hafen war zugefroren. Die Kaiserin konnte nicht viel hinaus, da sie sehr unter der Kälte litt, aber sie wußte sich immer zu beschäftigen und hatte eine umfangreiche Korrespondenz. Mit ihrer Mutter und dem Prinzen von Wales wechselte sie wöchentlich Briefe, welche durch den englischen Kurier befördert wurden, welche die Kaiserin in Jahresbände einbinden ließ. Nach dem Tode der Kaiserin wünschte der Prinz von Wales seine Korrespondenz sofort zurück, die ich ihm als Testamentsvollstrecker auslieferte. Wieviel für die Weltgeschichte Interessantes mag darin gestanden haben!

Die Kaiserin eröffnete mir, daß sie in Kiel ein Bild von mir malen wolle und ich mußte ihr täglich sitzen, wobei es wirklich ein Genuß war, sich mit dieser klugen Dame über alle Tagesfragen zu unterhalten. Von Kiel ging es nach Berlin und nachher nach Homburg. Dorthin war auch der Maler, Herr von Angeli, zitiert worden, um das Bild der Prinzessin Sophie als Braut zu malen. Sie war mit dem Kronprinzen von Griechenland verlobt. Die Kaiserin, welche das Bild von mir noch nicht ganz vollendet hatte, zeigte es Angeli. Er fragte in seinem österreichischen Dialekt:

„Aber was habens denn da angestellt, Majestät? Der Baron Reischach ist doch ein ganz gut aussehender Mensch und das eine Aug habens ihm ganz schich gemalt. Lassens doch das Porträtieren, das könnens halt nit. Bleibens bei Ihren Stülleben, die machens sehr nett. Unter die könnt man den Namen von einem großen Künstler setzen."

Die Kaiserin war doch etwas traurig und meinte:

„Nun werde ich das Bild nicht vollenden und nicht zeichnen."

Sie hat es auch nicht getan, es befindet sich in meinem Besitz. Als Ihre Majestät Angeli im nächsten Jahre, wo er wieder in Homburg war, einladen wollte, ihr beinahe fertiges Friedrichshofer Schloß zu besichtigen, lehnte Angeli ab mit den Worten:

„Schon im fertigen Haus sind bei Eurer Majestät alle Fenster offen, wie wird das erst dorten sein! Da laufe ich Gefahr, mich zu verkühlen. Ich bin ein armer Maler und darauf angewiesen, immer gesund zu sein und von meiner Hände Arbeit zu leben."

Auf einem Spazierritt kam ich einstmals mit Ihrer Majestät auf die Verschiedenheiten der Verfassungen in Deutschland und England zu sprechen. Ich bemerkte damals:

„Wir wollen in Deutschland keinen solchen Thron wie in England, wo der König mit dem Kopf zu nicken hat, wenn der Premierminister etwas empfiehlt oder das Parlament es erheischt."

„Wie jung sind Sie mit Ihrem reaktionären Urteil," erwiderte die Kaiserin. „Bei dieser herrlichen englischen Verfassung wird ein bedeutender Regent, wie meine Mutter, das müssen Sie doch zugeben, immer eine große Rolle spielen, gewiß dereinst auch mein Bruder Eduard, wenn er zur Regierung gelangen sollte. Ein Narr, wie mein Vorfahre Wilhelm IV., wird total ausgeschaltet, und einem so impulsiven Herrscher, wie meinem Herrn Sohn, würden solche Zügel angelegt, daß er sich mäßigen müßte."

Wenn man mit der Kaiserin zusammen war, so konnte man sich oft darüber ärgern, daß sie alles Englische immer lobte und hervorhob. Alles war drüben besser, selbstverständlich Flotte und Parlament. Beides traf ja auch zu. Bei Ministern, Soldaten konnte

man nicht immer zustimmen und gewiß nicht immer bei den einzelnen Menschen.

Als mich eines Tages die Kaiserin entließ, um sie bei dem achtzigsten Geburtstage ihrer Mutter zu vertreten — sie konnte nicht nach England, da sie schon recht leidend war —, hatte ich eine lange Konversation mit ihr. Ich hatte ihr vorgehalten, daß es doch unrecht sei, daß der Herzog von Connaught nach dem Tode ihres Neffen, des Erbprinzen von Koburg, seine Ansprüche auf den Koburger Thron, im Falle des Ablebens seines Bruders, durch eine Kundgebung an das Koburger Volk bekundet hatte, ohne darüber vorher mit der Reichsregierung in Berlin in Verbindung zu treten. Ich meinte:

„Das ist doch nicht mehr wie vor 1866. Wir haben jetzt ein Deutsches Reich und ein englischer Prinz kann doch nicht ohne Konsens der Reichsregierung plötzlich den Thron in Koburg besteigen."

Ihre Majestät verteidigte energisch das englische Vorgehen und meinte, das seien berechtigte heilige Erbansprüche, und der Herzog, ihr Bruder, habe nur sein gutes Recht gewahrt und seine Pflicht gegen Koburg getan. Ich sagte:

„Majestät sind ja heute so guter Laune und da möchte ich Ihnen eine Frage vorlegen. Wenn es sich um Vergleiche zwischen England und Deutschland handelt, ist alles drüben immer besser. Majestät übertragen es auch auf die einzelnen Menschen. Sie können aber doch nicht immer annehmen, daß jeder Engländer im Prinzip klüger ist wie jeder Deutsche, besser und tüchtiger, wenn ich auch die größere Zivilisation Ihres Mutterlandes voll und ganz

zugebe. Aber Majestät sind doch eine zu kluge Dame, um dies wirklich in Ihrem Innern zu glauben."

„Darauf sollen Sie eine schnelle und erschöpfende Antwort haben. Ich bin immer auf der Seite des Abwesenden, in England mache ich es umgekehrt!"

Als ich nach dem Tode der Kaiserin dem König Eduard diese Unterhaltung erzählte, meinte der König:

„Das ist alles wahr. In England focht meine Schwester immer für Deutschland und lobte alles Deutsche über die Maßen."

Ja, eine praktische Realpolitikerin war die Kaiserin nicht. Infolgedessen wurde sie vom deutschen Volk auch nicht erkannt, im Gegenteil verkannt.

Ich will zum Beweis der Richtigkeit meiner Behauptungen einen Brief wiedergeben, welchen mir die Kaiserin Friedrich im Jahre 1893 aus Griechenland geschrieben:

„Über die Wahlen denke ich ganz wie Sie und neige nicht zum übertriebenen Schwarzsehen. Es ist aber sehr schwer für mich, ein solches Thema zu erörtern und gar schriftlich zu diskutieren. Mein Standpunkt und mein politisches Glaubensbekenntnis sind sehr verschieden von den Ihrigen. Alles, was ich erlebt und erfahren habe, alle Studien und Beobachtungen haben dazu beigetragen, meine Ansichten zu befestigen. In einem, glaube ich aber, stimmen wir ganz überein, in dem Ideal, welches wir uns von dem Vaterlande machen, in dem glühenden Wunsch, es auf der Höhe zu sehen, auf der höchsten Stufe nicht nur der äußeren Macht, sondern der inneren Gesundheit, der inneren Festigkeit und Kraft, das heißt des inneren Wertes. Noch man-

ches ist da vorhanden, welches erst rechte und geordnete Gestalt gewinnen muß. Armes Deutschland, hat eine geschichtliche Entwicklung gehabt, welche manche ihrer großen Eigenschaften gefördert und wiederum andere ganz verkümmert hat. Man muß tiefer schauen, als auf die Oberfläche, man muß es erkennen, wie der Mangel an Urteil, an Ruhe und an politischem Sinn vorhanden und wie natürlich das ist, wie unselbständig das Individuum im politischen Denken, daher wie zugänglich einer Doktrin. Der wilde, giftige Unsinn des Sozialismus, der eine so täuschende und einschmeichelnde Form annimmt, mit seinen hohlen Phrasen und seinen Trugschlüssen, hätte sonst nie so stark die Menschen betört. Die wahre, vernünftige und menschenwürdige Freiheit, welche den Menschen im guten Sinne konservativ macht, ist nicht gepflegt und nicht gelehrt und gepredigt worden. Für sie hatte der große Mann, der so Erstaunliches geleistet, keinen Sinn. Sie allein wäre der Damm gewesen gegen die Sturmflut des Wahnsinns, den man Sozialismus nennt, denn sie lehrte selbständig denken und erkennen, wo das wahre Interesse und die Pflicht des einzelnen liegt. Aber das paßte nicht in das Programm, welches von oben her und in kurzer Zeit alles schaffen wollte, was sonst langsam und von innen heraus gewachsen wäre. Glauben Sie nicht, daß ich ungerecht sein möchte gegen den großen Mann. Ich will weder seine Leistungen hinunter ziehen, noch ihn schmähen, noch schelten, er hatte eine ungeheure Kraft, er war ein großer Hebel, er gab, was er hatte. Aber daß er war, wie er war, brachte neben allen glänzenden Erfolgen seines auf schwindelnde Höhe gestiegenen

Glückes auch manche Nachteile. Ich kann nicht anders, als glauben, daß Kaiser Friedrichs edle, redliche, selbstlose Natur allmählich durch konsequentes, vorsichtiges Entgegenwirken, bewußtes, überlegtes Entgegenarbeiten gegen diese Nachteile, die er als feiner und ruhiger Beobachter genug hatte kennengelernt, Bismarcks großes Werk vollendet und ergänzt hätte. Dies große Geschenk hätte nur er seinem heißgeliebten Volke bringen können. Jetzt liegt es mit ihm im Grabe und die Dinge müssen nun durch schwierigere Stadien gehen und wahrscheinlich die Weisheit und Erfahrung etwas teurer erkauft werden. Doch wird gewiß endlich sich alles herausrappeln aus der Unklarheit, Konfusion und Aufgeregtheit, die jetzt sehr verbreitet scheint. Deutschland hat viel zu viel Köpfe und treue Herzen zu seiner Verfügung, um nicht nüchtern und verständig am eigenen Ausbau zu arbeiten. Der Siegesrausch ist vorbei, der Rausch der Bestürzung und übertriebenen Besorgnis wird auch vorübergehen und gewiß eine vernünftigere Stimmung sich aus dieser Gärung heraus entwickeln. Freilich hätte meiner Meinung diese Phase, die wir jetzt durchmachen müssen, der Nation erspart werden können. Aber es gibt nicht immer große Männer und nicht immer Souveräne, die so für ihren Beruf geschult, vorbereitet und geschaffen waren wie der, den wir ewig beweinen werden. Die Nation muß lernen, sich auf sich selbst verlassen und ohne sie fertig werden. Sie wird auch, dessen bin ich gewiß, ihre Aufgabe lösen und einer glücklichen Zukunft entgegengehen. Vielleicht werden Sie mit dem allem gar nicht einverstanden sein. Ich dränge meine Ansichten niemand auf und äußere sie nur selten, nur wenige teilen

sie. Man pflegt eine philosophische Auffassung, welche den geschichtlichen Zusammenhang der Begebenheiten gerne festhält, unpraktisch und ein müßiges Grübeln zu finden. Ich glaube nicht! Gibt man sich nicht klar Rechenschaft von Ursache und Wirkung, von den Konsequenzen gewisser Prinzipien, lebt man von heute auf morgen, von der Hand in den Mund und in ewigem Schwanken. Ein großer Opportunist, ein Meister im Schaffen von Situationen war der Fürst Bismarck, schnell sein Blick, geschickt sein Griff, groß sein Mut, aber ein schlechter Erzieher und unmöglich zu kopieren. Ich spreche ohne Groll und trage ihm nichts nach. Mein Mann und ich waren nicht nach seinem Sinn? Er fand uns unbequeme Werkzeuge, und die Art und Weise, wie seine Partei uns behandelte und uns unschädlich zu machen suchte, ist bereits in die Geschichte übergegangen. Schön war diese Zeit nicht und ihre Wirkung ist noch nicht vorbei. Ich habe viel, viel gelitten, aber wenn es im geringsten genützt hat, was ich mit vollster Überzeugung als die gute Sache ansehe, so will ich gerne alles getragen und gerne den höchsten Preis dafür gezahlt haben. Daß die Seele meines Sohnes der meinigen entfremdet worden ist, ist das absichtliche und bewußte Werk einer Partei. Sie glaubt, es sei eine patriotische Tat; sie hat Macht, ich habe keine und werde wohl ungekannt, fremd und unverstanden in mein Grab gehen, weil eine einsame Frau gegen sehr viele stürmische Männer mit ihrem blinden Vorurteil nichts vermag. Das Schicksal hat es nicht anders gewollt, ich schiebe den Menschen, die uns getreten haben, keine schlechten Motive unter. Sie glaubten, dem Vaterland zu dienen

und fanden die Mittel, die sie gebrauchten — de bonne guerre! Die Menschen sind vergänglich, die Ideen aber nicht. Was Kaiser Friedrich gehofft und erstrebt hat, wird vielleicht auferstehen, aber noch lange, lange nicht. Vielleicht erst nach schweren Zeiten. Ich werde es nicht erleben! Verzeihen Sie diese lange Auseinandersetzung; in der schönen stillen Nacht in Tartoi habe ich Zeit, all das zu überlegen. Und wenn mir das Herz vor Schmerz und Bitterkeit zerspringen will, wenn ich nach Berlin denke, dann sehe ich hinauf zu den goldenen Sternen und werde wieder still und friedlich, denn es geht doch oft alles besser als man denkt, und ein paar Jahrzehnte sind in dem Leben der Völker wie ein paar Minuten. Und an den ewigen Fortschritt und an die ewige Weiterentwicklung glaube ich fest, ob schneller, ob langsamer, wenn auch die Menschen frühzeitig verschwinden, die ihr Körnlein dazu hätten beitragen können und manchen Ruck in diesem Fortgang verhindern und vermeiden helfen."

Die Kaiserin hat gewünscht, daß dieser Brief von mir verbrannt würde. Diesen Wunsch konnte ich der Hohen Frau nicht erfüllen: denn die Vernichtung eines Dokumentes von so historischem, geistigem und menschlichem Wert schien mir geradezu verbrecherisch.

Im übrigen überlasse ich es meinen Lesern, ob mein Urteil über die Kaiserin Friedrich das richtige ist, oder das in Deutschland verbreitete. Nie und nimmer war sie deutschfeindlich, ganz im Gegenteil. Ihr Verhältnis zum Fürsten Bismarck war auch recht interessant. Sie waren große politische Gegner und bekämpften sich immer. Wenn sie aber zusammenkamen und sich mitein-

ander aussprachen, so waren sie immer gegenseitig unter ihrem Charme.

Von Kiel ging Ihre Majestät zu kurzem Aufenthalt nach Berlin, dann wurde wieder für mehrere Monate das Homburger Schloß bezogen, von wo aus Ihre Majestät, wie schon früher bemerkt, mit unermüdlichem Fleiß und Sachkenntnis den Bau des Schlosses und die Anlagen des Parks in Friedrichshof leitete, wobei sie durch den fachkundigen Gartendirektor Walter auf das beste unterstützt wurde. An dieser Stelle meines Buches auch Walters Nachfolgers, des Direktors Seeligmüller, der bis zum Tode der Kaiserin mir ein treuer Mitarbeiter war, in Dankbarkeit zu gedenken, ist mir eine besondere Freude.

Die Kaiserin erbaute nicht nur das Schloß, einen großen Marstall, ein Haus für den Verwalter, ein Haus für zwei verheiratete Gärtner, ein Pförtnerhaus und eine Meierei, sondern auch noch ein Cottage für mich und meine Familie, vollkommen eingerichtet, in der wohlwollenden Annahme, mich nicht acht Monate von meiner Familie zu trennen, da sie die Absicht hatte, Friedrichshof jedes Jahr von April bis Oktober, eventuell November zu bewohnen. Es hieß, das Schloß würde 1892 oder 1893 bezogen werden können. Jetzt war das ganze Leben der bedeutenden Frau mit dieser Tätigkeit ausgefüllt und ich zitterte vor dem Moment, wo die Beschäftigung aufhören würde. Die Kaiserin war schon ganz früh auf, sofort ging es an den Schreibtisch zur Erledigung der umfangreichen Korrespondenz. 7 Uhr 45 wurde ein beinahe zweistündiger Ritt in die Umgegend gemacht, wenn es das Wetter irgendwie gestattete. Um 9 Uhr frühstückte Ihre Majestät, dann

wurde ein Gang durchs Schloß und Garten gemacht. Vor allem widmete sie sich der Pflege ihrer geliebten Blumen. Dann schrieb sie wieder oder las, empfing Menschen, keine Minute des Tages war unausgefüllt. Ausruhen oder Schlafen bei Tag kannte die Kaiserin nicht. Nach Tisch wurde wieder geschrieben oder gelesen, um 4 Uhr der Tee genommen und anschließend eine Wagenpartie in die Umgegend gemacht. Es war rührend, wie die Kaiserin immer bestrebt war, ihre Umgebung weiterzubilden. Sie prüfte mich scharf, ob ich meine schwäbischen Dichter kannte, ob Goethe und Shakespeare. Sie machte mich auf alle neuen, interessanten Werke aufmerksam, gab mir dieselben zu lesen. Wenn ich den beurlaubten Oberhofmeister, Graf Seckendorff, vertreten mußte, der einen Teil ihrer Korrespondenz zu erledigen hatte — dabei wurde auch noch die im Dienst befindliche Hofdame ordentlich mit Briefen angespannt —, hatte ich den ganzen Tag damit zu tun. Sie gab einem oft 20 Briefe zur Beantwortung. Abends um 8 Uhr beim Diner fragte sie, ob alles schon erledigt sei, und konnte nicht verstehen, daß man noch nicht fertig war, da sie so rasch arbeitete und ihr jeder Brief bei ihrer hohen Begabung so leicht wurde. Manche Briefe wollte sie vor der Absendung vorgelegt haben. Das erste Mal, als ich ihr einen solchen Brief vorlegte, meinte sie:

„Ihr Stil ist gut, ich lese so gern, was Sie schreiben, aber in diesem speziellen Falle gestatten Sie mir einige Abänderungen."

Schließlich war von meinem Briefe nur noch wenig übrig. Die Kaiserin fragte dann:

„Wie gefällt Ihnen die Sache jetzt?" Man konnte nur zu-

stimmen. So hat sie immer, ohne je verletzend zu sein, an meiner Fortbildung gearbeitet und ich kann ihr nicht genug dankbar dafür sein. Wenn dabei nicht mehr erreicht wurde, so liegt das an meiner mangelnden Veranlagung, und daß sie zu spät mein Lehrmeister geworden.

Den Sommer über kam auf mehrere Monate auf Besuch der Kronprinz von Griechenland, der seit vorigem Jahre mit Prinzessin Sophie verlobt war, ein angenehmer, frischer, liebenswürdiger Prinz mit viel Passion für das Militär, trotz seiner Jugend ein feiner Beobachter und Kenner der Menschen und Länder. Er hatte eine Zeitlang beim 2. Garderegiment in Berlin Dienst getan. Die Hochzeit sollte im Oktober in Athen stattfinden. Da die dänischen Majestäten, die Großeltern des Kronprinzen, wegen hohen Alters nicht nach Athen zur Hochzeit kommen konnten, so entschloß sich Ihre Majestät zu einem Besuch des dänischen Hofes, um die Prinzessin Sophie den Majestäten vorzustellen. Ich begleitete Ihre Majestät nach Dänemark. Der Besuch fand auf dem Schlossse Fredensburg statt, ein recht interessanter Aufenthalt, da dort auch das russische Kaiserpaar weilte sowie Prinz und Prinzessin von Wales. Der König Christian VII. war ein ritterlicher, vornehmer Herr, ausnehmend liebenswürdig gegen alle Menschen, die Königin steif und bekannt als preußenfeindlich, da sie nie verschmerzen konnte, daß ihr Bruder, der Landgraf von Hessen, durch das Jahr 1866 seiner Ansprüche auf das Kurfürstentum Hessen-Kassel verlustig gegangen. Kaiser Alexander schien sich in Dänemark sehr wohl zu fühlen, etwas ab von nihilistischen Sorgen und Attentaten, war nicht so steif, wie ich

ihn 1887 am preußischen Hofe gesehen. Im Gegenteil, er war natürlich und freundlich und machte mir eines Tages, als der Kaiserin das Thorwaldsen-Museum in Kopenhagen gezeigt wurde, die Honneurs desselben und schien dort gut Bescheid zu wissen. Die Aufmachung des Hofes war für den vielen Besuch — die Russen hatten großes Gefolge mit — sehr gut. Das englische Gefolge, gewohnt an das Londonder Leben, schien den langen Aufenthalt aber nicht sehr zu schätzen. Die Prinzessin von Wales war glücklich bei den Eltern, im Umgang mit ihren Schwestern, denn auch Herzog und Herzogin von Cumberland waren anwesend.

Im Oktober wurde die Reise nach Griechenland angetreten. Ich hatte für Ihre Majestät, die Prinzessinnentöchter, dann auch für die Erbprinzeß von Meiningen mit Gemahl — die älteste Tochter begleitete sie — einen großen Dampfer vom Österreichisch-Ungarischen Lloyd gemietet, der die Herrschaften in Venedig zur Einschiffung erwartete. Es war ein bequemes Schiff, ganz neu ausgestattet, und die Kaiserin war sehr zufrieden. In Venedig war sie glücklich, mich überall herumführen zu können und meiner Frau und mir all die Schönheiten der Lagunenstadt unter ihrer verständnisvollen Führung zu zeigen. Nur war der Aufenthalt zu kurz. Wir hatten eine prachtvolle Fahrt, der Piräus präsentierte sich bei herrlichstem Wetter mit dem Blick auf die malerische Akropolis sehr schön, der Empfang vom griechischen Königshause und der Bevölkerung sehr herzlich. Vertreter aller Fürstenhäuser waren anwesend. Am Tage darauf erfolgte die Ankunft der deutschen Majestäten mit großem Gefolge, und es war eine fabelhafte

Leistung des griechischen Hofes, alle die vielen fürstlichen Gäste und Umgebungen unterzubringen und zu bewirten. Viele reiche Griechen hatten ihre Häuser zur Verfügung gestellt. Die Regie der langen Festlichkeiten behielt aber König Georg selbst in der Hand, und wenn auch alles nicht so sein konnte, wie am deutschen, russischen, österreichischen oder englischen Hofe, so verlief doch alles gut. Ich kehrte mit meiner Frau, welche die Hochzeit auch hatte mitmachen dürfen, über Neapel und Rom nach Oberschlesien zu ihren Eltern zurück, wo unser erstgeborener Sohn während der Reise untergebracht worden war. In Rom besuchten wir den Onkel meiner Frau, den geistvollen Kardinal Hohenlohe, in dessen Schreibzimmer ein Bild vom Fürsten Bismarck mit Unterschrift und ein Bild von Cavour hing. Seine Kardinalskollegen mögen darüber recht erstaunt gewesen sein. Die Kaiserin Friedrich blieb noch zwei Wochen in Griechenland, nahm dann einen Aufenthalt in Neapel und Rom, den sie im Januar 1890 jäh abbrechen mußte, wegen des Todes der Kaiserin Augusta.

Schon mehrere Monate kriselte es im Reiche. Die Gerüchte, daß es zwischen Kaiser und Kanzler nicht ganz stimme, wollten nicht verstummen. Gewissenlose Hetzer waren stark an der Arbeit, bis es über die Arbeitergesetzgebung zum definitiven Bruch kam, und der 20. März brachte uns Deutschen und allen Bewunderern und Anhängern des Fürsten Bismarck die lang gefürchtete Entlassung. Ich saß mit meiner Schwester Gabriele an dem Abend im Hotel Kaiserhof, als Graf Herbert Bismarck sich melden ließ und uns die definitive Tatsache mitteilte. Er meinte:

„Das bedeutet die Auflösung des Reiches."

Auf meine Entgegnung: „Dann wäre ja das Werk Ihres Vaters eine Utopie!“ antwortete der Graf:

„Nein, aber ein so feines Gefüge, das eine solche Kraftprobe, wie die Entlassung des Schöpfers des Reiches, nicht verträgt. Alle Menschen machen sich die Tragweite dieser Handlung nicht klar, auch meiner Ansicht nach der Kaiser nicht und solch impulsiven Handlungen des Kaisers werden noch viele folgen. Das wird das Reich nicht aushalten und in zwanzig Jahren wird es zerfallen. Solange werden die Verträge noch halten, welche mein Vater mit Europa geschlossen.“

Ich stand lange unter dem Eindruck dieses Gesprächs, sagte mir aber schließlich, Graf Herbert sieht zu schwarz, die Entlassung hat ihn als Sohn zu sehr beeindruckt, um so mehr, als sie niemand, vor allem nicht die Familie, für möglich gehalten. Viele brave, monarchisch gesinnte Männer litten schwer in der folgenden Zeit. Ängstliche Gemüter, schwache Charaktere, brachen den Verkehr mit Friedrichsruh ab. Für die Menschen, welche im Amt waren und im persönlichen Dienst, war es ein schwerer Konflikt. Ich habe nie geschwankt und bin dem Hause Bismarck immer treu geblieben. Ich will aber sehr betonen, daß sowohl der Kaiser, als die Kaiserin Friedrich mir mein Verhalten nie verargt hatten. In allen solchen Dingen war die Kaiserin großzügig. Sie wollte gerne die Menschen zu ihren Ansichten bekehren, sie versuchte immer, einem die Leute, die sie gern hatte, zu empfehlen, hob deren gute Eigenschaften hervor, sprach sich ziemlich bestimmt gegen die Menschen aus, welche sie nicht mochte und welche ihr geschadet hatten, aber nie verlangte sie, daß man sich als ihr Diener nach

ihren Ansichten richten und ihre Feinde meiden, oder ihre Freunde sich zum Umgange wählen sollte. In dieser Hinsicht war sie ganz die freie Britin.

Jeder Tag wurde eigentlich benützt, um mich politisch in ihr Fahrwasser zu bringen, und sie liebte es, stundenlang mit mir zu rechten. Auch hatte sie großen Spaß daran, wenn ich Menschen imitierte, da konnte sie so herzlich lachen. Ich hatte von Jugend an etwas Talent dazu, und sie liebte es sehr, wenn ich ihr den österreichischen, rheinischen, schwäbischen, badischen, bayrischen und hessischen Dialekt vorführte. Norddeutsche werden glauben, dies sei ja alles dasselbe, da gibt es aber große Unterschiede. Ganz besonders freute sie sich, wenn ich das baltische Deutsch sprach, obgleich sie gegen alles Russische sehr eingenommen war. Das autokratische Wesen, die ganze rüde Art des Regierens dort war ihr schrecklich. Mit dem armen geknechteten Volk, in seinem Ringen nach Freiheit, hatte sie großes Mitleid, und von der Regierung des Kaisers Nikolas II., den sie sehr schätzte, erhoffte sie große Verbesserungen. Sie fand den jungen Kaiser charmant und sagte immer: „Er ist ein so feiner Mensch und ein so großer Gentleman." Auch war die Kaiserin ihre Lieblingsnichte.

Ich will nun noch etwas über die damalige Berliner Gesellschaft sagen, welche in den Jahren 1880—1900 wohl eine glänzende genannt werden konnte. Außer den Botschaftern, die sehr gut repräsentierten — der russische, Graf Schouwaloff, hatte immer offenes Haus, gab große Bälle und Diners — hat es aber auch viele Privathäuser gegeben, die häufig Feste veranstalteten. Sehr befreundet waren wir mit den deutschen Gesandten, den Ehepaaren

Hohenthal, Varnbüler, Berckheim und dem Junggesellen Lerchenfeld, letzterer und Hohenthal waren meine Korpsbrüder, mit Berckheims waren wir verwandt, und von Kronberg aus viel bei ihnen auf ihrem schönen Landsitz Weinheim. Varnbüler war mein Landsmann, Schulkamerad und mein Nachbar in Württemberg. Mit all diesen reizenden Menschen haben wir sehr viel verkehrt. Mit Lerchenfeld sich politisch unterhalten, war ein direkter Genuß. Er war in allen inländischen und auswärtigen Fragen glänzend bewandert, war ein großer Herr und hätte jeden Posten ausgefüllt. Wie gerne hätte ich ihn in prominenter Stellung im Reichsdienst gesehen! Sehr gastfrei waren die Häuser des Fürsten Pleß, des Herzogs von Sagan, des Fürsten Hohenlohe-Oehringen, des Prinzen Fritz Hohenzollern, des Grafen — späteren Fürsten Stolberg — Wernigerode, des Grafen Fritz Hohenau, des Grafen Guido Henckel — nachmaligen Fürsten Donnersmarck —, des Grafen Tiele-Winkler, des Grafen Asseburg, des Herzogs von Ratibor und des Erbprinzen Karl Egon zu Fürstenberg. Glänzend montiert war des letzteren Haus, ich habe in meinem ganzen Leben keine ähnlich gute Küche gekannt. Einmal die Woche war ich auch meistens Gast beim Staatssekretär Graf Bismarck. Kurz, man kann wohl mit Recht sagen, die Berliner Gesellschaft der fünfundzwanzig letzten Jahre des 19. Jahrhunderts war sehr elegant.

Später hat sich dies alles sehr geändert. Die Fürsten hatten keine Palais mehr in Berlin, das hing mit der Steuergesetzgebung zusammen. Doppelte Haushaltungen auf dem Lande und in der Hauptstadt wurden zu teuer. Die Familien kamen nur noch zu

Kaisers Geburtstag zur Cour und zu den Hofbällen nach Berlin und wohnten in den Hotels.

Im größeren Stil repräsentierende Privathäuser gab es nur noch drei, diejenigen des Oberstkämmerers Fürsten Solms, des Fürsten Guido Donnersmarck und des Grafen Tiele-Winkler, die unendlich viel für die Gesellschaft taten. Aber die nette, kleine Geselligkeit, wie wir sie die letzten fünfundzwanzig Jahre gekannt, war vorüber; das hing aber auch damit zusammen, daß die Gesellschaft viel größer und verschiedenartiger geworden. Der Hof konnte sich daher nicht mehr in dem Umfange um die Gesellschaft kümmern, wie es die alten Majestäten getan. Das Kronprinzliche Haus fiel die ersten Jahre ganz aus, weil der Kronprinz erst 1905 heiratete und die Kronprinzessin durch das Erscheinen von jungen Prinzen sozusagen dienstlich verhindert war.

Nachfolger des Fürsten Bismarck wurde General von Caprivi. Er war ein guter Militär aus Preußens bester Zeit, bemüht, sich in die schwierige Stellung, welche ganz auf den großen Vorgänger zugeschnitten war, hineinzufinden. Aber politisches Flaire muß dem Menschen angeboren sein, das kann man nicht erlernen. Auch muß man ihm vorwerfen, daß er den Faden mit Friedrichsruh zerreißen ließ. Er durfte sich nicht hetzen lassen und mußte alles daran setzen, mit Bismarck auf gutem Fuß zu bleiben, um zwischen Kaiser und Bismarck vermitteln zu können. Der Haupthetzer gegen Bismarck war Herr von Holstein, immer in Angst, daß des Gewaltigen Rückkehr seiner prominenten, leider so unheilvollen Tätigkeit ein jähes Ende bereiten könnte. Ich befürchte aber auch, daß Herr von Marschall, welcher Staatssekretär des Auswärtigen

geworden, nicht unbeteiligt war. Dieser bedeutende, scharf denkende Jurist war auch nicht vorbereitet für die auswärtige Politik, da er außer seinem Heimatlande Baden und Berlin nichts kannte. Wie soll da Weltpolitik getrieben werden, wenn die Leitung in den Händen eines Generals und eines Staatsanwalts liegt!

Ende des Jahres 1890 heiratete Prinzessin Viktoria den Prinzen Adolf zu Schaumburg-Lippe, für eine Königstochter keine große Partie. Aber er war ein braver, deutscher Fürstensohn; für diese gescheite lebhafte Prinzeß vielleicht zu wenig. Der Prinz stand als Rittmeister bei den Königshusaren in Bonn. Dort wurde eine Villa gekauft, die für das junge Paar ausgebaut, mit großem Komfort und Geschmack eingerichtet wurde, wobei die kunstsinnige kaiserliche Mutter ihren wertvollen Rat gab. Die Prinzessin hatte den Sinn und Liebe der Mutter, welche diese ihren Möbeln und Kunstsachen widmete, voll und ganz geerbt. Ich sagte einmal zur Kaiserin:

„Ich würde lieber das ganze Jahr in einer Lehmhütte wohnen, als so der Sklave meiner Möbel zu sein und in einer ewigen Angst zu schweben, daß etwas beschädigt werden kann."

Die Kaiserin entgegnete:

„Ich kenne jedes einzelne Stück, das alles repräsentiert eine Geschichte für mich und ist mir ans Herz gewachsen. Wenn ich Pferde auch sehr liebe, so gehe ich doch nicht so weit wie Sie darin. Für mich bedeuten Möbel und Kunstsachen, was für Sie die Pferde."

Im Hause verblieb nunmehr nur noch Prinzessin Margarethe. —

Im Sommer des Jahres 1890 fand das 150jährige Stiftungsfest des Regiments der Gardes du Corps statt. Kommandeur war damals

der tüchtige Oberst, Freiherr von Bissing, der unendlich viel von Offizieren und Mannschaften verlangte. Er war sehr heftig, lag mit dem Offizierkorps oft in Fehde und doch haben alle, die unter ihm gedient, bis zu seinem Tode ihm eine große Anhänglichkeit bewahrt. Ich führte bei einer Reserveübung die ganze Zeit die 3. Eskadron. Die mir vom Hochseligen Kaiser Wilhelm I. bei meinem Übertritt in den Hofdienst garantierten drei Jahre, mit meinem Patent in die Armee zurücktreten zu können, waren längst abgelaufen. Der Oberst bot mir aber dennoch eine Eskadron im Regiment an. Es war sehr verführerisch, aber nun wieder umsatteln, hielt ich für unpraktisch und lehnte dankend ab. Ich bin mit Bissing immer in den freundschaftlichsten Beziehungen geblieben. Er hat mich auch im Kriege einmal aus dem Hauptquartier nach Brüssel gebeten, um in einer sehr wichtigen Angelegenheit meinen Rat zu hören. Ich gab denselben, und er befolgte ihn. Er war ein moralisch und physisch selten tapferer Mann, trotz grotesker Heftigkeit mit einem goldenen Herzen ausgestattet, das warm für seinen König und für sein Vaterland schlug. Er vertrat seine Offiziere stets, aber er überspannte die Anforderungen. So war er im VII. Korps, welches er lange Jahre kommandierte, bei manchen Offizieren eine Dienstmüdigkeit eingetreten, welche dann auch dazu führte, daß er früher, als gehofft, den Abschied bekam. Seinen reichen Verstand und sein ganzes Können hat er dann noch mit größter Aufopferung während des Krieges in die Verwaltung von Belgien gelegt, bis der Tod dieser erfolgreichen Tätigkeit ein Ende bereitete. Jedenfalls mußte jeder, der mit ihm in Berührung kam, unter dem Eindruck dieses wahrhaft aufrechten

Mannes stehen. Bei Gelegenheit des 150jährigen Regimentsjubiläums wurde eine hübsche Quadrille mit Damen geritten, unter der Leitung des Kommandeurs, in den Uniformen der friderizianischen Zeit. Ich war sehr stolz, als Reserveoffizier zugezogen zu sein. Auch die Prinzessinnen Viktoria und Margarethe wirkten mit, was der Kaiserin Friedrich viel Freude bereitete.

In den folgenden Jahren habe ich Ihre Majestät, die Kaiserin Friedrich, oft auf ihren Reisen nach England begleitet, 1890 nach der Insel Wight und dann zu dem zweiten, dem 60jährigen Regierungsjubiläum der Königin. Auch meine Frau war auf beiden Reisen im Gefolge. Sie wurde von der Königin ganz besonders ausgezeichnet. Sie durfte z. B. des öfteren die Königin auf Spazierfahrten begleiten, und die Königin setzte es sogar in das Court-Journal. Sie gab ihr stets den Rang vor der „Lady in waiting", was im allgemeinen sehr auffiel. Eines Tages sagte die Kaiserin Friedrich zu ihrer Mutter bei Tisch:

„Findest du nicht, Mama, eine große Ähnlichkeit zwischen dem Fürsten Clodwig Hohenlohe und deinem Adjutanten, dem Obersten Fleedwood Edwards?"

Der Oberst aß auch mit.

„Not at all, not the least," antwortete die Königin. Die Ähnlichkeit bestand für uns unverkennbar, die wir andern beide Herrn im Alter kannten. Es war aber nicht zu verwundern, daß die Königin es nicht fand, da sie den Fürsten Hohenlohe seit fünfzig Jahren nicht gesehen hatte. Der Kaiserin war es nicht angenehm, daß sie vor uns von der Mutter so kurz abgefertigt worden war und machte nochmals einen Vorstoß mit den Worten:

„Mam the own nice of Prince Hohenlohe Frau von Reischach has quite the same impression as I."

Die Königin wandte sich mit einem freundlichen Lächeln zu meiner Frau und sagte: „I cant quite agree with you."

Als wir damals auf der Insel Wight waren, stürzte das konservative Ministerium Salesburry und wurde durch Gladstone abgelöst. Man hatte den Eindruck, daß dieser Wechsel der Königin nicht paßte. Gladestone war der Königin nicht sympathisch. Bei solchen Gelegenheiten wechseln in England alle Hofstaaten, Lord Chamberlain, Lord Stewart, Master of the horse, Oberhofmeisterin, Ladys in waiting, nur der Master of the household und der eigentliche Leiter des Stalles dürfen bleiben. Zur Meldung erschien der neue Lord Chamberlain bei der Königin, also die höchste Hofcharge, die England kennt, mehr dekorative Stellung, die nur bei ganz großen Gelegenheiten in Aktion tritt, vergleichbar etwa unserem Oberstkämmerer. Wir saßen beim Frühstück, mit dem neuen Herrn, als der Leibarzt der Königin, der immer witzige Sir James Read hereintrat und dem Lord zu seiner Stellung gratulierte.

„Mein verehrter Lord," fuhr er fort, „auf den Klosetts in den Schlössern der Königin ist das Papier miserabel. Ich hoffe, Sie werden Ihre ganze Aufmerksamkeit dieser Angelegenheit zuwenden."

Der Angeredete wollte sich totlachen und versprach Abhilfe. Was hätte z. B. Fürst Solms gesagt, wenn ein Leibarzt des Kaisers eine solche Aufforderung an ihn gestellt hätte! Die Engländer sind eben so natürlich miteinander und Rangunterschiede treten

nicht so hervor. Das berührt angenehm, aber wahrscheinlich wäre es bei uns nicht gangbar gewesen.

Von der Insel Wight ging die Kaiserin nach Sandringham zum Prinzen und der Prinzessin von Wales. Die Herrschaften waren auch zu uns Umgebungen aufmerksame Wirte. Der Prinz brachte mich auf mein Zimmer, zeigte mir persönlich sein Voll- und Halbblut-Gestüt, alle die Wohlfahrtseinrichtungen, welche er auf seinem Gute getroffen. Die Prinzessin schenkte allen Gästen persönlich den Tee ein. Man hatte vollkommen das Gefühl, in einem vornehmen Privathause zu sein. Obgleich drei unverheiratete Prinzessinnen im Hause waren, saß meine Frau bei allen Mahlzeiten neben dem Prinzen vor den Töchtern. In London schrieb mich der Prinz persönlich in seinem Klub als Gast auf.

Im Jahre 1893 heiratete auch die letzte Tochter der Kaiserin, Prinzessin Margarethe, den Prinzen Friedrich Carl von Hessen, den Sohn des verstorbenen Landgrafen von Hessen und der Landgräfin Anna, geborenen Prinzessin von Preußen, Tochter des Prinzen Karl von Preußen. Er hatte bei den 1. Gardedragonern gedient und war ein charmanter, feingebildeter Prinz mit den besten Formen, der gerne seinen Büchern lebte. Das junge Paar zog nach Rumpenheim auf ein Schloß des Bruders. Auf die Dauer genügte dem Prinzen aber doch nicht allein die wissenschaftliche Beschäftigung. Er bat Seine Majestät um Wiedereinstellung in der aktiven Armee, nicht bei seiner Waffe, sondern bei der Infanterie. Der Prinz wurde dem Regiment 81 in Frankfurt a. M. zugeteilt, wurde Kompaniechef, Bataillonskommandeur und hat das Regiment mehrere Jahre kommandiert, bis er wegen Krankheit den

Abschied nehmen mußte. Als der Weltkrieg ausbrach, stellte sich der Prinz wieder zur Verfügung und übernahm als Generalleutnant die Führung seines Regiments, wurde in den Septembertagen in Frankreich schwer verwundet, desgleichen sein ältester Sohn, der dann in Rumänien fiel, wie auch der zweite Sohn, beides herrliche junge Männer.

Im Jahre 1893 wurde Schloß Friedrichshof fertig, im Herbste eingeweiht und bezogen, wozu auch Kaiser Wilhelm kam. Die Aufstellung und Ordnung sowie dauernde Leitung der einzigartigen Bibliothek daselbst übernahm der unermüdliche Professor G. A. Leinhaas. Der weitgereiste Herr hat Ihrer Majestät in aufopferungsvoller Treue gedient und seine reichen Kenntnisse mit großem Erfolge dieser Arbeit zugewendet. In den folgenden Jahren bis zu ihrem Tode hatte die Kaiserin im Sommer meist mehrere Monate ihre Töchter und deren Familien zu Gaste. Beinahe alle gekrönten Häupter Europas besuchten Friedrichshof, die englische Königin, das deutsche und russische Kaiserpaar, die Könige von Italien, Belgien, Schweden, Rumänien, Dänemark und Württemberg, Prinz und Prinzessin von Wales mit Töchtern. Es war eigentlich unausgesetzt Besuch im Schlosse in den sieben Jahren. Die ganze Welt wollte die Schöpfung der bedeutenden Frau kennen lernen. Auch ihre alten Freunde kamen, viele Politiker, Generäle, Männer der Wissenschaften, die Frauen, welche der Kaiserin in ihren humanitären Bestrebungen halfen, kurz, es wurde große Repräsentation geübt und die Kaiserin zeigte gerne ihr Werk. Ich hatte auch den Eindruck, daß sie sich innerlich mehr beruhigt hatte. Im Taunuskreis und der ganzen Umgegend war sie ent-

schieden populär geworden. Sie verstand es ausgezeichnet, mit der Landbevölkerung umzugehen, in ihrer freundlichen Art mit den Leuten zu sprechen. Sie schuf auch ein modernes Krankenhaus, das sie viel besuchte. Aber all dies füllte das Leben der seltenen Frau nicht aus. Wie gerne hätte ich sie als Statthalterin der Reichslande gesehen, das wäre eine Aufgabe für sie gewesen! Hätte man diesem schwer zu befriedigenden Volk die Autonomie unter der Kaiserin gegeben, ich bin überzeugt, sie hätte glänzend regiert und die ewig unzufriedenen Stämme gewonnen. Denn im Verstand stelle ich die Kaiserin Friedrich höher als ihre Mutter, wie wohl die Königin Victoria viel welterfahrener war. Durch eine lange Regierung gegangen, ließ sie sich wohl selten von ihrem Temperament hinreißen, wie die Kaiserin. Auch in England ist Kaiserin Friedrich meiner Ansicht nach nicht annähernd gewürdigt worden. Sie kam mit 18 Jahren nach Deutschland und verbrachte immer nur Wochen in ihrem Heimatlande, an welchem sie leidenschaftlich hing, dessen Institution, dessen Zivilisation und Weltmachtstellung sie bewunderte. Aber nie hat sie dies gehindert, Deutschland gerecht zu werden. Es wäre ja auch zu unnatürlich gewesen, da sie doch von einem deutschen, sehr klugen Vater erzogen war.

In den achtziger Jahren fingen in Berlin die berüchtigten anonymen Briefe an, welche, überall kursierend, die ganze Hofgesellschaft aufregten. Sie richteten sich in erster Linie gegen die Gräfin Lottka-Hohenau und alle Menschen, welche zu ihren Freunden gehörten, wurden mit solchen Briefen überschüttet. Ich habe ihnen keine große Bedeutung beigelegt. Ich habe oft über sie gelacht

und meine Freunde, vor allem Herrn von Schrader, immer auf das eindringlichste davor gewarnt, die Sache anhängig zu machen. Ich vertrat den Standpunkt, man dürfe solch schmutzige Wäsche der großen Öffentlichkeit nicht preisgeben; solche Sachen kommen selten heraus, Indizienbeweise sind schwer. Aber Schrader war nicht mehr zu halten, als er durch Abdrücke durch das Löschblatt des Tisches im Zimmer des Zeremonienamtes, an welchem Herr von Kotze arbeitete, die Sicherheit zu haben glaubte, daß dieser als Schreiber überführt werden könnte. Er machte beim Oberstkämmerer Anzeige. Herr von Kotze wurde verhaftet, nach mehreren Wochen aber wieder freigelassen und die kriegsgerichtliche Untersuchung eingeleitet, die sich viele Monate hinzog. Die Gesellschaft spaltete sich in zwei Teile, in einen, der an Kotzes Schuld, in einen anderen, der an dessen Unschuld glaubte. Ein Umstand, welcher Kotze sehr zustatten kam, war die schwere Erkrankung des Kriegsgerichtsrats kurz vor Abschluß der Untersuchung, die er die ganze Zeit geleitet hatte und die er bestimmt beherrschte. Ein junger Herr, der mit seiner Vertretung beauftragt wurde, mußte sich in vierzehn Tagen mit der Materie vertraut machen. Ob ihm dies gelungen, kann ich nicht beurteilen. Kotze hatte aber den berühmtesten Rechtsanwalt Berlins, Herrn Dr. Friedmann, zum Verteidiger, der ein glänzendes Plädoyer hielt, das gegen ein siebenstündiges, monotones Vorlesen der Akten zu dem Urteil führte, daß Herr von Kotze in sechs Fällen wegen erwiesener Unschuld und in drei Fällen wegen nicht erwiesener Schuld freigesprochen wurde. Da Herr von Kotze den Spieß umgedreht hatte und nunmehr Herrn von Schrader bezichtigte, die Briefe geschrieben zu haben

— dies war wohl ein Advokatenkniff seines Verteidigers —, so forderte er diesen nicht, weil er ihn, ehe die Sache geklärt sei, nicht als satisfaktionsfähig betrachtete. Von denen, die im Verlauf des Prozesses gegen ihn ausgesagt hatten, verlangte er eine Ehrenerklärung auf Grund seines Freispruches, in erster Linie von mir, was ich mit der Motivierung ablehnte, der Täter sei nicht gefunden, für mich bliebe er schuldig. Er forderte mich dann auf fünfzehn Schritt mit festem Stand auf gezogene Pistolen bis zur Kampfunfähigkeit. Die Forderung erfolgte am Gründonnerstag und das Duell wurde auf Karsamstag, den 13. April, für 5 Uhr früh im Grunewald festgesetzt. Mein seliger Vater hatte mir einmal gesagt: „Hüte dich, am Gründonnerstag etwas zu unternehmen, was für dein Leben von Bedeutung ist." Er war mir zweimal ein Unglückstag. Ich hatte einmal ein schweres Säbelduell an dem Tage in Wien, mein Gegner starb beinahe an der Verwundung, und zwei Jahre später wurde ich von einem Betrunkenen auf der Straße angefallen und mit dem Stock bedroht. Es war ein Mann, der die Armee haßte und laut auf sie schimpfte. Da ich in Uniform war, mußte ich den Säbel ziehen und den Mann niederhauen, es war mir immer eine unangenehme Erinnerung geblieben, einen wehrlosen Menschen mit einem scharfen Säbel schwer verletzt zu haben. Wenn ich aber geprügelt worden wäre, so hätte mich nach den damaligen Regeln in der österreichischen Armee Kassation getroffen. Auch das Datum für das Duell am 13. April war mir unheimlich; an und für sich der 13., dann war im Jahre 1876 mein Vater am 5. April und mein Großvater am 8. April gestorben, also mußte eigentlich der 13. April für mich

als die dritte Generation wohl mein Todestag sein. Meine Freunde und ich hatten gehört, daß Herr von Kotze sich auf die festgesetzte Distanz seit Monaten eingeschossen. Da ich, von seiner Schuld überzeugt, sicher mit seiner Verurteilung gerechnet, hatte ich mich nicht geübt und seit Jahren nicht Pistolen geschossen. Freilich war ich von jung auf, von meinem Vater ausgebildet, ein guter Pistolenschütze. Am 12. April fuhr ich mit dem sachverständigen und berühmtesten Pistolenschützen der damaligen Zeit, dem Herrn von Kahlden, auf den Pistolenstand, wo er mich, der Forderung entsprechend — es mußte zwischen 1 und 3 des Unparteiischen geschossen werden — 26 Schuß machen ließ. Ich zielte immer nach dem Unterleib der Figurenscheibe. Fünfunzwanzig der von mir abgegebenen Schüsse wären wohl tödlich gewesen. Kahlden meinte, die Sache ist erledigt. Um so größer war mein Erstaunen, als ich die ersten sechs mal fehlte. Ich ließ immer meinen Gegner zuerst schießen. Unparteiischer war der Fürst Lichnowsky; mir sekundierte mein alter Freund, der Fürst Carl Egon Fürstenberg, und mein Regimentskamerad Heinrich XIX. Reuß. Fürstenberg meinte, als er mir beim vierten Male die Pistole reichte:

„Was machst du denn, du bist ja ganz ruhig, aber du hast schon dreimal vorbeigeschossen."

Ich antwortete:

„Ich kann es mir auch nicht erklären, ich bin jedesmal sehr gut abgekommen."

Jeder wird verstehen, daß man bei einer Forderung auf Leben und Tod mit einem guten Gewissen sein Leben verteidigt und den andern zu erledigen sucht. So hatte in meiner Jugend meines

Vaters Instruktion gelautet, wie ich im Anfang meines Buches ausgeführt. Auch hoffte ich, meine Freunde, die er auch noch fordern wollte, vor dem Duell zu bewahren. Jedenfalls war ich mit gutem Gewissen in den Kampf gegangen. Beim siebenten Kugelwechsel hatte ich den Eindruck, daß mein Gegner einen kleinen Rumpler gemacht. Ich dachte, jetzt habe ich ihn ins Bein geschossen. Ich muß ihn aber unter den Fuß geschossen haben, da er nicht umfiel. Nun kam der achte Kugelwechsel. Ich sagte zu Fürstenberg:

„Ich scheine zu kurz zu schießen, ich werde ihn nicht mehr auf den Unterleib, sondern auf die Brust halten."

Ich tat es und traf ihn in den Oberschenkel, wie ich nachher hörte. Da ich glaubte, er sei tödlich verwundet, gab ich ihm auf Verlangen des Fürsten Lichnowsky die Hand, was Schrader, als ich ihm dies mitteilte, mir sehr verübelte. Ich bekam vier Monate Festung und mußte einige Zeit in Glatz bis zu meiner Begnadigung absitzen.

Das Duell Schrader—Kotze fand ein Jahr darauf statt, als die ehrengerichtliche Untersuchung gegen beide abgeschlossen war und für sie auf schlichten Abschied unter Begnadigung geendet. Bei dem zweiten Gang erhielt mein lieber Freund Schrader durch Kotze einen tödlichen Schuß und starb nach 24 Stunden. Die Aufklärung des Falles Kotze und der anonymen Briefe ist nie erfolgt. Ich habe bis heute an meiner Überzeugung festgehalten und immer geäußert, wenn von Kotze den Beweis seiner Unschuld erbringt, so soll mein größter Gegner mir vorschreiben, in welcher Weise ich ihn um Entschuldigung bitten soll. Jedenfalls war die An-

hängigmachung durch Schrader ein Unsinn. Anonyme Briefe muß man mit Mißachtung strafen, dann hören sie von selbst auf. Die Sache hat einem lieben Menschen das Leben gekostet, viele Feindschaften geschaffen, die Leidenschaften der Menschen erregt und dem Ansehen der Berliner Gesellschaft sehr geschadet. In dieser Zeit war Oberstkämmerer Erbprinz Christian Krafft Hohenlohe Oehringen, der jetzige Fürst, der ebenso wie der Oberhofmarschall Graf August Eulenburg über den Parteien stehend eine völlig objektive Haltung einnahm. Dies kann ich leider nicht von jedem der hohen Hofwürdenträger sagen, die dienstlich mit dem Fall in Berührung kamen. Der Erbprinz hatte später um Entbindung von seinen Amtsobliegenheiten gebeten, da er bei der Maßregelung der Kammerherrn in der Kanalfrage eine andere Ansicht vertrat.

Noch dreimal bin ich in einer großen Lebensgefahr gewesen, das erstemal in den 1880er Jahren, als viele Regimentskameraden von Schlesien von der Beerdigung der Gräfin Lori Hohenau nach Berlin fuhren. Wir standen im Gang des Schlafwagens, ich hatte mich angelehnt, nicht wissend, daß ich an der Türe stand, die der Schaffner nicht ordentlich zugemacht. Plötzlich ging sie auf, während der Zug in voller Fahrt. Nur durch ein Wunder flog ich nicht hinaus, sondern rettete mich durch geschicktes Abschnellen in das offenstehende Kompartiment vor mir. Asseburg, der neben mir gestanden, war ganz blaß geworden und bemerkte:

„Daß Sie hierbei mit dem Leben davongekommen, läßt hoffen, daß sie noch Schönes erleben werden."

Schließlich legten wir uns zu Bett; ich schlief in einer Abteilung mit Schaffgotsch, als ich plötzlich erwachte und bemerkte,

wie dieser die Türe zu sprengen versuchte. Er fand den Riegel nicht, war durch den Qualm aufgewacht, aber schon ziemlich betäubt; denn der Teppich brannte, den die geplatzte Öllampe entzündet hatte. Ich riß die Fenster auf, ließ Schaffgotsch die Kameraden wecken und rief den Schaffner, der noch nichts gemerkt hatte. Der Schaffner, dem noch die offengelassene Türe in den Knochen lag, war so verdutzt, daß er auf meine Frage, „wo ist die Alarmglocke," in seiner Angst um sein Leben antwortete: „das habe ich vergessen". Auch auf meine zweite Frage blieb er stumm. Ich beschloß, im Hemde nur mit einer Ziviljacke bekleidet — es war Februar — hinaus zu klettern, auf den Nebenwagen zu gelangen und die Alarmglocke zu ziehen, da aus dem Mann ja nichts herauszubringen war. Plötzlich rief er: „Jetzt weiß ich, wo die Glocke ist." Die Glocke wurde gezogen, der Zug stand, der Brand wurde gelöscht. Es war die höchste Zeit; denn wäre Schaffgotsch nicht erwacht, wären wir in dem brennenden Wagen wahrscheinlich alle umgekommen.

Ein andermal machte ich einen sehr gefährlichen Sturz über den Kopf meines Pferdes weg, als ich mit Seiner Majestät im Tiergarten galoppierte. Das Pferd war gestürzt, ich habe entschieden schlecht gesessen. Holzing oder Westfalen wäre das wohl nicht passiert. Ein Herr, der gerade Seine Majestät photographieren wollte, bekam mich in seinen Apparat. Niemand wird bei dem Anblick der Photographie glauben, daß der Gestürzte noch am Leben.

Das nächste Mal bekam ich eine schwere Blutvergiftung im Jahre 1918, entweder durch eine unsaubere Spritze oder durch schlechtes

Material. Ich erhielt nämlich täglich Arsenik-Einspritzungen gegen Juckreiz. Ich wurde von dem vortrefflichen Dr. Scheitmann im Hedwigs-Krankenhaus operiert. Es wurde mir im Rücken eine Fläche von 25 bis 45 cm herausgeschnitten. Die Ärzte meinten, ich würde wohl kaum die Operation überstehen. Ich war wochenlang nicht bei Besinnung, lag neun Monate auf dem Magen. An die Schmerzen — dies alles mit 64 Jahren ertragen — will ich nicht mehr denken. Die Ärzte hatten verordnet, ich sollte ganz alten Rheinwein täglich bekommen. Seine Majestät ließ mir 1893er Steinberger aus dem Königlichen Keller übersenden und ich erhielt täglich bis zu einer Flasche eingeflößt. Jede Nacht bekam ich viel Morphium; die Menschen, die mich besuchen kamen, erkannten mich kaum mehr. Ich wog nicht mehr 100 Pfund. Meine liebe Frau, die Schwestern im Hedwigs-Krankenhaus und mein aufopfernder Diener Hermann Schulze, haben mich großartig gepflegt, so daß ich gegen alles Erwarten mit dem Leben davonkam, um noch den Zusammenbruch des geliebten Vaterlandes sehen zu müssen. Als es mir im Juni etwas besser ging, fiel mein geliebter Sohn Wolfgang bei der letzten Offensive im Westen. Den ganzen Krieg war ihm so gut wie nichts passiert, nur einmal wurde ihm das Pferd angeschossen und ein andermal war er verschüttet gewesen, was zufällig beides auch meinem ältesten Sohn zugestoßen. Wir haben viel warme Teilnahme von allen Seiten erfahren.

Ich kehre zu dem Jahre 1893 zurück, in welchem mein lieber Schwiegervater gestorben. Ein großer Herr ging mit ihm dahin, der immer tätig gewesen im öffentlichen Leben, stets bereit, alles einzusetzen für das Vaterland. Er war Vorsitzender des Schle-

sischen Provinziallandtages, langjähriges Mitglied des Reichstages, Präsident des Herrenhauses und Präsident des Union-Klubs. Die Trauer und Teilnahme war eine außerordentliche, ganz Schlesien hatte sich zu seiner Beisetzung versammelt. Auch Seine Majestät, der Kaiser, war erschienen, Abordnungen von überall her. Das Requiem zelebrierte sein Bruder, der geistvolle Kardinal Gustav Hohenlohe.

Im Jahre 1894 wurde Fürst Clodwig Hohenlohe, ein jüngerer Bruder meines Schwiegervaters, Reichskanzler, ein feiner Kopf mit viel Erfahrung. Schon einmal war er mehrere Jahre Ministerpräsident in Bayern gewesen, Botschafter in Paris, Statthalter in Elsaß-Lothringen, wieder ein Mann des Metiers. Er versuchte, den Faden mit Friedrichsruh wieder aufzunehmen. Wäre er der direkte Nachfolger des großen Mannes gewesen, der Faden wäre wohl nie zerrissen. Der Fürst war schon hoch betagt; die durchgreifende Energie des großen Mannes war nicht sein Fall. Er war fein im Dialog mit Diplomaten und Parteiführern, aber das Reden und Debattieren im Parlament lag ihm nicht. Der impulsiven Art des Kaisers war er nicht gewachsen. Er glaubte, am besten mit Seiner Majestät zu regieren, wenn er bei den politischen Unterhaltungen nicht schroff entgegnete, sondern schwieg; dann setzte er sich hin und schrieb nachträglich an den Kaiser, seine Gegengründe auseinandersetzend. Das ging eine Zeitlang auch ganz gut, wie er mir sagte. Später wurde es aber Allerhöchsten Ortes dahin gedeutet, daß er ganz in den Händen seiner Räte sei.

„Morgens ist er in allem mit mir einverstanden und nachmittags, von seinen Räten umgestimmt, schreibt er mir das Gegenteil."

Als ich diese Allerhöchste Ansicht durch Zufall erfahren und sie ihm mitteilte, meinte der philosophische Staatsmann:

„Also war mein System leider falsch."

Sein Nachfolger wurde Herr von Bülow, aus der großen Bismarckschen Schule hervorgegangen, ein Mann mit feiner Bildung und Belesenheit, mit glänzenden Formen, brachte er sonst wenig mit, als er auf seine stets hochgezogenen aber so unendlich schwachen Schultern die schwere Bürde der Reichskanzlerschaft übernahm. Nach des Fürsten Hohenlohe Abgang noch ein reicher Erbe: was hat er seinem Nachfolger hinterlassen? Der kluge Kiderlen sagte einmal über diesen Punkt in seinem schwäbischen Dialekt, mit seinem listigen Lächeln:

„Sie kennet gar net glaube, was der arm Theobald für e Erbschaft vom Bernhardle übernomme hat, das geht net uf e Kuhhaut zu schreibe, abers Schlimmschte ischt, daß mers net e mal sage kann, sonst duht mer unser Blöß de Feind darbiete."

Er hat mit seiner Zickzack-Politik und den ewig verpaßten Gelegenheiten den Gegnern den Zusammenschluß erleichtert und es dahin gebracht, daß uns im Ausland niemand mehr traute. Ich kann ihn als Staatsmann nicht preisen, aber in der Behandlung unserer Parlamente, der verschiedenen Faktoren in der öffentlichen Meinung, war er sehr geschickt. Fürst Bülow pflegte bei den erteilten Interviews immer zu sagen:

„Was wollen Sie? Als ich meine Stellung angetreten, war der Draht mit Rußland zerrissen, die Krüger-Depesche nach London gejagt, was blieb mir anders, als lavieren?"

Nein dazu ist der Reichskanzler da, daß er sich den Kopf zer-

martert nach einer zielbewußten, weitsichtigen Politik. Entweder der Draht mit Rußland mußte wieder hergestellt, oder England beruhigt werden und dazu boten sich bald glänzende Gelegenheiten. Als Staatssekretär des Äußeren (denn er spricht schon als solcher des öfteren von „meiner Politik" in seinen Reden; er hielt sich also schon damals für verantwortlich, obgleich es nach der Reichsverfassung der Kanzler war) läßt er die Besitzergreifung Kiautschous zu, vor allem die militärische Befestigung dieses Platzes, statt es zum Handelshafen zu machen. Daß es im Falle eines Weltkrieges für uns nicht zu halten war, lag auf der Hand. Den Beweis hat der Gang des Krieges erbracht.

Als nun England den Burenkrieg anfing, da hieß es, à tout prix mit ihm auf einen guten Fuß, womöglich durch Unterstützung jeglichster Art zu einem Bündnis zu kommen. Statt dessen wird Buren-Humanitätspolitik getrieben, und eine Bewegung für dieses Volk geht durch ganz Deutschland, der offiziell nicht gesteuert wird. Im Gegenteil, Fürst Bülow hält seine Rede gegen Chamberlain, „er habe auf Granit gebissen". Ich setze den Fall, dieser Plan, England zu gewinnen, mißlang. Dann bot sich ihm eine zweite Gelegenheit, als Rußland im Krieg mit Japan war: dem Zaren ein Bündnis gegen Japan anzubieten mit der Aufforderung, zur alten heiligen Alliance Rußland-Deutschland-Österreich zurückzukehren; im Ablehnungsfalle aber, aus Selbsterhaltungstrieb für uns, seinem Kaiserlichen Herrn die Mobilmachung vorzuschlagen, um das uns seit Alexander III. stets feindliche Zarenreich zu zerschlagen und dadurch die eine Flanke frei zu bekommen. Wenn er auch diese Gelegenheit verpaßte, so mußte er

erkennen, daß der Revanchegedanke in Frankreich immer mehr zunahm. Es mußte also die Gelegenheit erfaßt werden, um mit Frankreich abzurechnen, als weder England noch Rußland ihm zu Hilfe eilen konnten. Die Belgier hätten damals ohne England beim Vormarsch das Gewehr präsentiert und König Leopold II., der große Kaufmann, eine wohlwollende Neutralität beobachtet. Selbst Männer, wie Poincaré, Clemenceau, Joffre und Foch müssen nach dem Gang des Krieges zugeben, daß Frankreich ohne Rußland, England, Japan, Italien, Belgien, Rumänien, Serbien und schließlich Amerika dem deutschen Ansturm nicht widerstanden hätte. Dann hätte man mit Frankreich, dem Beispiel unseres großen Kanzlers Bismarck folgend, wie seinerzeit mit Österreich zu einem verständigen Verhältnis, vielleicht zu einem Bündnis kommen können, durch Abgabe der französischen Teile Lothringens gegen gute französische Kolonien. Diese Gelegenheit wird vom Fürsten Bülow wiederum verpaßt, dagegen der Kaiser auf seiner Mittelmeerreise durch fortgesetzte Depeschen aus Berlin zur Landung in Tanger genötigt. Als in Frankreich darüber und über die an den Abgesandten des Sultans gehaltene Rede eine große Erregung eintritt, empfiehlt er seinem Kaiser nicht den Krieg, sondern geht nach Algeciras und opfert dort, von Italien im Stich gelassen, alles Wesentliche, um nur den Schein eines erträglichen Kompromisses zu retten. Vor dem Reichstag wird Italien auch diese Extratour lächelnd zugebilligt. Geleitet wird er stets in der Führung der Politik von dem an Verfolgungswahn leidenden, völlig weltfremden Menschen, dem Herrn von Holstein, der in seinem Zimmer saß, niemand sah und Weltpolitik treiben wollte, ohne dafür

die Verantwortung tragen zu wollen. Die Reden wurden während des Sommeraufenthaltes in Norderney auf Vorrat hergestellt, im Gebrauchsfalle unter Beihilfe seiner Mitarbeiter der Situation angepaßt, mit den unvermeidlichen Zitaten aus Büchmann versehen, dem Parlament als Momenteingebungen vorgetragen. So wurde 12 Jahre lang die deutsche Politik mehr und mehr in die Isolierung hineingetrieben. Um die Zahl unserer Gegner noch erheblich zu verstärken, wurde das Enteignungsgesetz gegen Polen eingebracht und durchgesetzt, um nicht angewandt zu werden. Als der Kaiser im Herbst 1907 in England weilte, wurden Depeschen dorthin gesandt: „wie dankbar bin ich, daß Euer Majestät durch die glänzenden Interviews meine so schwierige Lage und Politik unterstützen." Als dann über diese Allerhöchsten Auslassungen, infolge Veröffentlichungen im Daily Telegraph, der Reichstag in Harnisch gerät, stellt er sich hinter und nicht vor seinen Kaiser. Der arme Klemet wird zum Sündenbock gestempelt und der Kanzler erscheint im neuen Palais, um unter Tränen Kaiser Wilhelm den Beschluß des Reichstags mitzuteilen. Jetzt hoffte er, bis zum Schluß seines Lebens auf dem Reichskanzlerposten zu verharren, da stürzte ihn die konservative Partei wegen der Erbschaftssteuer. Er reist nach Kiel, um seinen Abschied zu erbitten mit der bestimmten Hoffnung, ein „Niemals" zu erhalten. Gegen Erwarten fällt die Allerhöchste Entscheidung. Der Fürst fährt nach Berlin zurück, verläßt den Konzertsaal, legt die Flöte auf den Tisch, um nunmehr den Sommer in Norderney, den Winter in Rom in der Villa Malta in größter Stille zu verbringen. Wie gestaltet sich aber die stille Zurückgezogenheit daselbst? Mit

Politikern und Journalisten wird der von jeher bestehende Verkehr noch enger geknüpft und es beginnt eine in seiner Politik nie zur Geltung gekommene Zielbewußtheit in der Bekämpfung seines Nachfolgers und dessen Mitarbeiter. Denn er will und muß unter allen Umständen zurück auf die politische Bühne. Die Politik des Nachfolgers war, um einen weidmännischen Ausdruck zu gebrauchen, ein Zwangswechsel auf die Bülowsche, und nur ein Gigant, wie Bismarck, hätte sich da zurecht gefunden. Aber ein solcher wird einem Volke nicht jedes Jahrhundert beschert.

Im Jahre 1895 oder 1896 starb der Schwiegersohn der Königin von England, Prinz Heinrich Battenberg in Afrika am Fieber auf einer Expedition, die die Engländer gegen die Achantis machten. Der Prinz war dem mörderischen Klima erlegen. Die Kaiserin Friedrich beauftragte mich mit Ihrer Vertretung bei der Leichenfeier, die auf der Insel Wight stattfinden sollte. Einige Wochen vorher hatte in England die große Aufregung über die Depesche in der Burensache getobt. Die Engländer hatten die home fleet als Demonstration mobilisiert. Als ich mit dem Botschafter Grafen Hatzfeld über die ganze Situation sprach, teilte er nicht die Ansicht der Herren, welche dem Prinzen Albrecht als Vertreter Seiner Majestät des Kaisers beigegeben waren bei der Leichenfeier, daß nämlich die Engländer so große Angst vor uns hätten. Er mußte laut lachen, als ich ihm dies erzählte. Ich schloß daraus, daß meine Anschauungen, welche ich 1888 in England empfangen, wo man unter dem Welteinfluß unseres großen Staatsmannes stand, nicht mehr maßgebend waren. Die Welt fing an, sich frei zu machen von dem Eindruck, den diese Persönlichkeit auf die Kabi-

nette ausübte. Ich hatte damals das Gefühl, die leitenden Männer wußten nie recht, was wird er machen, wenn sie diesen oder jenen Schritt unternehmen. Man schien jetzt in England wie von einem Alp befreit. England machte wieder Politik, ohne nach Berlin zu schielen, besonders Lord Salisburry.

Die Leiche des Prinzen Battenberg war von Afrika auf einem Kreuzer herübergebracht worden. Die ganze Trauergesellschaft begab sich nach dem Hafen. Der Sarg wurde auf eine Lafette gelegt und nun ging es in langem Marsch nach einer kleinen Kirche, wo die Beisetzung erfolgte. Landtruppen und Marine standen auf beiden Seiten des Weges Spalier und beim Nahen des Sarges erfolgte das Kommando „rest on your arms". Die Offiziere senkten auf dies Kommando die Degen, die Mannschaften drehten vom Präsentieren die Gewehre um und stellten ihre Mündung auf die linken Füße, falteten die Hände über dem Gewehrkolben und senkten den Kopf, ein Gebet murmelnd. Ich muß bekennen, daß diese Trauerparade, die ich zum ersten Male sah, einen großen Eindruck auf mich machte. Am nächsten Tage um 12 Uhr empfing die Königin, umgeben von ihren Hofstaaten, alle Abgesandten der fremden Nationen. Ich war nicht befohlen. Der liebenswürdige Prinz Albrecht ließ mich fragen, ob er nicht daran erinnern solle, daß ich nicht aufgeführt sei. Ich bat, es nicht zu tun. Nachmittags um 4 Uhr wurde ich zur Königin befohlen, welche mich allein empfing. Die Königin war sehr bewegt; sie hatte den Prinzen sehr gern gehabt, der ja seit seiner Verheiratung mit seiner Gattin und Kindern immer am Hoflager der Königin gelebt; denn die Prinzessin Beatrice war sozusagen ihr Privatsekretär.

„Meine Tochter hat das Richtige getroffen mit Ihrer Vertretung bei diesem traurigen Anlaß," sagte mir die Königin. „Sie waren Regimentskamerad des Prinzen und er hat sie immer sehr gern gehabt. Meine Tochter und ich verlieren unendlich viel in dem Verstorbenen."

Die Königin fuhr fort:

„Wissen Sie etwas über die Motive, welche meinen Enkel, den Kaiser, bewogen haben, die Krüger-Depesche abzusenden?"

Ich entgegnete:

„Majestät, ich kann ohne Kenntnis des Hergangs nur als Privatmann sprechen. In Deutschland war über Jameson Road eine kolossale Aufregung entstanden. In Südafrika wohnen dreihunderttausend Deutsche, sehr große deutsche Kapitalien sind dort engagiert. Es ist mir bekannt, daß der Kaiser Hunderte von Depeschen erhielt, welche ihn dringend mahnten, in der Südafrikanischen Frage etwas zu tun."

Ich betonte, daß unser Volk höchst unpolitisch und nicht so gut geschult sei, wie das englische, sich kolossal leicht hinreißen lasse, in einer Angelegenheit Stellung zu nehmen, für die Regierung höchst unbequem. Ich persönlich verstünde die Bewegung nicht; denn ich habe für die Buren nichts übrig. Ich sei überzeugt, daß der Kaiser niemals die Absicht gehabt habe, damit Ihrer Majestät eine Kränkung oder Unbequemlichkeit zu bereiten, oder gar das englische Volk zu beleidigen. Es sei eben eine Situation entstanden, die, gewiß nicht gewollt, in England einen so gewaltigen Widerhall gefunden.

„Ihre Antwort freut mich sehr," erwiderte mir die Königin, „ich war die ganze Zeit derselben Ansicht."

Ich hatte überhaupt immer den Eindruck, daß die Königin dem Kaiser stets wohlgesinnt war und in dem ungünstigen Verhältnis zwischen Kaiserin Friedrich und dem Kaiserlichen Sohn eher dazu neigte, daß der größere Teil der Schuld ihre Tochter treffe. Es mag der Umstand mitgesprochen haben, daß die Königin ein großes Herrscherbewußtsein hatte, in ihrem Enkel vor allem den Träger der Krone sah, dem sich wohl auch die Mutter unterzuordnen habe, während meine Kaiserin bei den stundenlangen Unterredungen, welche ich mit ihr über ihr Verhältnis zu ihrem Sohn hatte, in ihm immer nur den Sohn sehen wollte. Der Kaiser sollte eigentlich nur im Nebenamt existieren. Maßgebend war in dieser etwas subjektiven Beurteilung für die Kaiserin die Art und Weise, wie sie ihre Mutter verehrte und mit welch großer Bewunderung sie zu ihr aufsah. Da war mit ihr nicht zu rechten, bei der seltenen Bedeutung dieser Frau war keine Objektivität; sie glaubte, in der Behandlung des Sohnes niemals Fehler gemacht zu haben, sie lägen nur auf der andern Seite. Freilich schob sie die größte Schuld auf Menschen, die ihren Sohn ihr wissentlich entfremdet.

Für die Richtigkeit meiner vorstehenden Behauptungen möchte ich einiges aus einem Brief anführen, den mir Ihre Majestät im Jahre 1897 aus England geschrieben, als Antwort auf meine Anregung, sie möge in dortigen maßgebenden Kreisen doch etwas auf den scharfen Ton der englischen Presse gegen Deutschland hinwirken:

„Was ich überhaupt tun kann, um Schärfen zu mildern, wo solche hervortreten und ich sie wahrnehme, liegt mir selbstverständlich am Herzen, aber irgendwie auf eine Presse einwirken zu

können, ist natürlich für mich in beiden Ländern gänzlich unmöglich. In der anständigen Presse, die ich hier zu sehen bekomme, z. B. Times, Globe, Standard, Daily Telegraph und anderen, habe ich nichts gesehen, was verletzen könnte. Die nicht anständige Presse kommt mir gottlob nicht zu Gesicht und man kann sie nur ignorieren. Es wäre bedauerlich, wenn der Kaiser sie vorzugsweise beachten sollte; denn es würde ihm ein schiefes Bild der öffentlichen Meinung geben. Wenn man von allen unschönen Übertreibungen absieht, bleibt leider ein Gefühl des Mißtrauens übrig, welches der Kaiser aber sich ganz allein selbst zuzuschreiben hat. Denn das Maß der Zuneigung, welches er genoß, war ein ganz seltenes und eine schöne Karte in der Hand, mit welcher er für Deutschland manche unschätzbaren Vorteile hätte erlangen können. Nur die Zeit kann über alles Geschehene Gras wachsen lassen und ein behagliches Verhältnis wieder herstellen. Dies halte ich aber auch für schwer, so lange der Ton der ganzen deutschen Presse so ist, wie jetzt seit 12 Monaten, wo in Schimpf, Schmähen, Gift und Ton alles erschöpft worden ist, was nur auszudenken über England. Man sagt hier sehr wenig darüber, vor mir wird das Thema kaum jemals erörtert. Aber die Wirkung wird sein, daß England, zur Überzeugung kommend, daß Deutschland aus Prinzip feindlich sein will, nicht nur der Kaiser allein, mehr und mehr in die Arme von Rußland und Frankreich getrieben wird, welches alle Politik auf den Kopf stellt, die ich mein ganzes Leben lang als die heilsamste vor Augen gehabt und als wünschenswertes Ziel die beiden germanischen Völker und protestantischen Staaten zusammenhaltend und zusammenwirkend. Diese schöne Hoffnung ist

allerdings jetzt vorläufig zunichte geworden, möchte sie dereinst wieder auferstehen. Der Schaden, den Deutschland sich selbst zufügt, ist jedenfalls noch größer als der, den es England zufügt. Dieses Faktum weiß man wohl kaum ganz in Berlin zu würdigen. Wie gesagt, merken tut man hier von irgendeiner Verstimmung im täglichen Leben nichts. Die Königin rühmt stets, daß der Kaiser nie eine Gelegenheit vorübergehen läßt, um freundlich, höflich und attentiös zu sein. Er sei außerordentlich liebenswürdig und teilnehmend bei dem Tode des alten Admiral Sir Alexander Milne gewesen und wie Sie wissen, liebt meine Mutter ihren Enkel sehr."

Im Jahre 1897 feierte die Königin von England ihr 60 jähriges Regierungs-Jubiläum. Meine Frau und ich durften Ihre Majestät dazu nach England begleiten. Es waren mit der englischen Königsfamilie wohl an die neunzig Fürstlichkeiten versammelt, die meist in Palais von englischen Familien oder in Hotels untergebracht waren. Die Königin blieb die ganze Zeit während der Festlichkeiten, mit einer ganz kurzen Ausnahme, in Windsor, wo nur Prinzessin Beatrice, ein kleiner Hofstaat und die Kaiserin mit ihrer Umgebung noch weilten. Jeden zweiten Tag wurden mehrere Fürstlichkeiten nach Windsor geladen to dine and sleep; abends fand für diese Fürstlichkeiten eine Tafel statt. Den nächsten Tag war Pause, um die Königin nicht zu sehr zu ermüden. An diesem Tag besprach dann die Königin ihre Eindrücke über die am Tage vorher bei ihr gewesenen Fürstlichkeiten, was recht interessant war; denn sie war eine gute Beobachterin. Eines Tages sagte sie zu mir:

„Ich habe mich gestern sehr gefreut, Ihren zukünftigen König von Württemberg, den Herzog Albrecht, kennenzulernen. Welch gut aussehender Herr! Welch glänzende Formen! Ein sehr sympathischer Mensch. Ich kann dies nicht in gleichem Maße von allen meinen Gästen sagen."

Die Königin ging nur auf zwei Tage nach London zu der Umfahrt durch die Stadt. Die Fürsten und die Umgebungen ritten bei dieser Gelegenheit hinter dem Wagen der Königin. Das Publikum war in einer glänzenden Haltung. Es hält sich sozusagen selbst in Ordnung, um möglichst gut alles sehen zu können. Ich ritt im weißen Koller des Regiments der Gardes du Corps mit dem silbernen Adler auf dem Helme. Die Uniform schien dem Publikum zu gefallen, da es ja keine weißen Uniformen kannte, sondern nur blau und rot. Ein Witzbold aus dem Publikum, welcher mich als Deutschen erkannt hatte, rief mir, auf die wohl noch nicht ganz vernarbte Krüger-Depesche anspielend, folgendes zu:

„Where is the next post office, Sir?" round the corner."

Als ich ihm freundlich zuwinkte und antwortete „Many thanks for your kind information," hatte ich die Lacher auf meiner Seite. Den Tag darauf war großes Dejeuner im Buckingham Palace an kleinen Tischen in verschiedenen Sälen und des Nachmittags bei herrlichstem Wetter eine Garden-Party, wozu Tausende von Einladungen ergangen waren und bei welcher der Königin sehr viele Menschen vorgestellt wurden. Unzählig waren die Geschenke, welche die Königin aus ihrem großen Reich erhielt und die in den Zimmern in Windsor aufgestellt standen. Nach der Garden-Party kehrte die Königin mit der Kaiserin Friedrich nach Windsor zu-

rück. Einige Tage darauf war große Parade in Aldershot. Die Königin sagte am Tage vorher beim Diner zur Kaiserin Friedrich:

„Du kannst mich nicht zur Parade begleiten, da diese an meinem Jubiläum nur mir gilt, und ich könnte dir nicht die Honneurs der Parade machen, wie es dir als Kaiserin und als meinem Gast zustehen würde. Ich werde aber den Herrn von Reischach mitnehmen, welcher sich für militärische Dinge so sehr interessiert."

Am andern Morgen — es war ein sehr heißer Tag — verließ die Königin mit Extrazug Windsor, begleitet von Prinzessin Beatrice, zwei Damen, zwei Adjutanten, dem Leibarzt und mir. Von der Station zur Paradeaufstellung waren sieben Kilometer zu fahren. Ich bat den Adjutanten, General Mac Lean, die Königin zu fragen, wo ich reiten sollte. Er wollte nicht gerne an die Sache heran, meinte, es sei dazu schwer Gelegenheit. Die Königin würde vom Herzog von Connaught, welcher die Parade kommandiere, an der Station empfangen, stiege dann sofort in den Wagen, alles sei schon geregelt. Da ich aber darauf bestand, nicht ahnend, was ich zu tun habe, fragte er die Königin. Die Antwort lautete:

„Herr von Reischach has to ride behind my carriage."

Und so ritt ich die ganze Zeit hinter dem Wagen der Königin. Die Parade verlief glänzend, für ein preußisches Auge etwas anders als wir gewohnt waren; der Paradeschritt der Infanterie langsamer als der unsrige, das Präsentieren nicht so genau, nicht einer wie der andere, wie bei uns, das Stillstehen nicht so durchgeführt, beim Vorbeimarsch die Richtung nicht so exakt, die Kavallerie etwas stürmisch, auch manchmal das eine oder das andere Pferd

vorbrechend. Aber das Ganze gefiel mir doch sehr. Einige Tage darauf fand die Flottenparade statt. Etwa 200 Kriegsschiffe nahmen daran teil. Die Königin blieb zuhause; der Prinz von Wales war mit ihrer Vertretung beauftragt, alle Fürstlichkeiten an Bord der Viktoria und Albert, keine Hofstaaten. Sie waren wegen Platzmangel auf einer anderen Yacht. Nur der Prinz von Wales und die Prinzessin, als Vertreter der Königin, durften eine Dame und einen Herrn mitbringen, die Kaiserin, meine Frau und mich, so hatte es die Königin befohlen. Erst wurde die Aufstellung abgefahren, dann fand ein großes Frühstück an Bord statt. Wir kamen uns als einzige Sterbliche unter all den Fürsten und Fürstinnen recht deplaziert vor. Ich hatte wieder einmal den Eindruck von der Gewalt dieses Weltreiches, und meiner Ansicht nach war bei uns nur Politik zu machen, wenn man dies Land richtig einschätzte.

Noch einmal sollte ich vor dem Tode der Königin England offiziell besuchen, als mich die Kaiserin — sie war damals schon recht krank — mit ihrer Vertretung bei dem achtzigsten Geburtstag der Königin beauftragte. Sie war auch damals mit mir — wie immer — sehr gnädig.

Der Tod der Kaiserin Friedrich

Im Jahre 1899 beschied mich die Kaiserin Friedrich eines Morgens zu einem Spaziergang in den Friedrichshofer Park und sagte:

„Ich habe Ihnen eine sehr wichtige Mitteilung zu machen. Sie müssen mir aber vorher Ihr Wort geben, mit niemanden über den Inhalt zu sprechen."

„Das geht nicht, Majestät! Ich kann ja vorher gar nicht wissen, wozu ich mich damit verpflichte."

Die Kaiserin war recht unglücklich darüber.

„So seid ihr Deutschen immer, mit eurer Gründlichkeit. Ich muß Ihnen etwas mitteilen, es geht nicht anders, aber es darf nicht in die Öffentlichkeit."

Schließlich gab ich ihr mein Wort, und die Kaiserin eröffnete mir, daß sie an Krebs litte. Als ich darüber sehr erschüttert war und mir eine Träne die Backe herunterfiel, meinte sie:

„Zur Beunruhigung liegt kein Grund vor, ich habe mein Leben so trainiert, daß ich diesem Leiden mindestens noch zehn Jahre standhalten werde, denn mein Körper ist von Stahl. Ich würde dann noch das siebzigste Jahr erreichen und mit siebzig hat jeder Mensch eigentlich lange genug gelebt. Dann kann ich meine Kinder und Enkel noch lange genug genießen und für sie, dank Ihrer glücklichen Art, für mich zu wirtschaften, ein schönes Vermögen ersparen, wenn es so weiter wächst."

Ich fragte Ihre Majestät:

„Wissen der Kaiser und Ihre andern Kinder von Ihrer Erkrankung."

„Nein!"

Die Kaiserin sah damals, zweieinviertel Jahre vor ihrem Tode wie das Leben aus. Ich hoffte also auf einen Irrtum ihrerseits. Ich sagte dann zur Kaiserin:

„Ich habe ja mein Wort gegeben, über diese Mitteilung mit niemand zu sprechen, aber die Verantwortung kann ich nicht tragen. Euer Majestät müssen es vor allem dem Kaiser sagen."

„Nein, niemals, ich will kein Mitleid. Ich habe es Ihnen auch nur aus praktischen Gründen gesagt, damit Sie in Zukunft von mir nicht mehr verlangen, daß ich ein solch repräsentatives Leben führen soll, wie bisher. Das kann ich nicht mehr, ich muß jetzt ganz meiner Gesundheit leben, auch auf Reisen immer von einem Arzt begleitet sein, wozu mein alter Leibarzt zu alt ist. Es muß also noch ein zweiter Arzt angestellt werden." Hierzu wurde dann der Dr. Spielhagen aus Kronberg ernannt, welcher die Kaiserin bis zu ihrem Tode mit aufopfernder Treue und viel Sachkenntnis gepflegt hat.

„Woraus schließen denn Euer Majestät," fuhr ich fort, „daß Sie an dieser Krankheit leiden?"

„Ich weiß es von meinem alten Leibarzt und von einem Engländer!"

Ich antwortete:

„Der gute alte Herr ist wohl kaum mehr ganz als voll zu rechnen als Arzt, und daß ich von den englischen Ärzten nicht

so viel halte wie Euer Majestät, ist Ihnen bekannt. Ich muß also bitten, mich zu entlassen, denn diese Verantwortung kann ich nicht übernehmen."

„Das ist ein ganz überspanntes Pflichtgefühl. Ich bin alt genug, um zu wissen, was ich zu tun habe, vor allem will ich kein Mitleid, das kann ich nicht ertragen. Was verlangen Sie eigentlich, daß ich tun soll?"

„Daß sofort ein großer deutscher Arzt gehört wird und daß, falls er die Krankheit konstatiert, dies zur Kenntnis der Königlichen Familie gebracht wird."

Endlich willigte die Kaiserin ein. Ich zitierte telegraphisch Herrn Professor Renvers aus Berlin, der am andern Morgen ankam. Die Kaiserin hatte mir noch gesagt:

„Von einer Operation kann, ebenso wie bei Kaiser Friedrich, selbstverständlich keine Rede sein."

Es war bewunderungswürdig, wie die Hohe Frau von allen diesen Dingen sprach, mit einer Kaltblütigkeit und einem Mut, ohne jede Angst vor dem Tode, die man manchem Mann gewünscht hätte. Auch bei dieser Gelegenheit kam wieder das Große in ihrem ganzen Wesen heraus. Renvers untersuchte die Kaiserin, erklärte das Leiden für Krebs, es sei zu spät zu einer Operation. Wenn sie es vor einem halben Jahre gesagt hätte, wäre sie mit einer ganz kleinen Operation zu retten gewesen. Als der Kaiser einige Wochen später nach Friedrichshof kam, teilte die Mutter dem Sohn den Sachverhalt mit, mit der Verpflichtung, nicht darüber zu sprechen. Es war unendlich traurig, die nächsten zwei Jahre dieser Hohen Dulderin gegenüberzusitzen, nachdem mir Renvers mit einer un-

heimlichen Bestimmtheit vorhergesagt, wie lange die Kaiserin noch zu leben habe. Den Sommer blieb die Kaiserin in Friedrichshof, sie sah nur noch sehr wenig Menschen; im Winter ging sie nach ihrem geliebten Italien. Es war eine Villa an der italienischen Riviera genommen worden, und diesen Aufenthalt hat die Kaiserin noch sehr genossen. Im Februar 1901 mußte sie noch den großen Schmerz erfahren, ihre von ihr so hochverehrte Mutter zu verlieren. Am 5. August hatte die große Dulderin ausgelitten. Die letzten Monate hatte sie große Schmerzen auszustehen, so daß die nähere Umgebung sie oft laut klagen hörte. Bis in alle Details hatte sie in ihrem Testament verfügt, auch über ihre Beisetzung. Vierzehn Tage vor ihrem Tode hatte sie zu mir geschickt, um mir noch einige Einzelheiten über die Beisetzung zu diktieren. An dem Tage hatte in dem benachbarten Griesheim in der dortigen Fabrik eine starke Explosion stattgefunden. Da auch einige Menschen dabei umgekommen waren, fuhr ich sofort auf meinem Rade hin, um die Teilnahme der Kaiserin auszusprechen. Sie war damals schon bettlägerig und schrieb persönlich nur noch sehr ungern, da es ihr große Schmerzen bereitete. Sie hatte daher die endgültigen Bestimmungen ihrer Schwester, der Prinzessin Christian von Holstein diktiert. Als ich nach Hause kam, ließ ich mich bei der Kaiserin melden, berichtete über den Umfang des Unglücks in Griesheim und fragte die Kaiserin nach ihren Wünschen. Ihre Majestät gab mir das Diktat, hieß mich es lesen und bat mich, zu versprechen, alles dafür zu tun, daß ihre Wünsche eingehalten würden. Da ich überzeugt war, daß einiges Seiner Majestät, dem Kaiser nicht genehm sein würde, sagte ich:

„Versprechen will ich gerne, mich dafür einzusetzen, aber die Entscheidung liegt ja nicht bei mir."

Kaiser und Kaiserin trafen auf meine Meldung, daß es mit der Kaiserin Friedrich schlecht stünde, sechsunddreißig Stunden vor dem Ableben in Friedrichshof ein. Der Sohn saß meist am Bett der Mutter. Als mir der Arzt sagte, daß es nicht mehr lange dauern könne, ließ ich Seine Majestät aus dem Krankenzimmer herausbitten und bat um die Erlaubnis, die letzten Wünsche Ihrer Majestät über ihre Beisetzung vorlesen zu dürfen, mit der Motivierung, daß ich befürchtete, Seine Majestät könnten nach dem Tode, ehe ich ihn gesprochen, schon Bestimmungen treffen, die mit den Wünschen der Kaiserin nicht im Einklang. Der Kaiser genehmigte alles. Keine Einbalsamierung war ihr Wunsch, keine ärztlichen Untersuchungen, keine Photographien, keine Zeichnungen.

„Wenn ich in Kronberg sterbe, soll mein Sarg geschlossen, sobald als tunlich in die Stadtkirche gebracht werden, keine Aufbahrung im Schlosse, in die Kirche kann jeder kommen, wer will. Der Sarg soll dort solange stehen, bis man mich in das Mausoleum nach Potsdam bringt. Dort wünsche ich nur ein kurzes Gebet von Persius gesprochen, vor allen Dingen keine Grabrede."

Ich schlug Seiner Majestät vor, den Sarg der Kaiserin des Abends mit Fackelbeleuchtung vom Schlosse nach der Stadtkirche zu überführen und von den Füsilieren ihres Regiments 80 auf den Schultern tragen zu lassen. Der Kaiser genehmigte es. Ich verabredete mit dem Kommandeur des Regiments, dem Obersten von Jacobi, die Nacht vorher mit einer Bahre, welche mit Steinen so

belastet war, wie der Sarg schwer war, die Überführung zu üben, da der große Eichensarg sehr schwer war, die Mannschaften aber klein, daher sehr oft beim Tragen während des langen Marsches gewechselt werden mußten. Als wir an der Villa des Malers Schroedl angekommen waren, meinte Jacobi, es sei nun wohl genug. Ich bestand aber darauf, bis nach der Kirche zu marschieren. Als wir dort ankamen, stellte sich heraus, daß der Sarg zu breit war und die schmale Pforte der Kirche nicht passieren konnte. Man denke sich die Situation, wenn dies sich am andern Tage der Überführung herausgestellt hätte. Am Tag darauf wurde nur der Zinksarg getragen, was niemand bemerkte, da er nach dem Wunsche der Verstorbenen mit der preußischen Königinstandarte überdeckt war. Es war ein prachtvoller Abend, und die Überführung mit Fackeln in der schönen Gegend machte einen überwältigend feierlichen Eindruck.

Am andern Tage fand eine kurze Feier in der Kirche statt, und in der folgenden Nacht wurde die Leiche nach Potsdam überführt. Die Majestäten, alle Fürstlichkeiten, darunter der König von England, waren vorausgefahren. Der Zug sollte in Wildpark um elf Uhr vormittags eintreffen. In der Nacht besann ich mich, was ich wohl dem Kaiser bei der Ankunft melden sollte. Ich konnte zu keinem Entschluß kommen. Da fiel mir ein, daß ich einmal gelesen, der Zeremonienmeister habe bei der Überführung der Leiche Kaiser Napoleon I. von St. Helena nach Paris, als der Sarg in die Grabkapelle getragen wurde, dem König Louis Philipp von Frankreich gemeldet:

„Sa majesté l'empereur Napoleon I."

Ich meldete daher dem Kaiser, der an der Spitze der Fürstlichkeiten stand:

„Ihre Majestät die Kaiserin und Königin Friedrich."

Der Sarg wurde von Unteroffizieren ihres Leibhusarenregiments 2 auf den Leichenwagen gehoben, dann ging der Zug, wie seinerzeit bei Kaiser Friedrich, nach der Friedenskirche, wo nur ein kurzes Gebet von Persius gesprochen wurde.

Ich kehrte nach Schloß Friedrichshof zurück, um als Testamentsvollstrecker der Kaiserin tätig zu sein. Auf das vortrefflichste unterstützt von dem langjährigen Bureauchef des Hofmarschallamtes, dem Geheimen Hofrat Heyse, mit dem ich vom Jahre 1888 ab bis zum Schlusse dieser meiner Tätigkeit gern zusammen gearbeitet. Er war ein Vorbild von Pflichttreue und ein unermüdlicher Schaffer. Die drei jüngsten Töchter der Kaiserin blieben mit ihren Gatten noch einige Wochen dort wohnen. Die Kaiserin hatte in ihrem Testament über alles genau bestimmt, über Schmuck, Silber, Möbel, Briefschaften. Friedrichshof bekam mit gesamtem Inventar die Prinzessin Friedrich Karl von Hessen. Jeder Angestellte und jeder Mensch, der ihr im Leben nahe gestanden, sollte ein Andenken an sie bekommen. Diese Andenken sollten die Testamentsvollstrecker aussuchen. Es folgte die langwierige Abrechnung, die sich über ein halbes Jahr hinzog.

König Eduard, welcher in Homburg nach der Beisetzung seine übliche Kur machte, lud mich eines Tages zum Frühstück ein. Nach demselben entließ er seine Herren und sagte mir:

„Ich fahre morgen zu meinem Neffen, dem Kaiser, nach Wilhelmshöhe. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll, was Sie

alles für die Verstorbene getan. Sie haben ihr treu gedient, sich immer vor sie gestellt, ihr immer gesagt, was Sie denken und ihre Finanzen in Ordnung gehalten, trotz der hohen Ansprüche, die gestellt wurden. Was wollen Sie werden? Ich bin überzeugt, der Kaiser wird mir nichts abschlagen, was ich für Sie erbitte."

Nach kurzem Besinnen antwortete ich:

„Majestät, das ist überaus gnädig, aber bitte, sagen Sie nichts. Der Kaiser würde glauben, daß dies von mir ausgegangen. Er würde annehmen, ich habe mich an Euer Majestät gewandt, und wenn Sie auch der Bruder meiner Kaiserin, so sind Euer Majestät doch ein fremder Monarch für mich."

Der König schien einen Moment etwas verletzt. Er hatte bisher Deutsch gesprochen und sagte dann englisch:

„You can be sure I will say not a single word."

Ich wäre gern in den diplomatischen Dienst übergegangen. Viele Menschen waren der Ansicht, man solle mich nach England schikken. Es gab dafür einen Grund, mein persönliches Verhältnis zum König, der mich immer sehr verwöhnt hatte, und mit dem ich alles frei besprechen konnte. Ob ich Erfolg gehabt, wer will es wissen? Und ich verstehe vollkommen, daß das Auswärtige Amt alles tat, um zu verhindern, daß ein im Dienst nicht gereifter Mann, der noch nicht den geringsten Beweis seiner Fähigkeit für einen diplomatischen Posten erbracht hatte, auf den damals schwierigsten Auslandsposten Deutschlands, nach London, gesandt würde. Verführerisch war es jedenfalls, den König zu bitten, sich für mich in diesem Sinne zu verwenden. Ich wurde nun zur Disposition gestellt. Kam ein Bekannter von mir nach England und wurde

er vom König empfangen, fragte er immer nach mir, ließ mich grüßen und erkundigte sich, ob ich noch keine neue Anstellung habe. Einmal ließ er mir scherzhaft sagen, wenn ich nicht bald in Deutschland etwas würde, so würde er mir einen Posten anbieten. Als ich dann 1905 Oberstallmeister geworden, meldete ich dies dem König und führte aus, ich würde versuchen, für all die Gnade und Huld, die ich von seiner verstorbenen Kaiserlichen Schwester erfahren, meinen Dank dadurch abzustatten, meinem Kaiser mit derselben Treue zu dienen. Der König gratulierte mir herzlichst in einem überaus gnädigen persönlichen Brief. Die Jahre 1902 bis 1904 habe ich mich viel mit Lesen von Memoiren befaßt. Auch die zwölf Bände der politischen Reden des Fürsten Bismarck habe ich genau durchstudiert, bin viel gereist und habe mich nach Herzenslust in Schlesien auf allen guten Jagden satt geschossen. Im Sommer 1902, 1903 und 1904 ging ich auf mein Gut Nußdorf, in Württemberg gelegen, das mir schon immer zu einem Teil gehörte. Im Jahre 1894 war ich aber durch das Ableben meines Vetters Richard alleiniger Besitzer geworden. Das Haus war von ihm für seine Sammlungen gebaut und voll von alten schönen Sachen, Gotik und Renaissance. Der Kaiserin hatte ich viel davon erzählen müssen. Sie wollte es sich so gerne ansehen, um dann mit Rat und Tat alles dort richtig künstlerisch zu stellen. Da aber die Schwester meines verstorbenen Vetters, welche erst 1900 starb, dort noch Wohnrecht hatte, so wurde die Kaiserin durch ihre damalige schon schwere Erkrankung verhindert, nach Nußdorf zu kommen. Im Jahre 1904 und 1905 nahm mich Seine Majestät auf die Mittelmeerreise mit. In Vigo fand die Entrevue

mit dem ritterlichen König von Spanien statt, der mir in seiner Frische und seinem natürlichen Wesen sehr gefiel. In Lissabon wurde der portugiesische Hof besucht. Auch den Einzug in Tanger habe ich mitgemacht.

Kronprinzessin Cäcilie

Unser Kronprinz hatte sich im Herbst 1904 mit der Herzogin Cäcilie von Mecklenburg verlobt. Im Jahre 1905 fand die Vermählung mit dem am preußischen Hofe bei solchen Gelegenheiten üblichen großen Prunke, unter Beteiligung aller verwandten Höfe und Deputationen aller Länder statt.

Seine Majestät hatte mich zum Chef der Mission bestimmt, welche die Braut an der Landesgrenze abzuholen hatte. Am Vorabend meiner Abreise wurde ich während der Geburtstagsfeier meiner Frau von der Großherzogin Anastasia, der Mutter der Braut, ans Telephon gerufen. Die Hohe Dame teilte mir mit, um zwölf Uhr nachts träfe ein Lakai von ihr mit einem Schreiben an mich in Berlin ein. Sie sei sehr unangenehm berührt, in welcher Weise das Zeremoniell bei der Ankunft ihrer Tochter in Berlin geregelt sei. Sie habe dies erst soeben erfahren; ihre völlige Ausscheidung und Nichterwähnung seien ganz unmöglich. Sie protestiere auf das energischste. Auf meine Einwendung, daß dies seit Vorzeiten am preußischen Hofe so üblich gewesen, alles sei darauf berechnet, bei dem Empfang der Braut in der Residenz alle Ehrenbezeigungen nur ihr zuteil werden zu lassen, während die jedesmalig mitkommende Mutter sozusagen nicht in die Erscheinung trete. All dies wollte die Frau Großherzogin nicht gelten lassen. Da ich die Hohe Dame schon lange kannte und von ihr immer sehr gnädig behandelt worden war, so wagte ich auf das energischste zu widersprechen und sagte:

„Kaiserliche Hoheit können doch jetzt nicht im letzten Moment verlangen, daß alles umgestoßen wird, oder gar durch Ihr Nichterscheinen einen Mißton in die ganze Feier bringen."

Ich schloß meine Unterhaltung:

„Ich bitte, sich die Sache doch noch recht zu überlegen, und ich hoffe, Euer Kaiserliche Hoheit morgen an der Landesgrenze begrüßen zu dürfen."

„Das weiß ich noch gar nicht, jedenfalls lesen Sie sich meinen Brief durch!"

Ich war sehr beruhigt, als ich am andern Morgen beim Eintreffen des mecklenburgischen Extrazuges die Großherzogin aussteigen sah. Wir empfingen die junge, reizend aussehende Braut. Einer der Herren der Mission brachte die Großherzogin Anastasia direkt an unseren Extrazug, während der jungen Herzogin die Militär- und Zivilbehörden vorgestellt werden mußten und sämtliche Damen und Herren des Landadels, die sich von den umliegenden Gütern zur Begrüßung eingefunden hatten. Die junge Herzogin machte sehr gut Cercle, entzückte alle Menschen, und die ganze preußische Mission hatte einen sehr günstigen Eindruck von der zukünftigen Kronprinzessin. Ich hatte die junge Dame früher nur einmal als Kind in Friedrichshof bei der Kaiserin Friedrich gesehen. Es war prachtvolles Wetter an dem Tage, aber sehr heiß, so daß wir in dem Salonwagen des Extrazuges und in dem Speisezimmer große Eisblocks stehen hatten. Als wir die Herzogin in den Salonwagen geleiteten, stand dort die Großherzogin Anastasia. Ich fragte nun, da ja im Extrazug kein offizielles Diner war:

„Wann befehlen Kaiserliche Hoheit das Frühstück?"

Die Großherzogin schien auch ganz guter Laune und kam nicht mehr auf das gestrige Telephongespräch zurück, schien sich also mit der Sache abgefunden zu haben. Mitglieder der Mission waren noch die zukünftige Oberhofmeisterin der Kronprinzessin, Freifrau von Tiele-Winkler, zwei junge Hofdamen, die Grafen Alvensleben, Neugattersleben und Kalnein. In Berlin war der ganze Bahnhof abgesperrt. Ich entsinne mich, wie die junge Braut dem Lokomotivführer, der den Zug geführt hatte, freundlich zunickte. An alles schien die junge Dame zu denken, und ich kann nur sagen, ich war jeden Tag erstaunter über ihre Geschicklichkeit, Freundlichkeit und Natürlichkeit während der ganzen Feierlichkeiten. Alle Menschen waren hingerissen von ihrer Anmut. Nichts war ihr zu viel, wenn ich mit der Zumutung einer erneuten Vorstellung kam. Ein paar Worte und sie war im Bilde. Ich war doch gewiß verwöhnt durch die Kaiserin Friedrich, aber bei dieser jungen Dame war viel politesse de coeur und Klugheit vorhanden. Ich sagte mir, sie wird einmal eine glänzende Kaiserin werden.

Die langen Festlichkeiten waren sehr anstrengend; nie ein Zeichen der Ermüdung bei ihr. Im Schlosse Bellevue war großer Empfang durch die ganze Königliche Familie. Wieder machte sie es glänzend. Am andern Tage war Einzug von Bellevue nach dem Schloß. Ich saß mit dem Mecklenburgischen Minister, Grafen Bassewitz, dem Vater der jetzigen Prinzessin Oskar von Preußen, in einem Galawagen mit sechs Pferden bespannt. Er war mein Kartellbruder und ein alter Freund von mir. Auf meine Bemerkung: „Sechsspännig werden wir im Leben wohl nicht mehr fahren," meinte er: „Im Tode auch nicht." Als die Vermählungs-

feierlichkeiten beendet und das junge Paar in die Appartements zur Abnahme der Krone zurückgebracht waren, welche jede Braut des Preußischen Königshauses zur Trauung trägt — ich stand weit hinten —, kam die Frau Kronprinzessin durch das ganze Zimmer auf mich zu und sagte:

„Darf ich Ihnen noch danken, wie Sie mir mein Hereinkommen in meine neue Heimat so erleichtert haben."

Nichts scheint sie zu vergessen, geboren für ihren Beruf, dachte ich mir. Ich habe meinen Eindruck auch all die Jahre, welche ich die Kronprinzessin beobachtete, nie geändert. Sie war immer freundlich mit den Menschen, klug und äußerst geschickt. Das ist ja ein netter Byzantiner, werden die Herren Sozialdemokraten sagen. Nein, meine Herren: ein recht kritischer Schwabe!

Viererzug des Marstalls, gefahren von Rittmeister Prinz Max zu Thurn und Taxis, englische Pferde

Oberstallmeister bei Kaiser Wilhelm

Nach dem Tode der Kaiserin Friedrich begann ich, jedes Jahr nach Karlsbad zu gehen. Ich liebte Karlsbad von Jugend auf, wo die Kur mir immer sehr gut bekam. Ich lebte dort immer in einem Kreise schöner charmanter Frauen und guter Freunde aus aller Herren Länder. Es waren nette anregende Wochen, Nord- und Süddeutsche, Österreicher, Ungarn, Russen, Polen, Franzosen und Engländer waren mein Umgang. Ich gebrauchte jene Kur vom Jahre 1902 bis zum Ausbruch des Krieges jährlich. Auch im Jahre 1905 war ich in Karlsbad und erhielt dort das nachstehende Telegramm:

„Kann ich Sie in geschäftlichen Angelegenheiten am neunten Juli in Swinemünde sprechen. Wilhelm."

Es war kein Abgangsort angegeben, auch enthielt das Telegramm kein rotes Abzeichen wie ein Staatstelegramm in Deutschland. Ich wußte also nicht, ob es von Seiner Majestät stammte. Ich ging meine Bekannten auf Wilhelm durch; mit dem Gesandten, Graf Hohenthal, nannte ich mich aber du, es blieb mir nur noch Graf Wilhelm Redern. In der Annahme, es könnte doch vom Kaiser sein, begab ich mich nach dem Telegraphenamt. Da ich Testamentsvollstrecker der verstorbenen Kaiserin Friedrich gewesen, so glaubte ich, es könne sich noch um Fragen des Nachlasses handeln. Auf meine Frage an den dortigen Beamten, unter Vorzeigung der Depesche, ob sie wohl von Seiner Majestät sei, antwortete der Beamte:

„Aber bitte sehr, mein Herr, die Depesche ist vom daitschen Kaiser, nur geben wir keinen roten Dippel hinauf, wie in Daitschland."

Ich telegraphierte nun an Seine Majestät, den Kaiser, ich würde dem Allerhöchsten Befehl zufolge am 9. Juli in Swinemünde sein. Eine zweite Depesche sandte ich an den Flügeladjutanten vom Dienst mit der Frage, in welchem Anzuge ich zu erscheinen habe und erhielt die Antwort:

„Im Yachtanzuge."

Ich fuhr am 8. früh über Berlin nach Swinemünde. Seine Majestät war im Begriff, die übliche Nordlandsreise anzutreten, und ich erfuhr vom Hafenkommandanten, die Yacht würde am andern Morgen um elf Uhr früh einlaufen. Ich stand erwartungsvoll beim Einlaufen der Yacht am Hafen und sah auf dem Promenadendeck Seine Majestät stehen, mir winkend, nach oben zu kommen. Nachdem ich meine Meldung abgestattet, meinte der Kaiser, ich wisse doch bestimmt, was er von mir wolle. Auf meine Verneinung sagte mir der Kaiser:

„Der Oberstallmeister, Graf Wedel, hat seinen Abschied eingereicht, wollen Sie dessen Nachfolger werden?"

Ich muß noch zurückgreifen und erzählen, daß mir der Oberhofmarschall Graf Eulenburg im Allerhöchsten Auftrag ein Jahr vorher angeboten hatte, die vakant gewordene Hofmarschallstellung zu übernehmen, die ich unter Kaiser Friedrich bekleidet, unter der Zusicherung, dereinst Eulenburgs Nachfolger zu werden. Ich hatte dem Grafen geantwortet, ich wäre sehr geehrt und dankbar für dieses Angebot, der Kaiser möge aber von meiner Ernennung Abstand nehmen. Ich hätte dreizehn Jahre bei der

Hochseligen Kaiserin eine ganz selbständige Chefstellung gehabt und glaubte nunmehr, in der Stellung als Dritter am Hofe mich nicht glücklich zu fühlen und auch infolgedessen nichts leisten zu können. Die Antwort des Grafen hatte gelautet:

„Seine Majestät haben meine Einwendungen vollauf gewürdigt und von meiner Ernennung Abstand genommen."

Ich war über das Angebot des Oberstallmeisterpostens hoch erfreut und sagte:

„Ich stehe ganz zu Eurer Majestät Verfügung. Aber mit dem Leibstallmeister Plinzner, der dem Reitstall vorsteht, werde ich nicht arbeiten können. Das ganze System seiner Reiterei verstehe ich nicht und mißbillige es. Außerdem würde Plinzner sich mir nie unterordnen wollen, er hängt an seinem System, ist ein Fanatiker und es würde zwischen uns beiden nie gehen."

Der Kaiser antwortete:

„Plinzner hat vor einigen Tagen um seinen Abschied gebeten mit der Motivierung, daß er mit dem neuen Chef, den er nicht kenne, nicht zusammen arbeiten wolle. Ich habe ihm aber durch General von Plessen schreiben lassen, er habe in seinem Amt zu bleiben und seinem neuen Chef zu gehorchen."

Ob er eventuell erreichen wollte, daß die Reitabteilung abgezweigt und selbständig gemacht würde, kann ich nicht beurteilen. Jedenfalls war er unter meinem Vorgänger selbständig, da ihn Graf Wedel schalten und walten ließ, wohl aus der Überzeugung heraus, daß bisher unter Plinzner alles gut gegangen sei.

Ich sagte noch: „Mit Plinzner kann ich den Stall nicht übernehmen."

Seine Majestät:

„Was wollen Sie nun?"

„Einen Offizier aus der Armee, der sich dazu eignet, wie es unter Kaiser Wilhelm I. gewesen mit dem Major von Meyer!"

„Und wen schlagen Sie vor?"

„Es gibt ja mehrere geeignete Herren, am meisten hat mir immer reiterlich der Rittmeister Freiherr von Holzing, Eskadronchef bei den 1. Gardeulanen gefallen. Aber den werden Eure Majestät wohl nicht nehmen wollen, ein süddeutscher Oberstallmeister und ein süddeutscher Dirigent des Reitstalles ist wohl zu viel!"

„Das ist mir ganz einerlei, wenn er nur etwas kann. Setzen Sie sich mit Graf Hülsen, dem Chef des Militärkabinetts, in Verbindung, daß er nach seiner Zustimmung kommandiert wird."

Ich bat Seine Majestät, den Leibstallmeister Plinzner, der doch die ganze Zeit sicherlich seine Pflicht getan, auf Wartegeld zu setzen und ihm alle seine Kompetenzen auf Lebenszeit zu belassen. Auch das genehmigte der Kaiser. Ich wurde dann noch zur Frühstückstafel befohlen, von dem Gefolge zu dem neuen verantwortungsvollen Posten beglückwünscht, und erhielt von dem Kaiser die Erlaubnis, meine Kur in Karlsbad zu beendigen. Am 6. August sollte ich auf dem Posenschen Übungsplatze zum Kavallerieexerzieren meinen ersten Dienst tun. Ich wurde vorläufig mit der Vertretung des Oberstallmeisters beauftragt, der erst am 1. Oktober ausscheiden sollte. In Berlin angekommen, meldete ich mich zuerst beim Grafen Wedel, diesem vornehmen Repräsentanten des hannöverschen Adels, der sich sehr freute, daß ich

Freiherr von Holzing-Berstett

sein Nachfolger werden sollte, aber ganz entsetzt war, als ich ihm mitteilte, daß ich Plinzner beseitigt hätte.

„Um Gottes willen, Reischach, was haben Sie da gemacht! Plinzner ist der einzige Mensch, der es versteht, die Pferde für Seine Majestät vorzubereiten. Er war schon Jahre bei dem Kaiser, als er noch Prinz Wilhelm war. Ich bin voller Angst für Seine Majestät, für den Stall und Sie. Das kann nicht gut enden, aber gehen Sie mit Gott an Ihre neue Tätigkeit heran, hoffentlich haben Sie Glück."

Meine Frage: „Herr Graf halten mich also für tollkühn?" bejahte er. Ich telegraphierte nun an den in Süddeutschland befindlichen Herrn von Holzing, ob er das Kommando annehmen wolle, wenn ja, möge er sofort nach Berlin kommen, ferner an Plinzner, der auch in Urlaub war, er möge gleichfalls erscheinen, da ich mit der Führung des Marstalls beauftragt sei und ihn sprechen wolle. Ich eröffnete ihm am nächsten Tage, daß ich nicht mit ihm arbeiten könne, da ich sein ganzes System nicht verstände und auch annähme, daß er nach einem anderen nicht arbeiten würde. Ich hätte daher seine Stellung zur Disposition beantragt, die Allerhöchsten Ortes genehmigt sei, er behielte aber seine Kompetenzen auf Lebenszeit. Ich schlug ihm vor, erst gar nicht mehr in den Dienst zurückzukehren. Auch seinen Sohn, der Leutnant bei den 8. Ulanen und im Marstall kommandiert war, wolle ich beurlauben und ablösen lassen. Plinzner erklärte: „Das ist der traurigste Tag meines Lebens. Ich verstehe aber Eure Exzellenz."

Er dankte mir für die Sicherstellung seines Lebens. Als ich ihm eröffnete, daß Herr von Holzing sein Nachfolger würde, war

er doppelt traurig, er sah in ihm wohl einen großen Gegner seines reiterlichen Systems. Holzing kam sofort nach Berlin und erklärte seine Bereitwilligkeit zur Übernahme der Stellung. An einem der nächsten Tage wurde mir vom Leutnant Plinzner in Gegenwart des Herrn von Holzing der Reitstall vorgeführt, alle Pferde unter dem Sattel, am nächsten Tage der Wagenstall vom Vizeoberstallmeister Freiherrn von Esebeck. Es waren 115 Reitpferde vorhanden, der Rest der Pferde — der Etat betrug 326 — waren Wagenpferde, diese teils Trakehner, teils ungarische Schimmel und hannöversche Braune. Ich habe den ganzen Morgen mit Herrn von Holzing und auch nachmittags bei der Vorführung kein Wort über den Zustand des Pferdematerials gewechselt. Ich war aber von ihm sehr unangenehm beeindruckt. Ich lud Holzing — meine Frau war mit den Kindern in Nußdorf — in den Union-Klub zum Essen ein und wir tranken auf gutes zukünftiges Zusammenarbeiten. Ich sagte nach Tisch zu Holzing: „Der Zustand des Reitstalls ist derart, daß ich ihn nicht übernehmen kann. Ich werde an Seine Majestät telegraphieren und bitten, daß darüber von zwei Generalen und Obersten der Kavallerie ein Protokoll aufgenommen werde."

Holzing war ganz meiner Ansicht. Am anderen Morgen gefiel mir auch der Wagenstall nicht, die ganze Art des Fahrens, das Überhetzen der Pferde, die nie in der Kadenz traten; sie sollten nämlich stets, wenn die Majestäten mit Schimmeln fuhren, das Tempo dieser schnellen Pferde halten, was eine Unmöglichkeit war. Dann wurde schon zweispännig mit vier Zügeln gefahren, die Geschirre mißfielen mir. Ich hatte im Stall der Kaiserin

Friedrich alles nach englischem Muster eingerichtet. Die Typen der Wagen fand ich durchaus stillos. Den Anzug der Leute fand ich unmöglich. Die Kutscher trugen, mit Ausnahme der Kutscher der Majestäten, schwarze Plüschhosen mit grauen Gamaschen, sehr häßliche unmoderne Zylinderhüte. Auch die Sättel und Zaumzeuge waren unmodern, kein Pferd frisiert. Nach meiner Aussprache mit Holzing habe ich die Nacht nicht schlafen können, ich sagte mir, daß der Antrag auf Übernahme des Stalles unter Protokoll in der Öffentlichkeit nicht gegen Plinzner aufgefaßt werden würde, sondern gegen diesen vornehmen Grafen Wedel, der in Plinzner eine Vollkommenheit sah. Ich kann dies nicht machen. Als ich am anderen Morgen Herrn von Holzing von meiner Sinnesänderung Mitteilung machte, war er sehr traurig. Er meinte, Plinzner hätte sich in den letzten Jahren in Eigensinn und Verbissenheit in sein System noch sehr verschlechtert. Er hätte die Art der Beizäumung noch mehr übertrieben wie früher. Der Reitstall müsse zusammenbrechen.

„In Wirklichkeit bricht das System Plinzner zusammen, vor der Welt aber wir, die jetzigen Akteure. Wir beschlossen aber, von der Aufnahme eines Protokolls Abstand zu nehmen, hoffend durchzukommen, eine schwere Arbeit voraussehend."

Ich fuhr nach Karlsbad zurück, um meine Sachen zu holen. Die Kur wollte ich nicht beenden. Ich traf dort den Pferdehändler Woltmann, der die ganze Zeit, als ich den Marstall der Kaiserin Friedrich führte, mein Lieferant gewesen. Er war glücklich über meine Ernennung und meinte:

„Mit Ihrem Geschmack und Ihrem Pferdeverständnis, mit der

Kunst des Herrn von Holzing, werden wir einen mustergültigen Marstall aufbauen."

Ich fuhr nach einem kurzen Besuch bei den Meinigen in Nußdorf nach Berlin zurück. In Nußdorf schrieb ich alle meine Meldungen und sagte mir: das werden für Jahre hinaus die letzten ruhigen Tage für dich gewesen sein. Im Herbst erbat ich mir von Seiner Majestät die Kommandierung des Herrn Benno Achenbach in den Marstall, um seine große Erfahrung im Fahren, im Wagenbau, Geschirren, Anzug der Leute, dem Marstall nutzbar zu machen.

Ich glaube, nach zehn Jahren meinem Nachfolger den Marstall in gutem Zustand übergeben zu haben, aber dies war nur möglich durch die große Unterstützung, die ich bei allen meinen Mitarbeitern gefunden — bei Vizeoberstallmeister Freiherrn von Esebeck, vor allem den gottbegnadeten Reitern Freiherrn von Holzing und Graf Westfalen, den Rittmeistern Freiherr von Esebeck, Glahn, Prinz Taxis, von Wernitz und von Rochow, den Stallmeistern von Harlem, Hällmigk und Helmich. Ich erwähne mit Wärme den herrlichen Achenbach, von dem mir die Engländer bei einer horse show in London sagten:

„He would be the first whip in England."

Ich selbst war ja durch meinen Vater Juckerkutscher, so daß es mir viel Mühe gemacht hat, mit einundfünfzig Jahren bei Achenbach umzulernen; jene neue Zügel- und Peitschenführung hat mir manche schwere Stunde bereitet. Ich werde nie die wertvolle Mitarbeit von Woltmann vergessen. Auch will ich die Verdienste der Bureauchefs, des Geheimrats Waßmund und Hofrats

Sechsspänner Daumont des Marstalls mit zwei Spitzenreitern

Usbeck, gerne erwähnen, ferner die mustergültige Haltung und das pflichttreue Arbeiten der Sattel- und Wagenmeister und des ganzen Personals. Es wurde nun stramm angepackt, neue Geschirre bestellt, anderes Fahren gelehrt, der ganze Anzug der Leute geändert; die Stiefel ließ ich nach englischen Modellen bei Breitsprecher machen und die Zylinderhüte bei Borchert. Hatten die Kutscher vorher im Frühjahr oder Herbste Paletots an, so sahen sie darin aus, als ob sie die Mäntel ihrer Großväter trügen; im Winter wurde ein Pelz darunter gezogen, sie waren also viel zu weit. Im Winter sah es aus, als ob jedem sein Paletot zu eng sei. Ich ließ nun für jedermann Lederhosen machen, jeder bekam einen eleganten Paletot, ganz nach englischem Schnitt, der genau mit der Stulpe der Stiefel abschnitt; für den Winter einen längeren, in welchen der Pelz hineingenäht wurde. Es wurden neue Sättel und Zaumzeuge angeschafft, — alles der Reihe nach. Ich ließ in den zehn Jahren hundertzehn Wagen bauen, angelehnt an die klassische Form der noch im Marstall vorhandenen Wagen des 18. Jahrhunderts. Ich erbat zur Anschaffung der Pferde und zu dieser ganzen oben angeführten Neuorganisation einen Extraordinarienbeitrag von Seiner Majestät. Diese Summe habe ich aber im Laufe der Jahre durch Ersparnisse wieder ergänzt und meinem Nachfolger hinterlassen. Ich führte ein ganz anderes System des Ausrangierens ein; zirka 38000 Mark des Etats mußten durch Verkauf von Pferden, Wagen, Sätteln und Geschirren aufgebracht werden. Dies gelang bis zur Übernahme des Stalles durch mich kaum. Mit der neuen Art des Reitens, die Pferde nicht frühzeitig kaputt zu machen, durch rechtzeitiges Ausrangieren, kamen wir

in den nächsten Jahren auf eine Einnahme von 180000 Mark, also ungefähr das Fünffache, das war eine starke Hilfe zur Verbesserung des Pferdematerials. Man bedenke, daß Plinzner seine neuen Hunters, die er im Herbst aus England von Woltmann bekam, sofort in die Mache nahm und arbeitete; der Erfolg war meist schwere Erkrankung. Wir führten die Pferde einige Wochen unter Decken in der Sonne spazieren, gaben ihnen wenig Futter, um sie erst einmal langsam zu akklimatisieren; dann begann vorsichtig die Arbeit.

Um ein Bild zu geben, wie das Pferdematerial des Reitstalles war, veröffentliche ich nachstehenden Brief, den ich an Plinzner im Jahre 1912 geschrieben. Er hatte mir, wie alljährlich, zum neuen Jahre gratuliert und in dem Briefe die Wendung gebraucht, nachdem ich nun doch im Marstall nach seinem System weiterarbeiten lasse, möge ich dies wenigstens ehrlich urbi et orbi verkünden. Dies sei ich ihm schuldig. So schrieb ich:

„Sehr verehrter Herr Leibstallmeister!

Euer Hochwohlgeboren beehre ich mich, den Empfang des gefälligen Schreibens vom 31. Dezember 1911 mit bestem Danke zu bestätigen und gestatte mir, die freundlichen Glückwünsche für das neue Jahr herzlichst zu erwidern. Den Inhalt Ihres Schreibens, betreffend Ihr Reitsystem, habe ich sehr bedauert, da er mich zwingt, aus meiner mir selbst auferlegten Reserve herauszutreten. Als ehrlicher Mann kann ich aber mit meiner Ansicht nicht mehr zurückhalten, wenn ich so direkt dazu aufgefordert werde. Als Ihr Buch erschien, habe ich es mit Interesse gelesen, und wenn ich es auch keineswegs richtig fand,

daß ein früherer Angestellter des Marstalls, der noch heute zur Disposition steht, die Arbeit im Marstall in dieser Weise besprach, so habe ich trotz vielfacher Aufforderung Ihnen nicht öffentlich darauf geantwortet, sondern habe geschwiegen, indem ich mir sagte, auf meine Veranlassung ist der Leibstallmeister Plinzner zur Disposition gestellt worden, ich will die Gründe für mein Vorgehen nicht der Öffentlichkeit übergeben. Ich hätte auch weiter geschwiegen, wenn ich nicht im vorigen Jahre ein Schreiben des Obersten Freiherrn von Redwitz erhalten hätte, in welchem er mir die Diskussion in der Kavalleriekommission über Beizäumung und Aufrichtung übersandte und welches mich veranlaßte, über meine Ansicht über Ihr System Farbe zu bekennen. Ich füge meine Antwort an den Herrn Oberst abschriftlich bei. Aus dem Inhalt derselben werden Euer Hochwohlgeboren entnehmen, daß ich nicht in der Lage bin, Ihnen eine Ehrenerklärung über Ihr System abzugeben, und daß ich dasselbe nach wie vor auf der ganzen Linie verurteile, daß ich die Arbeit für eine falsche halte, welche die Pferde kaputt macht. Auch halte ich es für ausgeschlossen, daß ein Reiter auf einem auf diese Weise gearbeiteten Pferde auch nur einen Augenblick einen reiterlichen Genuß hat. Ich stelle es direkt in Abrede, daß im Marstall noch nach Ihrem System gearbeitet wird. Ich will die Pferde vor der Senkrechten und nicht dahinter. Natürlich läßt es sich nicht vermeiden, daß ein Pferd manchmal in der Arbeit hinter die Senkrechte kommt. Auch wird es nötig sein, ein Pferd mit einem sehr schlechten Rücken tief zu stellen, um diesen zu wölben. Tiere mit schlechtem Rücken vermeide ich aber anzu-

kaufen. In einen Marstall gehören nur gutgemachte korrekte Pferde. Von absoluter Einstellung ist im Marstall keine Rede. Ich füge mehrere Momentbilder bei, welche diese meine Behauptung beweisen mögen. Wo sind die Pferde geblieben, die ich übernehmen mußte, mit den zusammengezogenen Hälsen, deren Ohrenspitzen beinahe nach dem Erdboden zeigten, die nicht nach vorwärts traten, sondern sozusagen in die Erde hinein, mit den hohen Rücken und den steifen Hinterbeinen, mit ihren tellergroßen, haarlosen, durch die Sporen zerfleischten Stellen? Sie sind beinahe alle ausrangiert! Wo sind die Reiter, die auf den Pferden herumpendelten und mit dem Oberkörper nach vorn fielen, statt das Kreuz zu gebrauchen, welches ich für das wichtigste Hilfsmittel des Reiters betrachte; sie sind gottlob alle seit Jahren korrigiert und zu dem Sitz zurückgebracht, den die goldene Reitinstruktion uns vorschreibt. Sie führen als Beweis, daß noch nach Ihrem System im Marstall gearbeitet wird, Äußerungen des Leibsattelmeisters Balko und des Herrn Major von Holzing auf. Nun Balko ist tot, ich kann ihn nicht mehr vernehmen lassen und Herrn von Holzing dürften Euer Hochwohlgeboren wohl falsch verstanden haben. Euer Hochwohlgeboren haben unrecht, wenn Sie annehmen, daß meine Gefühle für Sie sich geändert haben. Ich hoffe, ein absolut objektiver Mensch zu sein. Ich achte Ihren Fanatismus und verstehe Ihr Eintreten für Ihr System, von dessen Vorzüglichkeit Sie natürlich aus vollstem Herzen überzeugt sind. All dies darf Sie aber nicht zu der Annahme verleiten, daß im Marstall ruhig nach dem System Plinzner weitergearbeitet wird, und daß wir es aber unterlassen, dies urbi

Ankunft König Eduards VII. in Wilhelmshöhe

et orbi zu verkünden, wie es dann unsere Pflicht und Schuldigkeit wäre. Ich bin kein Fanatiker, sondern lediglich Realpolitiker. Als ich den Marstall übernahm, hörte ich von allen Seiten — ob Damen oder Herren —, welche der Marstall beritten zu machen hat, „wir reiten die nach dem System Plinzner gearbeiteten Pferde höchst ungern." Jetzt gibt jeder sein Pferd mit einem Dankeswort ab. Solche Tatsachen sprechen dafür, daß wir auf dem richtigen Wege. Es tut mir sehr leid, Ihnen dies alles so schroff sagen zu müssen. Meinem Charakter hätte es vielmehr entsprochen, da ich niemand gerne verletze, mit einer freundlichen Wendung über alles hinwegzugehen. In diesem Sinne wollen Sie auch mein Schreiben vom 31. 1. 1908 auffassen. Ich bin aber von Ihnen jetzt direkt provoziert und würde riskieren, im Falle meines Schweigens in Ihrem nächsten Buche lesen zu müssen: ‚Der Oberstallmeister, welcher meinen Abgang veranlaßt, hat ja zugegeben, daß mein System im Marstall noch immer Parole.' Nein, Herr Leibstallmeister, darüber darf ich Sie nunmehr nicht länger im Zweifel lassen; solange ich an der Spitze des Marstalls stehe, ist Ihr System dort begraben, und ich hoffe, zum Wohle des edlen Pferdes und der gesamten Reiterwelt für alle Ewigkeit. Ihr Name wird freilich im Marstall fortleben als Inbegriff vorbildlicher Pflichttreue. Damit will ich meine Betrachtungen schließen und verharre mit der vorzüglichsten Hochachtung Euer Hochwohlgeboren sehr ergebener

gez. Freiherr von Reischach,

Oberstallmeister Seiner Majestät des Kaisers und Königs."

Ich fahre nun in der Beschreibung meiner ersten Tätigkeit im

Marstall fort. Um die Rappen und Braunen in Zukunft nicht mehr zu überpacen, wenn sie der Schimmelequipage des Kaisers mit den Damen und Herren des Gefolges folgen mußten, wollte ich einen Juckerstall von dreißig bis vierzig schnellen Pferden gründen, Rapphengste und Braune dementsprechend reduzieren. Dies konnte aber unterbleiben, weil Seine Majestät in der Folge, mit zwei bis drei Ausnahmen im Jahre, nur noch mit Automobilen fuhr und die Schaffung einer Automobilabteilung befahl, die dem Marstall angegliedert werden sollte. Der Minister des Königlichen Hauses verlangte von mir für jedes angeschaffte Automobil die Abschaffung von acht Wagenpferden und Reduzierung um vier Kutscher. Dies war aber nicht zu leisten wegen der unendlich hohen Anzahl der täglich zu stellenden Wagen, da die Automobile, wie sich dies entwickelte, nur die Eisenbahnfahrten zwischen Potsdam und Berlin ersetzten. Wir hatten nämlich täglich zirka zweihundert Gespanne zu stellen, und zwar für die Oberhofmeisterin, die Hofstaatsdamen und Hofdamen, die Generaladjutanten und Flügeladjutanten, die Kabinettschefs, den Oberhofmarschall, die Hofmarschälle, die Kammerherren vom Dienst, den Oberhofmeister, die Leibärzte und für die Herren des Marstalls, außerdem Gespanne für Küche, Kellerei und gesamten Wirtschaftsbetrieb der Hofhaltung. Die meisten Gespanne mußten zweimal, manche drei- und viermal gehen. Der Marstall war beinahe das ganze Jahr in Berlin, Potsdam und dem neuen Palais in Tätigkeit; wenn gereist wurde, manchmal aber auch noch an drei anderen Orten der Monarchie zugleich. Alle die obengenannten Persönlichkeiten mußten nicht nur gefahren, sondern auch be-

ritten gemacht werden. Von den Anforderungen, die an den Stall täglich gestellt wurden, will ich nur ein Beispiel geben. Zwei diensttuende Generaladjutanten des Kaisers wohnten in Potsdam. Hatten die beiden Herren, was doch oft vorkam, in Berlin dienstlich zu tun und mußten sich dort umziehen, so wurden in Potsdam zwei Equipagen angefordert und zwei Gepäckwagen für die Diener zur Fahrt von den Wohnungen nach dem Bahnhof und in Berlin wieder vom Bahnhof zum Schloß. Hatten beide Herren des Nachmittags eine Dienstfahrt in Berlin zu unternehmen, zwei weitere Equipagen. Dann brauchte nur noch ein offizielles Diner in der Stadt zu sein, wozu beide Herren eingeladen waren, so wurden des Abends wieder zwei Equipagen angefordert zur Fahrt dorthin, zwei weitere zur Abholung von dort und zur Fahrt nach dem Bahnhof, zwei weitere für die Diener zur Fahrt nach dem Potsdamer Bahnhof und in Potsdam wieder die vier Wagen vom Vormittag, machte im ganzen für zwei Herren an einem Tage zwanzig Wagen aus, und dabei hatten die Herren nichts angefordert, was ihnen nicht zugestanden hätte.

Bei der Aufstellung der Automobilabteilung half ich mir die nächsten Jahre mit meinem Extrafonds durch, bis unter kleiner Verminderung des Wagenstalles ein Etat für die Automobilabteilung aufgestellt wurde. Diese Abteilung wurde dem äußerst tüchtigen Leutnant, späteren Hauptmann Zeyß übertragen, der mich die ganze Zeit glänzend unterstützt hat. Sehr gute Dienste hat im Marstall für die ganze Einrichtung dieser Abteilung der Vertreter der Mercedeswerke, Herr Direktor Robert Katzenstein in Frankfurt a. M., geleistet.

Ich kehre nun zum Jahre 1905 zurück. Ich meldete mich auch beim Hausminister von Wedel und sagte ihm:

„Ich habe meinen ersten Immediatvortrag bei Seiner Majestät dazu benützt, um für den zur Disposition zu stellenden Leibstallmeister Plinzner volle Kompetenzen für den Rest seines Lebens zu erlangen, da ich ihn aus seiner Stellung hinausgedrängt, obgleich er noch völlig dienstfähig."

Der Hausminister meinte:

„Davon kann gar keine Rede sein. Sie haben Ihre Kompetenz überschritten, Sie können nur im Rahmen Ihres Ressorts Vortrag halten, aber nicht über Etatsfragen, die dem Hausministerium unterstehen. Es ist in der preußischen Kronverwaltung noch nie vorgekommen, daß ein Mensch bis an sein Lebensende alle seine Kompetenzen behält. Ich werde sofort in diesem Sinne an Seine Majestät berichten, daß dies nicht angängig."

Ich entgegnete dem Herrn Minister:

„Wenn dies rückgängig gemacht wird, werde ich sofort mein Amt niederlegen."

Herr von Wedel meinte:

„Sie sind ein merkwürdiger Mensch. Erst beseitigen Sie den Mann und dann setzen Sie Ihre Stellung für ihn ein."

Meine Antwort:

„Ich habe im Auftrage Seiner Majestät dem p. Plinzner in Aussicht gestellt, daß er alle seine Bezüge auf Lebenszeit behält. Nun soll es wieder zurückgezogen werden. Was soll das für einen Eindruck auf meine Untergebenen machen, wenn ich mit einer unrichtigen Behauptung mein Amt antrete?"

Herr von Wedel berichtete an Seine Majestät. Seine Majestät schrieb an den Rand des Berichts: „Es bleibt dabei."

Herr von Holzing und ich taten unseren ersten Dienst auf dem Übungsplatz in Posen, wo Seine Majestät während zweier Tage zwei Kavalleriedivisionen besichtigte, dann exerzierte und schließlich gegeneinander manövrieren ließ und ihnen Aufgaben stellte. Meine ersten Eindrücke, als ich Seine Majestät beim Reiten beobachtete, waren, daß es nicht leicht war, den Hohen Herrn beritten zu machen, da er sehr viel vom Pferde verlangte. Dasselbe mußte ruhigen Schrittes gehen, vor nichts scheuen, flott galoppieren, dann wieder beim Vorbeimarsch der Truppen tadellos stehen, ebenso wie bei der Kritik, welche oft über eine Stunde dauerte, wobei auch manchmal auf die auf dem Pferdehalse ausgebreiteten Karten mit der Hand in der Impulsivität des Sprechens geschlagen wurde. Aber wenn das Pferd gut ging, saß der Kaiser sehr still, störte das Pferd nicht und ließ es gehen. Da die sämtlichen Leibreitpferde des Kaisers schon ziemlich alt waren und der berühmte Schimmel des Kaisers, der eigentlich in den letzten Jahren den meisten Dienst allein getan hatte, lahm war, so wurde Holzing und mir doch recht bange, wie wir über die nächsten Jahre wegkommen würden; denn dies wurde uns bald klar, daß man solche Pferde, welche allen obigen Anforderungen gerecht werden konnten, sehr schwer würde finden können. Wir machten die größten Anstrengungen, schrieben an die verschiedensten Regimenter, wo wir Bekannte hatten und an hervorragende Reiter in der Armee. Der tüchtige Woltmann bereiste verschiedene Garnisonen; wir probierten alle möglichen Pferde in

Berlin und Potsdam. Aber entweder zackelten die Pferde, standen nicht still, scheuten, waren heftig und pullten, so daß wir in der Zeit vom 15. Juli bis 6. August trotz aller Bemühungen und der Absicht, jeden Preis zu bezahlen, nur ein Pferd gefunden hatten, welches wir Seiner Majestät hatten anbieten können. Wir waren also ziemlich mutlos und erhofften alles von einem großen Auftrag an Woltmann auf fünfzehn Hunters, die er im Oktober aus Irland bringen sollte. Aber darüber waren wir uns klar: zu deren Ausbildung gehörten mindestens anderthalb Jahre, und was erlebt man nicht an Pferden für Enttäuschungen, wenn auch nicht so große wie an den Menschen. Wir kamen aber über die ersten zwei Jahre weg und nachher ging es gradatim vorwärts.

Auch die Berittenmachung Ihrer Majestät war nicht leicht, da die Hohe Dame bei allen Paraden zu Pferde erschien und täglich ritt. Das Schwierigste ist bei der Berittenmachung der Herrschaften die Beurteilung, wieviel Vorarbeit die Pferde erhalten müssen, um den Stallmut zu nehmen. Ist die Vorarbeit nicht genügend, kommen leicht Ungezogenheiten der Pferde vor; wird sie überschritten, dann gehen die Pferde ohne Murr.

Von Posen ging es nach Schloß Wilhelmshöhe. Dort sah ich während dreier Wochen zum erstenmal den Kaiserlichen Hof aus der Nähe, da so ziemlich alle Damen und Herren während dieser Zeit dort Dienst taten.

Über den Grafen Eulenburg habe ich mich schon geäußert.

Herr von Lyncker, der Hofmarschall, war ein fleißiger, tüchtiger Herr, eine gute Ausgabe des pflichttreuen, preußischen Offi-

Tandem des Marstalls, gefahren von Herrn Benno v. Achenbach

ziers, der nur seinen Dienst kannte und rührend für die Herrschaften besorgt war.

Oberhofmeisterin war die kluge und prächtige Gräfin Brockdorff, wohl unterstützt von den pflichttreuen Hofstaatsdamen, Gräfin Keller und von Gersdorff. Noch bis in fernste Zeiten werden gemeinnützige Anstalten, Krankenhäuser und Heime ihrer gedenken, die es verstanden hat, das Augenmerk Ihrer Majestät in rechter Weise dorthin zu lenken, wo es galt, wohlzutun und Not zu lindern. Es ist mir eine besondere Genugtuung, diese Zeilen der verstorbenen Gräfin zu widmen, die so oft in ihrem rastlosen Schaffen mir bei gemeinsamer Arbeit beigestanden.

Chef des Zivilkabinetts war Herr von Lucanus, ein kluger Herr, der seinen Kaiser genau kannte und in den siebzehn Jahren zu nehmen wußte. Aber für meinen Geschmack war er zu sehr bemüht, seinen kaiserlichen Herrn zu befriedigen. Treue Diener sollen, selbst wenn Gnade und Sonne zu schwinden drohen, auch Unangenehmes sagen können und stets bereit sein, ihren Posten aufzugeben, sonst taugen sie nichts. Ob er in der Erfüllung seiner Pflicht immer einen steifen Nacken zeigte, bleibe dahingestellt. Ich möchte bei dieser Gelegenheit ein Bild gebrauchen und die Stellung des Monarchen mit einer Festung vergleichen, in ihren detachierten Forts sehe ich die Minister; je stärker die Forts, desto sturmfreier die Festung, je gestärkter die Minister, desto mächtiger die Position des Monarchen. Ich glaube, daß Herr von Lucanus die Minister nicht immer ohne Rücksicht auf die persönlichen Zu- und Abneigungen des Kaisers vertreten hat.

Sein Nachfolger wurde Herr von Valentini, der sein Amt so

führte, wie einst der von mir so bewunderte Herr von Wilnowsky, der Kabinettschef Kaiser Wilhelms I. Im Frieden und in den schweren vier Kriegsjahren war er seinem Herrn ein ehrlicher Berater und treuer Gefolgsmann. Ein Mann von feiner Bildung und großer Arbeitskraft, hat er immer weitsehend das Richtige gewollt.

Chef des Militärkabinetts war mein alter Freund, Graf Hülsen-Haeseler. Was ich von ihm gehalten, ergibt der nachstehende Nachruf, den ich ihm nach seinem Tode gewidmet:

„In der Montagsausgabe des Berliner Tageblattes vom 16. 11. ist über den verstorbenen Generaladjutanten Graf Hülsen-Haeseler ein Artikel, gezeichnet ‚Gaedke', erschienen, worin sich der Verfasser das ‚de mortuis nihil nisi bene' nicht zur Richtschnur genommen hat. Es war zu erwarten, daß Herr Gaedke, welcher seit Jahren die Armee, ihre Führer, ihre Einrichtungen und den Verstorbenen mit seiner gewandten Feder auf das schärfste angegriffen hat, auch nach seinem Tode den Grafen Hülsen nicht in Ruhe lassen würde. Er wird aber auch verstehen, daß seine Ausführungen auf scharfen Widerspruch stoßen. Er nennt den Verstorbenen einen gewandten Hofmann, der den Kaiser zu nehmen wußte, einen stets gefügigen Vollstrecker seiner Befehle und Wünsche, ohne genügende Menschenkenntnis, einen Aktenmenschen, der seine persönliche Verantwortlichkeit vor dem Gebieter möglichst zu entlasten suchte. So manche der üblen Erscheinungen der letzten Jahre führt er auf das Konto seiner mangelnden Eignung für sein schweres Amt zurück. Wie wenig muß der Verfasser den Verstorbenen gekannt, aus welch falschen Quellen

muß er geschöpft haben. Gerade das Gegenteil war der Fall. Graf Hülsen war freilich ein treuer und braver Diener seines Königlichen Herrn. Er war getragen von einer großen Begeisterung für ihn, fußend auf einem Freundschaftsverhältnis zwischen Fürst und Diener, welches auf die frühesten Jugendjahre zurückging. Er war aber nichts weniger als ein Byzantiner, im Gegenteil, er hat aufgefordert stets und auch unaufgefordert offen und ehrlich seine Ansicht ausgesprochen, was ihm aber nie das Königliche Vertrauen verscherzte. Hülsen war ein sehr bestimmter Charakter, der sich durch nichts von seinen Ansichten und seinem Standpunkt abbringen ließ. Dabei war er ein großer Menschenkenner, ein feiner Beurteiler der Situationen und mit einem goldenen Herzen ausgerüstet, das warm für das Vaterland und die Armee schlug. Nichts findet weniger Anwendung auf ihn als die Bezeichnung ‚Hofgeneral'. Er war im wahren Sinn des Worts ein Mann, ein ganzer Mann voll ernsten Pflichtgefühls, ein echter Repräsentant der preußischen Armee, von deren Können und Fleiß er fest überzeugt war. Wenn er auch in keiner Weise ein Kriegshetzer war, sondern im Gegenteil die Segnungen des Friedens für sein Vaterland dringend wünschte, so sah er doch mit eiserner Ruhe dem Moment entgegen, wo europäische Verwicklungen uns zwingen könnten, die Armee einzusetzen. Wie oft hat er ausgesprochen, die Armee wird die in sie gesetzten Hoffnungen erfüllen, die alten Feldzeichen zu neuen Siegen führen und die Welt in Erstaunen setzen. Ich schließe meine Betrachtungen mit dem Wort: Du braver Dietrich von Hülsen, du treuer Freund deiner Freunde, kannst ruhig schlafen, als Soldat und Mensch hast

eng begrenzt. Deshalb geriet er bei seinem großen Schaffensdrang, das Beste für seinen Herrn wollend, manchmal, ohne es beabsichtigt zu haben, mit den anderen Ressortchefs in Konflikte, die er aber immer in seiner liebenswürdigen Art löste.

Generaladjutant von Scholl, der die Leibgendarmerie kommandierte, war dem Kaiser treu ergeben und hatte nur den einen Wunsch, dem Kaiser in allen Dingen zu helfen und ihn in trüben Stunden zu erheitern, wobei ihm sein urwüchsiger Hessenhumor ein glücklicher Bundesgenosse war.

Oberhofmeister der Kaiserin war Freiherr von Mirbach, ursprünglich aktiver Offizier und Kämpfer in den Kriegen in den Reihen der Gardefüsiliere. Neben der Leitung seines weitverzweigten Amtes hatte er immer danach gestrebt, ein rechtes Bindeglied zwischen Thron und Kirche zu sein.

Kabinettsrat der Kaiserin war Bodo von dem Knesebeck, der dieselbe Stellung schon bei der Kaiserin Augusta ausgefüllt hatte.

Ich kehre nochmals zu dem Jahre 1905 zurück. In diesem Jahre hatten wir Kaisermanöver am Rhein, welche als Ordonnanzoffizier stets Lord Lonsdale mitmachte. Ich habe immer nur den besten Eindruck von ihm gehabt. Er stand unserem Kaiser sehr nahe, war ein liebenswürdiger Gesellschafter und eine erfreuliche Erscheinung zu Pferde, ein glänzender Sportsmann. Als ich einmal mit Herrn von Holzing zu einer horse show in London weilte, hat er uns auf das liebenswürdigste die Honneurs gemacht und uns auf seiner Besitzung seinen ganzen Jagdstall gezeigt. Ich bin überzeugt, daß er der alte geblieben und diesen künstlich aufgepeitschten Deutschenhaß auch im Kriege, wie so viele andere in

England, nicht mitgemacht. Wie habe ich mich in meinen früheren Freunden, den Engländern, getäuscht, daß sie all den Unsinn glaubten, den man über unsere Kriegführung erlog. Die Kinder mit den von uns abgehackten Gliedmaßen, die aber so geboren in Italien in allen Städten gezeigt wurden, nahmen sie für bare Münze und vieles andere noch mehr. Als der Krieg vorbei war, da konnte ihre Presse all den Unfug nicht abblasen. Die Leidenschaften waren bis zur Siedehitze erregt und so kam der Versailler Vertrag zustande, dieser Wahnsinn. Möge er in seiner Auswirkung für uns von Gott gesandt sein, die Schwäche zu zermalmen und Kraft zu erzeugen. Nun sollten die Deutschen allein am Krieg schuld sein. Die öffentlichen Meinungen bei unseren Feinden mußten ein Opfer haben. So entstand die Entwaffnung Deutschlands. Nur ein Nichtstaatsmann, wie Lloyd George, konnte einen derartigen Frieden schließen, der nach der völligen Niederlage Rußlands das Gleichgewicht auf dem Kontingent störte. Die alten feinen, englischen Staatsmänner würden sich im Grabe umdrehen über diesen Unverstand und den jetzigen wird mit der Zeit auch ein Licht aufgegangen sein, daß es nicht im englischen Interesse war, Frankreich eine derartige imperialistische Stellung auf dem Kontinent einzuräumen. Nun, auch dies wird vorübergehen. Man kann ein 60 Millionenvolk, das solches geleistet, auf die Dauer nicht treten, und ich glaube an unsere Zukunft und es wird die Zeit kommen, wo das deutsche Volk wieder groß und mächtig dastehen wird. Man kann Deutsche nicht ungestraft zu Franzosen, Polen, Belgiern, Rumänen und Italienern machen. Der vielbesprochene Völkerbund soll mir sehr willkommen sein, wenn er in friedlicher

Auseinandersetzung all die Länder zusammenschließt, in denen die deutsche Zunge klingt. Denn wer den letzten Krieg mit all seinen fürchterlichen Nebenerscheinungen erlebt hat, der wird nur schaudernd an eine Wiederholung denken. Wird Deutschland aber weiter in seiner Entwicklung gehemmt, dann werden, so schmerzlich es sein wird, die eisernen Würfel wohl wieder einmal über die Lande rollen.

Ich kehre zum Jahre 1905 zurück. Nach dem Manöver bezog ich die Dienstwohnung im Marstall, ein herrliches Gebäude mit schönen Dimensionen. Wir kamen aus einer kleineren Privatwohnung, mußten daher viel Neues anschaffen; meine Frau gestaltete die Räume aber sehr schön und gemütlich, und ich war trotz der großen Verantwortung und Sorgen fast 10 Jahre lang äußerst glücklich in dieser Stellung. Jedes Jahr ging es etwas vorwärts. Der Stall wurde nicht nur in Deutschland, sondern auch in andern Ländern anerkannt und es kamen Herren aus den Marställen von Sachsen, Württemberg, Weimar, Schaumburg-Lippe, Meinigen, Holland, auf Monate zu uns, um sich über unseren Dienstbetrieb zu orientieren und Studien zu machen.

In den folgenden Jahren fanden die Vermählungen der Prinzen Eitel Friedrich und August Wilhelm, des Prinzen Friedrich Wilhelm, der Prinzeß Victoria Margarethe und der Prinzessin Victoria Luise von Preußen statt. Solche Feierlichkeiten, ebenso wie die Geburtstagsfeier des Kaisers und der Kaiserin, vor allem aber die Manöver, stellten große Anforderungen an den Marstall, die wir manchmal kaum zu bewältigen wußten. Der Marstall des alten Kaisers, beinahe ebenso zahlreich an Pferdematerial, wie der von mir

geleitete, war ein Luxusstall. Es fuhren nur die Majestäten, die Oberhofmeisterin, die Palast- und Hofdamen, damit Schluß. Da konnte man die Pferde das ganze Jahr über für große Gelegenheiten vorbereiten, da war es leicht, einen schönen eleganten Marstall zu haben. So war es in Wien und London. Der von mir übernommene Marstall war aber ein Gebrauchsstall. Welche Gespanne ich zu stellen hatte, habe ich bereits ausgeführt. Wir hatten wenig Gelegenheit, unsere Pferde zu arbeiten und jeder Pferdeverständige weiß, daß alle Pferde, die etwas vorstellen, in richtiger Haltung und Kadenz gehen sollen, nach einiger Zeit immer wieder der Korrektur bedürfen.

Eine große Hilfe für uns bedeutete es, wenn der Hof nach Korfu ging, oder Seine Majestät die Nordlandsreise unternahm. Dann wurden weniger Anforderungen an den Reit- und Fahrstall gestellt, dann konnte nach Herzenslust gearbeitet werden.

Ende des Jahres entschloß ich mich, die Aufsatzzügel abzuschaffen. Es war ein schwer zu fassender Entschluß und stellte große Anforderungen an die Aufmerksamkeit der Kutscher und barg die Gefahr, daß die Pferde leicht aus der Haltung kamen, beim Halten der Wagen keine so gute Figur machten, wie aufgesetzt, und sich bei dieser Gelegenheit mit den Kandaren in die Aufhalter verfingen, wodurch leicht ein Unglück geschehen konnte. Der Herzog von Pleß sagte mir, nachdem er die Hofwagen ohne Aufsatzzügel gesehen:

„Ich verfolge alles, was Sie machen, mit großem Interesse, in dieser Sache haben Sie aber vorbei gehauen. In spätestens einem Jahre müssen Sie wieder mit Aufsatzzügel fahren."

Sechsspänner des Marstalls, Hannövrische Pferde, gefahren von Herrn Benno v. Achenbach

Der Herzog hatte unrecht. Ich habe durchgehalten und kann wohl behaupten, daß die Pferde in glänzender Haltung gingen.

Der Kladderadatsch quittierte meine Verfügung mit nachstehendem Gedicht:

Gute Kunde:

Aus dem Kaiserlichen Marstall
Kommt uns eine gute Kunde:
Endlich vom Geschirr verschwunden
Ist der schnöde Aufsatzzügel,
Der in starrem Zwang die Köpfe
All der guten Rosse hielt.
Nicht Gedankenfreiheit, wie sie
Ungestüm der Mensch oft fordert,
Braucht das Pferd, denn für das Denken
Hat's der Himmel nicht geschaffen,
Wie am klugen Hans wir sehen;
Aber Nackenfreiheit braucht es,
Daß es ohne Qual mag traben
Und auch sehn, was auf dem Wege
Dicht ihm vor den Füßen liegt,
Diese Freiheit ist geworden
Jetzt den Pferden unsres Kaisers,
Und es spricht so mancher Tierfreund
Dankbar: „Bravo, Herr v. Reischach,
Bravo, das war gut gemacht."
Wenn — ich nehme an, was wenig
Ist wahrscheinlich — unser Kaiser

Heute seine Schnurrbartspitzen
Senkrecht niederhangen ließe,
Folgten Tausende schon morgen
Seinem Beispiel; übermorgen
Wären's an die Hunderttausend,
Und nach wen'gen Wochen machten's
Schon Millionen ganz wie er.
Möge jetzt an seinen Pferden
Jeder herrschaftlicher Kutscher
Schleunigst handeln, wie es eben
An den staatlichen Bewohnern
Unsers Marstalls ist geschehn.
Höf'scher Sitte nachzueifern
Will ich sonst nicht just empfehlen,
Doch in diesem einen Falle
Wird die Nachahmung zur Pflicht!

Im Jahre 1906 hatten wir Kaisermanöver in Schlesien, die sehr unter Regen zu leiden hatten. Aber alles lief für den Marstall trotz großen Anforderungen glücklich ab. Wir kehrten nach fünf Manövertagen nach Breslau zurück, Mensch und Tier gleich abgearbeitet, und ich war glücklich, als ich Seine Majestät dem Auto entsteigen und das Schloß betreten sah. Kurz ehe ich vor meinem Hotel eintraf — es war wohl schon 7½ Uhr abends, wir waren seit 4 Uhr morgens unterwegs, die Autos beschmutzt, die Mannschaften erschöpft, es hatte seit Mittag geregnet, desgleichen die Tage zuvor —, erschien eine Ordonnanz mit dem Befehl, ich solle unverzüglich zum Kaiser kommen. Ich bemerke, daß wir damals

Ankunft der Majestäten auf dem Rennplatz Hamburg-Horn,
Ungarische Pferde

mit dem ganzen Automobilbetrieb noch in den Kinderschuhen steckten und ich sehr froh war, das Manöver ohne Unfall überstanden zu haben. Ins Schloß zurückgekehrt, fand ich Seine Majestät umgeben von allen Adjutanten. Er sagte:

„Soeben erhalte ich die Nachricht von dem Ableben meines Onkels, des Regenten von Braunschweig, des Prinzen Albrecht von Preußen. Ich fahre mit meinem ganzen Gefolge auf eine Stunde nach Kamenz und kehre sofort nach Breslau zurück. Die Automobile in einer Stunde fahrbereit."

Ich überlegte mir, das bedeutet mit den schmutzigen Maschinen und dem müden Personal nochmals eine Nachtfahrt von ca. 200 km, ohne Kenntnis der Wege. Daher antwortete ich: „Majestät das geht nicht. Ich kann die Verantwortung dafür nicht übernehmen."

Die Umgebung, welche im allgemeinen der Ansicht war, daß der Marstall alles leisten müsse, sah mich erstaunt an. Seine Majestät sagte aber sofort:

„Nun dann werden wir morgen früh um 9 Uhr fahren."

Im Herbst begann der Kaiser bei gutem Wetter, da die Pferde, unter Holzings Leitung gearbeitet, im allgemeinen ihm angenehm gingen, auch wieder Parforce-Jagden in Döberitz zu reiten. Man kann überhaupt sagen, daß Seine Majestät wieder mehr Freude am Reiten hatte. Das Fahren mit Pferden wurde, außer bei Einzügen von Fürstlichen Besuchen und zur Fahrt zum Rennen in Hamburg, vollkommen aufgegeben. Er war ganz für das Automobil eingenommen. Wir mußten auch die Fahrt über große Strecken übernehmen, welche bisher Sache der Eisenbahn gewesen. Da auch Ihre Majestät den Kaiser vielfach begleitete, so mußten wir oft

mit 3 bis 10 Wagen ausrücken, da immer mit großem Gefolge gereist wurde. Das Fahren in der Kolonne ist bekanntlich sehr schwer, auch das Fahren nach der Karte, da den Leuten nicht beizubringen war, lieber einmal bei Wegkreuzungen zu fragen, als sich zu verfahren, was sogar einem geübten Generalstabsoffizier leicht passieren kann. Wir hatten mit der Zeit mit Hilfe des vorzüglichen Hauptmanns Zeyß und des glänzenden Organisators, Herrn Katzenstein, eine endgültige Organisation der Automobilabteilung geschaffen, 3 Kaiserzüge à 3 Wagen, 2 Kaiserinzüge à 2 Wagen, 2 Reservezüge à 2 Wagen und eine Reparaturwerkstatt mit eigenen Leuten. Außerdem hatten wir noch den Manöverzug mit Küchenwagen, die beiden Pirschwagen für Seine Majestät und den Lastwagenzug für Gepäckfahrten für Oberhofmarschallamt, für Umzüge des Hoflagers und für die Gärtnerei. Nicht die kühnste Phantasie kann sich einen Begriff machen, was alles für Anforderungen an einem Tage an die Ressorts des Wagen-Reitstalles und der Automobilabteilung gestellt wurden. Im Dienstzimmer saß von morgens bis abends ein Mann am Telephon, der alle Bestellungen abnahm, in die Fahrbücher notierte und an die Abteilungen weitergab. Ich war immer glücklich, wenn es Nacht wurde, kein Unfall gemeldet war oder keine Bestellung vergessen.

Im Jahre 1907 schickte mich Seine Majestät nach England, um dort mit Herrn von Holzing der internationalen horse show beizuwohnen. Es war das erstemal, daß ich nach dem Tode der Kaiserin Friedrich England wieder besuchte. Ich meldete mich bei Hof, hatte für alle Fälle Paradeuniform mitgenommen, obgleich ich annahm, der König würde mich in Privataudienz in Zivil empfangen. Den

Tag nach meiner Ankunft kam der Schwager des Königs, der neue König von Dänemark, Friedrich VIII., mit der Königin nach London, um seinen ersten Besuch als König am englischen Hofe zu machen. Ich wurde zu einem großen Empfang mit darauffolgendem Souper, einer Galaoper und zu dem großen Hofball befohlen. Ich begab mich also im Paradeanzug nach Buckingham Palace. Von dem Dienst der verstorbenen Königin war niemand mehr vorhanden. Die neuen Hofstaaten des Königs kannten mich nicht, hatten bei dem großen Fest auch Besseres zu tun, als sich um mich zu kümmern. Plötzlich zur Souperzeit wurde in den Salons gerufen:

„Where is Baron Reischach?"

Der König entsann sich, daß ich befohlen war, daß er mich aber noch nicht gesehen. Ich wurde in einen Saal geführt, wo die Königliche Familie, die Dänischen Majestäten, das diplomatische Korps, die obersten Hofstaaten, die Minister, versammelt waren. Es wurde stehend soupiert, wie am Hofe Kaiser Wilhelm I. bei den großen Hofbällen. König Eduard war überaus gnädig, brachte mich sofort zur Königin, zu den Dänischen Majestäten und sprach über eine halbe Stunde allein mit mir, kam in der Unterhaltung auch auf die Politik und das Verhältnis der beiden Länder zu sprechen. Meiner alten Gewohnheit von früher her entsprechend, dem König alles sagen zu können, nahm ich kein Blatt vor den Mund und meinte:

„So kann es doch nicht weitergehen, das muß ja schließlich zu einem Krieg zwischen den beiden Völkern führen, den doch Euer Majestät aber ganz bestimmt nicht mein Kaiser wünschen. In

Deutschland will alles den Frieden; wir haben doch auch eine Berechtigung zu existieren. Unsere Schiffe bauen wir nur zum Schutze unserer Kolonien, deren wir ebenso bedürfen zu unserer Entwicklung, wie die Weltmacht England."

Der König kam dann auf das Verhältnis zwischen ihm und dem Kaiserlichen Neffen zu sprechen und meinte, es würde ihm immer berichtet, der Kaiser äußere sich ungünstig über ihn. Ich entgegnete:

„So etwas dürfen Euer Majestät doch nicht glauben. Ich kann aber Euer Majestät auch versichern, daß in Berlin viele Gerüchte meinem Kaiser zu Ohren kommen, daß Euer Majestät sich unfreundlich über ihn äußern."

„Das tue ich nie," antwortete der König."

„Davon bin ich überzeugt, aber es entsteht soviel Unheil durch unverantwortliche Zwischenträger."

Der König schien sehr nachdenklich geworden. In der Galaoper sah ich ihn nur von weitem während des Zwischenaktes. Auf dem Hofballe hatte der König befohlen, daß ich in der Quadrille der Königin vis-à-vis tanzen sollte, eine große Auszeichnung, da in derselben nur die Königliche Familie, Botschafter und deren Gemahlinnen tanzten. Der König wollte ostentativ den alten Diener seiner verstorbenen Schwester, der Kaiserin Friedrich, auszeichnen. Nach der Quadrille sprach der König wieder mit mir über Politik. Er meinte:

„Ich habe die friedlichsten Absichten, ich wünsche ein gutes Verhältnis mit Deutschland. Ich werde Ihnen einen Brief mitgeben für den Kaiser, worin ich ihn zum Herbst nach Windsor zur

Jagd einlade. Dies wird gewiß bei Ihrem Kaiser und in Deutschland einen guten Eindruck machen."

Kurz vor meiner Abreise, die ich dem König, ebenso wie mein Hotel genau angeben mußte, sandte er mir den Brief. Ich fuhr direkt nach Hamburg, wo unser Kaiser zum Hansapreis weilte und übergab das Schreiben. Der Kaiser hat die Einladung angenommen, und bei dem Besuch ist zwischen den beiden Monarchen alles gut verlaufen. Seine Majestät ging noch auf einige Wochen nach einem Schlosse in Highcliffe. Ich habe den König nur noch einmal gesehen, als er mit der Königin seinen Gegenbesuch in Berlin machte. Damals ereignete sich der für den Oberstallmeister so mißliche Vorfall, daß an dem Wagen, den die beiden Hohen Damen benützten, ein Pferd stehen blieb. Glücklicherweise hatte ich hinten einen Reservewagen, der sofort vorgeholt wurde, die Unannehmlichkeit war aber doch geblieben, daß die beiden Kaiserinnen umsteigen mußten. Natürlich war es für unseren Kaiser sehr peinlich, was jeder Mensch, auch der betroffene Oberstallmeister, einsehen muß. Es blieb eine Blamage, das ist nicht wegzuleugnen, und es ist durchaus verständlich, daß mir der Kaiser, als dem verantwortlichen Ressortchef, in Gegenwart der Königin von England eine diesbezügliche Rüge erteilte. Abends meinte König Eduard:

„Lieber Reischach, machen Sie sich nichts daraus, was heute morgen passiert ist. Jeder Mensch, der mit Pferden zu tun hat, weiß, daß so etwas vorkommen kann."

Ich bin überzeugt, daß es dem König für mich sehr leid getan hat. Er hatte in Erinnerung an seine Schwester eine gewisse Vor-

liebe für mich. Auch dachte er wohl daran, daß bei seinem ersten Auftreten als König bei der Beerdigung seiner Mutter die Pferde vor der Lafette, auf welcher der Sarg der Königin stand, vor dem kleinen Berg in Windsor versagten. Prinz Louis Battenberg, welcher damals mit seinen Matrosen im Spalier stand, ließ die Stränge durchschneiden und die Leiche der Königin durch die Matrosen zum Mausoleum ziehen. Ich bin ja auch ganz anderer Ansicht über den König als die meisten Deutschen. Der König hatte Deutschland gerne; er wollte bestimmt keinen Krieg. Natürlich wollte er von uns nicht überflügelt werden. Aber ich möchte annehmen, wenn er länger gelebt, mit seinem praktischen Verstand und mit seinem Einfluß, den er in der Welt besaß, hätte er den von Sasonoff, Poincaré und Iswolsky betriebenen Krieg nicht zugelassen. Wäre der Krieg ihm unvermutet gekommen, hätte er die Verschiebung des Gleichgewichts auf dem Kontinent zuungunsten Englands bestimmt nicht erlaubt, auch nimmer den Sturz der russischen Dynastie. Er hätte Mittel und Wege gefunden, den Krieg rechtzeitig abzublasen und hätte aus unserem Friedensangebot im Jahre 1916 bestimmt eine brauchbare Verhandlungsbasis geschaffen. Die Zerstörung Europas durch diesen wahnsinnigen Ermattungskrieg hätte Eduard VII. nicht mitgemacht.

Was ist der heutige Erfolg des Krieges? Ist nicht auch Frankreich zur Ader gelassen, und, was aus Rußland geworden, spottet jeder Beschreibung. Wieviel Jahre werden die Völker brauchen zu ihrer Erholung? Und auch Amerika, welches durch seinen späten Eintritt in den Krieg so gut wie nicht gelitten und alles Gold besitzt, braucht den Wiederaufbau der alten Welt zur Er-

Rekrutenvereidigung in Potsdam.
Kaiser Wilhelm II. auf Herkules, dem ersten vom Verfasser
für den Kaiserl. Marstall gekauften Pferde

haltung seines Wohlstandes. Deswegen bin ich auch der Ansicht, in dem Augenblick, da ich dies schreibe, daß wir den Londoner Vertrag annehmen müssen. Es ist wenigstens ein Anfang. Unsere Industrie und Landwirtschaft bedarf dringend der amerikanischen Hilfe, und wenn wir ablehnen, werden wir infolge der Stillegung vieler Betriebe, der daraus entstehenden Arbeitslosigkeit, des Niederbruchs der Landwirtschaft, noch schwereren Zeiten entgegengehen. Ich bilde mir gewiß nicht ein, alles immer richtig zu beurteilen, aber diejenigen Landsleute, welche jetzt in unserem Niedergang versteckt den Krieg predigen, versündigen sich an unserem Vaterlande. Wir werden ja wieder hochkommen und unsere Stellung wie früher einnehmen. Wir brauchen ein stehendes Heer, das die Größe unseres Vaterlandes bedeutete, um unsere Jugend zu erziehen. Aber all dies muß langsam aus sich heraus kommen und nicht durch törichte Kapp- und Hittlerputsche. Ich glaube in solchen Demagogen vor allem nur die Motive von Eitelkeit und Machthunger zu sehen.

Die folgenden Jahre gingen in scharfer Arbeit dahin, immer in dem Bestreben, den Marstall auf die möglichst große Höhe zu bringen. Ich versuchte auch, zu meiner Instruktion die andern Marställe zu besichtigen. So sah ich den bayrischen, sächsischen, württembergischen und badischen Stall. Auch nach Wien fuhr ich. Leider war mein damaliger Kollege, der charmante Fürst Lichtenstein, mit dem Kaiser Franz Joseph in Budapest. Er beauftragte aber den ersten Hofstallmeister, den Grafen Ferdinand Kinsky, den nachmaligen Oberstallmeister, Bruder meines Freundes, des Fürsten Karl, mir eine große Stallparade zu zeigen, d. h. alle Auf-

machungen bei den verschiedensten Gelegenheiten, Fronleichnamsprozessionen usw., und den ganzen täglichen Dienst. Im täglichen Dienst wurde nicht viel verlangt. Der Marstall hatte nur den Kaiser, den Erzherzog Franz Ferdinand, den Oberstallmeister und den ersten Hofstallmeister zu fahren. Der Reitstall war sehr klein, da der alte Kaiser ja nur noch bei Paraden und Manövern ritt. Zum Marstall gehörte noch die sehr interessante spanische Reitschule. Außerdem unterstanden dem Oberstallmeister zwei große Gestüte.

Im Jahre 1907 hatten wir Kaisermanöver in Hannover und Westfalen. Bei der Kaiserparade in Hannover stürzte Seine Majestät vom Pferde, unberufen der einzige Akzident während meiner Oberstallmeisterzeit. Der Unfall verlief aber ohne schlimme Folgen für seine Majestät. Auch waren wir ohne Schuld, denn wir hätten Seiner Majestät ein anderes Pferd vorführen lassen. Der Kaiser hatte aber darauf bestanden, ein von ihm bezeichnetes Pferd zu reiten, was noch nie vorgekommen war, trotzdem Holzing und ich davon abrieten, da wir es für diesen Zweck noch nicht für zuverlässig hielten.

Im Jahre 1908 bezog unser ältester Sohn Eck die Universität Paris, wo er oft im Hause seiner Tante, der verwitweten Fürstin Karl Egon Fürstenburg, jetzigen Gräfin Jean Castellane, gastlichste Aufnahme fand. Im Juni 1908 fand in Wien zur Feier des 60jährigen Regierungsjubiläums Kaiser Franz Josefs ein historischer Festzug statt unter Leitung meines kunstsinnigen Vetters, des Grafen Hansl Wilczek, des bekannten Schloßherrn von Kreuzenstein, mit seinen berühmten Sammlungen. Er hatte unserer

Familie die Freude zugedacht, in diesem Festzuge den Verteidiger von Wien bei der ersten Türkenbelagerung, „Eck von Reischach", durch einen Nachkommen gleichen Vornamens darstellen zu lassen, wozu er unseren Sohn Eck erbat. Ich gebe nachstehend das Gedicht, welches der österreichische Volksdichter Johann Gabriel Seidl über jenen Ahn verfaßt hat.

ECK VON REISCHACH

In's Türkenlager stürmt es und ist doch Rast
Wer mag nur sein gezogen in toller Hast? —

Ein Häuflein kecker Krieger, an seiner Spitz ein Leu
Die machen tausend Heiden im Kampfe feig und scheu.

Vom Wall das Ringen schauend, steht Eck von Reischach da,
Denn Einen sieht er kämpfen, wie er noch Keinen sah.

Es folget ängstlich spähend sein Aug dem Helden nach,
Verliert ihn, sieht ihn wieder, — grad wie das Herz ihm brach.

Doch tollkühn stürzt das Häuflein in's tiefste Herz dem Feind,
Und ringet und erringet den lieben todten Freund.

Und Reischach sieht vom Walle die kühnen Kämpfer nahn
Und ruft beklommnen Herzens die Seinen schmerzlich an.

„Laßt mich den Helden schauen, der dort den Kranz erwarb,
Und seis ein Knecht, er fühle, daß er als König starb."

Sie gehen, kommen wieder, sie schauen sich schmerzlich an:
Sie wollen ihn nicht bringen, den frühverklärten Mann.

Doch schauen will ihn Reischach, gehorchen muß die Schaar,
Und langsam kommt die Bahre mit schwarzem Sammttalar.

Und während Reischach schweigend auf's Opfer niedersieht,
Und langsam von der Leiche die Trauerdecke zieht:

Dich, ruft er, soll man kennen, Dich, jugendlicher Held!
Dein Volk, das soll Dich nennen und segnen Dich die Welt.

Doch sprich, wer bist Du, Jüngling? — Mein Sohn! — „Sein Sohn"
[schallts nach,
Und Allen mit dem Vater das Herz im Busen brach.

Das Knie halb eingesunken, den Lorbeer in der Hand,
So küßt er heiß den Leichnam und ruft dann neu ermannt:

„Die Feinde sollen weinen, kommts an die Rache dran,
Doch unser Blick, der blicke sein Lob zum Himmel an:

Wer solch ein junges Leben gab für des Landes Glück,
Drängt selbst im Vaterauge den Schmerz mit Lust zurück!"

Johann Gabriel Seidl

1909 wurde das Korps Borussia in Bonn, infolge allzu weit getriebenen Studentenulks und des mißlichen Zusammenfallens mehrerer solcher Fälle, kurz nach einer von seiten des Universitätsgerichts erlassenen Warnung auf ein Semester suspendiert. Wenn ich auch in keiner Weise beschönigen will, was damals ausgelassene Studentenjugend unternahm, so möchte ich andererseits bemerken, daß die Presse die Sache aufgebauscht und unnötig Staub aufgewirbelt hatte und der Sache eine Bedeutung beimaß,

Erste Lieferung vom Verfasser bei Woltmann bestellter Pferde

die sie nie gehabt. Mich berührte die Angelegenheit, abgesehen davon, daß mein ältester Sohn gerade aktiv war, besonders, da ich Vorsitzender des Alte-Herren-Komitees war. Ich hatte in diesen Tagen den Kaiser — wie immer, wenn er von Reisen zurückkam — auf dem Bahnhof zu empfangen. Der Kaiser begrüßte mich mit den Worten:

„Das sind ja schöne Dinge, die sich in Bonn abgespielt haben. Ich werde wahrscheinlich dem Korps mein Band zurückschicken, da ich schwer als Kaiser Mitglied einer Korporation bleiben kann, die suspendiert ist."

Ich entgegnete:

„Ich bitte Euer Majestät, dies nicht zu tun und mir morgen früh zu gestatten, in dieser Angelegenheit Vortrag zu halten."

Der Kaiser stimmte zu. Ich eilte sofort zu meinem Korpsbruder, dem klugen Grafen Hugo Lerchenfeld, und wir entwarfen einen Brief, den ich am andern Morgen Seiner Majestät zur Unterschrift an das Korps vorlegen sollte, worin der Hohe Herr in eindringlicher Weise an seine leichtfertigen jungen Korpsbrüder ernste Mahnungen richtete, doch für alle Zeiten eingedenk zu sein der Tradition des Korps und solche Streiche zu unterlassen. Der Kaiser unterschrieb den Brief, und dies ist wieder ein Beweis dafür, daß er sich Entgegenhaltungen bei richtiger Begründung und in richtiger Form nicht verschloß.

In diesem Jahre verlor ich meine liebe Mutter. Wenn ich sie auch infolge meines Lebens in Norddeutschland nur wenig sah, so milderte dies nicht die Größe des Schmerzes über das definitive Aufhören des Elternhauses.

Unsere Tochter Lily erkrankte im selben Jahre an Gelenk-
rheumatismus. Zweimal gebrauchte sie Kuren in Wiesbaden, drei-
mal in Pystian in Ungarn, zweimal war sie an der Riviera und
einmal in Spanien, um Sonne und Wärme zu genießen. Leider ent-
wickelte sich daraus ein chronisches Leiden, und im Jahre 1916
wurde uns das geliebte Kind entrissen und von ihrem Leiden er-
löst. Ein halbes Jahr vor ihrem Tode verlobte sie sich mit ihrem
Vetter, dem Prinzen Heinrich XXXVII. Reuß, der im Kriege ein
tüchtiger U-Bootkommandant war. Dieses halbe Jahr ihrer Ver-
lobung war für das liebe Kind eine glückliche Zeit.

Im Herbste hatten wir Paraden in Berlin, Karlsruhe und Stuttgart,
Kaisermanöver in Süddeutschland mit dem Hauptquartier in Mer-
gentheim und Königsmanöver in Sachsen, welche nicht Generalobers
von Moltke, sondern der Erbprinz von Meiningen leitete. In Stuttgart
verlieh mir Seine Majestät der König von Württemberg — mein
engerer Landesherr — das Großkreuz des höchsten württembergi-
schen Ordens. Als ich damit geschmückt zum Paradediner in
Schlosse erschien, kam ein Minister auf mich zu: „Ich gratuliere
Euer Exzellenz zu dieser hohen Auszeichnung, es war nicht
Staatsministerialbeschluß, sondern Allereigenste Willensmeinung
Seiner Majestät." Es war freundlich gemeint, klang aber wie das
Gegenteil. Als ich abends im Klub erschien, erhob sich bei allen, die
das Abendblatt mit den Auszeichnungen gelesen, eine lebhafte Kritik
an dieser Verleihung. „Es ischt unerhört, daß der König dir diese
Auszeichnung verliehen hat, die nur drei im Lande besitzen, einem
Menschen, der nach Preußen gegangen! Es richtet sich nicht gegen
dich, muß aber in der breitesten Form besprochen werden."

Da Seine Majestät zwischen der Stuttgarter und Karlsruher Parade noch drei Tage den österreichischen Manövern in Mähren beigewohnt hatte, so war dies für den Marstall der anstrengendste Herbst, den ich je mitgemacht. Es war recht interessant, in Mähren den alten Kaiser Franz Joseph mehrere Tage beobachten zu können. Den Tag über im Gelände bei der Truppe immer noch der elegante Reiter, geistig ganz frisch, der vornehme, liebenswürdige, große Herr, wie ich ihn vor 24 Jahren kennengelernt. Abends bei der Tafel hatte er eine Liste der Eingeladenen neben sich liegen und besah sich jeden einzelnen mit einer Lorgnette. Nach Tisch rauchte er eine Virginia und machte eifrig Cercle. Ich war erstaunt, wie der alte Herr noch ohne jede Hilfe auf das Pferd stieg und absaß. Freilich ritt er kleine edle Pferde.

Bei den Manövern in Sachsen war zweimal Diner beim König in der schönen alten Burg in Meißen, mit der ganzen Silberpracht König August des Starken auf der Tafel und herrlichem Meißner Porzellan. Ich war froh, als diese anstrengenden vierzehn Tage zu Ende waren. 1910 hatten wir bei schlechtestem Wetter Manöver in Ostpreußen zwischen I. und XVII. Korps, das Hauptquartier beim Fürsten Dohna in Schlobitten. In diesem Jahre wurde ich Oberst.

1911 hatten wir Kaisermanöver im Mecklenburgischen, und, wenn ich mich recht entsinne, zum erstenmal unter Beteiligung von Fliegern, die im Weltkriege eine so große Rolle spielen sollten. Nach dem Manöver besuchte ich mit dem Hauptmann Zeyß und Herrn Katzenstein die Automobilausstellung in Paris. Dort machten mich die beiden Herren auf die große Entwicklung der

französischen Flugtechnik aufmerksam, verfaßten einen Bericht darüber und baten mich dringend, im Interesse unseres Landes ihn Seiner Majestät zu unterbreiten. Der Bericht erregte die Aufmerksamkeit des Kaisers in hohem Grade, so daß er ihn an den Generalstab weitergab.

1912 erkrankte meine Frau schwer an einem innerlichen Leiden, wurde aber von dem leider jetzt verstorbenen Professor Rotter durch eine glänzende Operation gerettet. Sie hat drei Monate im Hedwigskrankenhaus gelegen, von den herrlichen Schwestern auf das glänzendste gepflegt, in derselben Stube, in welcher ich im Jahre 1918 über ein Jahr verbrachte. In diesem Jahre feierten wir im Kreise vieler Verwandten und unserer geliebten Kinder die silberne Hochzeit in Rauden. In diesem Jahre starb der Feldmarschall von Hahnke, zu dessen Beisetzung stellte Seine Majestät das neue Trauergepränge zur Verfügung, das gerade fertiggestellt worden war. Leichenwagen und Pferdedecken bei der Beisetzung von Mitgliedern des Königlichen Hauses aus violettem Samt; bei Mitgliedern des Hofes aus schwarzem Samt, auf die Decken das preußische Wappen in Gold gestickt; die Pferdeköpfe trugen schwarzweiße Pferdebüsche, das Ganze machte einen imposanten Eindruck.

1913 fand die Hochzeit der Prinzessin Viktoria Luise mit dem Herzog von Braunschweig statt, eine ereignisvolle Episode im Hohenzollernhause; konnte doch durch diese Eheschließung der alte Groll des Welfenhauses als erloschen betrachtet werden. Da der Herzog von Cumberland auf die Regierung in Braunschweig verzichtete, so konnte sie der junge Herzog antreten. Zur Hochzeit

Zwei Trakehner Hengste des Marstalls, gefahren vom Verfasser

erschienen, außer vielen andern Fürstlichkeiten, der König und die Königin von England und Kaiser Nikolaus von Rußland. Es waren wieder einmal heiße Tage für den Marstall, aber alles lief glatt ab. Bei der Abreise sagte mir der König von England:

„Der Stall und alles, was ich von ihm gesehen, hat mir so gut gefallen, daß ich Ihnen den Leiter meines Stalles nach Berlin senden werde, damit er sich alles ansieht."

Im Dezember ist er auch gekommen. Ich zeigte ihm in drei Tagen alle unsere Anspannungen und die Pferde unter dem Reiter. Er schien sichtlich befriedigt und schrieb mir später u. a. aus England:

„I am sincerely sorry for you, knowing well how you will miss the work that you have brought to such a pitch of perfection. It was a revelation to me and I appreciated more than I can tell you the admirable way in which the smallest details had been considered and also the beautiful lot of horses you had collected together and had trained so well for the work they had to do. I shall certainly adopt your system of having the young horses broken to the saddle and well ridden, before they are put to harness, as I am convinced it can do nothing but good, especially to a horse's style of going, and giving him a good mouth and manners."

Dieser Brief eines Engländers war für meine Mitarbeiter und mich, für das gesamte fleißige Personal, die größte Befriedigung.

Oberhofmarschall bei Kaiser Wilhelm

Seine Majestät hatte mir nach der Hochzeit der Prinzessin durch Graf Eulenburg bestellen lassen, ich solle mich darauf vorbereiten, am 1. Januar das Amt des Oberhofmarschalls zu übernehmen und den Stall abzugeben. Der Graf würde dann nur noch das Amt des Hausministers führen, bei seinem Alter könne er die Führung der beiden großen Ressorts nicht mehr bewältigen. Mein Herz hing am Stall. Das Oberhofmarschallamt übernehmen zu sollen, sagte mir in keiner Weise zu. Ich kannte meinen Charakter, war in manchen Dingen mit meinem Hohen Herrn nicht derselben Ansicht und bat daher den Grafen Eulenburg, Seiner Majestät meinen ehrfurchtsvollsten Dank zu unterbreiten für das mir durch dieses Anerbieten bewiesene Vertrauen, mit der Bitte, von meiner Ernennung aber Abstand nehmen zu wollen, da ich mich für den Posten nicht geeignet erachtete. Ich weiß nicht, ob Graf Eulenburg sich meines Auftrags entledigt hat, jedenfalls hat mich der Kaiser die nächsten sechs Wochen auf die Angelegenheit nicht angesprochen. Ich hatte Seine Majestät dienstlich nach Hamburg zu begleiten; es wurde an Bord der Yacht Hohenzollern gewohnt. Vor dem Gottesdienst, den der Kaiser immer persönlich abhielt, sah ich Seine Majestät auf Deck promenieren. Ich ging an ihn heran und fragte, ob ich etwas vortragen dürfe. Auf die Bejahung sagte ich:

„Majestät haben mir durch Graf Eulenburg eröffnen lassen, daß ich für das Amt des Oberhofmarschalls in Aussicht genommen sei. Wie Euer Majestät dieses Amt mit der Person des Grafen August Eulenburg ausgebaut haben, ist es der Ausdruck

des größten Vertrauens, mir dasselbe übertragen zu wollen. Ich bitte, dafür meinen untertänigsten Dank abstatten zu dürfen, aber von meiner Ernennung Abstand zu nehmen. Ich weiß, daß der Untertan sich seine Ämter nicht aussuchen darf, also mit dem Augenblick, wo ich dieses Amt ablehne, kann ich auch nicht länger Oberstallmeister bleiben. Ich war in dieser Stellung sehr glücklich und scheide mit Befriedigung und mit Dank für all die Güte, die ich erfahren durfte. Außerdem werde ich im nächsten Jahre sechzig Jahre alt."

Der Kaiser:

„Ich verstehe Sie nicht; Sie waren bei meinem Großvater, bei meinem Vater, bei meiner Mutter und jetzt zehn Jahre bei mir. Ich habe mit Ihnen gerechnet und geglaubt, auf Sie zählen zu dürfen, was soll das heißen? Sie setzen mich in die größte Verlegenheit, da ich augenblicklich niemanden für die Stellung habe."

Ich antwortete:

„Ich eigne mich nicht für die Stellung. Ich habe in manchen Dingen abweichende Ansichten von denen Euer Majestät, und ich würde das Amt nicht zur Zufriedenheit Euer Majestät führen können. Im Marstall war dies ganz anders, da ließen Majestät mich nach meinem Ermessen schalten und walten."

Der Kaiser entgegnete ziemlich heftig:

„Ein Preuße hätte niemals gewagt, seinem König in dieser Weise den Stuhl vor die Türe zu stellen."

„Das ist der härteste Ausdruck, den Euer Majestät benützen konnten, denn nun zwingen Euer Majestät mich zu diesem Amte. Aber ich bitte, mir immer mein freies Wort in der neuen Stel-

lung zu gestatten, mich ernst zu nehmen, mich dementsprechend zu behandeln und mich zu empfangen, wenn ich darum bitte."

Darauf gab mir Seine Majestät die Hand. Es ist ein neuer Beweis, daß man mit Seiner Majestät offen sprechen konnte, und ich halte die Art für richtiger, als das Wort, das ich so oft von einem Staatsmanne gehört und das mir immer in den Ohren gellt: „Wie Euer Majestät eben so richtig bemerkten."

Am 1. Januar 1914 habe ich mein Amt angetreten. Hofmarschall war der Graf Oscar von Platen-Hallermund, einst Seeoffizier, Kommandant der Yacht Hohenzollern, ein holsteinischer Edelmann. Die Geschäfte des Hausmarschalls übernahm der General à la suite von Gontard, langjähriger Erzieher der Prinzensöhne. Einführer des Diplomatischen Korps war zu jener Zeit mein langjähriger Freund Eugen von Roeder, der selbst im Auslande viel gereist, sein Amt auch während des Krieges mit Geschick und Takt geführt hat. Da nach sechs Monaten der Krieg ausbrach, so habe ich in der neuen Stellung keine Dienste leisten können, denn dieselbe war im Kriege ganz ohne Belang. Jedenfalls hat mir der Kaiser auch in dieser Stellung in meinem Ressort immer mein freies Wort gestattet.

Silvesterabend hatten wir die Gewohnheit, schon seit Jahren alle Verwandten und guten Freunde bei uns einzuladen. In diesem Jahre fand dieses Fest nicht mehr in der so lieben Wohnung in der Breiten Straße im Marstall statt, sondern schon in der neuen Dienstwohnung im niederländischen Palais Unter den Linden. Ich entsinne mich genau, daß ich den Abend ungemein traurig war, erstens übernahm ich die Stellung sehr ungern, und zweitens hatte

ich eine Ahnung, als ob wir schweren Zeiten entgegengingen. Es war nicht leicht, sich in das umfangreiche Amt hineinzuarbeiten, und ich hatte die ersten Monate wenig freie Momente. Ich hatte arges Heimweh nach meiner alten Tätigkeit. Ich überanstrengte mich, hatte auch keine Zeit, mir Bewegung zu machen, an welche ich als Oberstallmeister so sehr gewöhnt war. Nur am Schreibtisch sitzen, zu Diners, Bällen und Gesellschaften gehen, endlos aufbleiben bis in die späte Nacht, dazu das frühe Aufstehen, das bekam mir schlecht. Ich hatte meist schon vor neun Uhr Vortrag bei Seiner Majestät, mußte ihn vorher zusammenstellen; dies alles wirkte ungünstig auf meine Gesundheit ein, so daß ich die Majestäten nicht auf die übliche Reise nach Korfu begleiten konnte, sondern auf vier Wochen zur Erholung mit meiner Familie nach Meran ging. Dort verbrachte ich die letzten glücklichen Wochen meines Lebens. Ich erholte mich schnell, so daß ich nach Rückkehr der Majestäten nach Deutschland meinen Dienst in Straßburg wieder aufnehmen konnte. Nach kurzem Aufenthalt daselbst, in Urville und Wiesbaden, kehrte der Hof nach Potsdam zurück und das letzte größere Hoffest, welches stattfand, war das sogenannte Schrippenfest, das Stiftungsfest des Lehrinfanteriebataillons. Es fand bei herrlichstem Wetter statt. Ich begleitete Seine Majestät nach Hamburg und zur Kieler Woche, durfte auf der neuen Segelyacht des Kaisers mitsegeln. Die neue Yacht schien mir glänzend gelungen, obgleich ich von Yachten gar nichts verstehe. Aber ich war so glücklich, nicht seekrank geworden zu sein, da ich auf einem Dampfer meist schon im Hafen von dieser Krankheit befallen wurde.

Konopischt und Krieg

Am 28. Juni traf in Kiel die Nachricht von der Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand und seiner Gemahlin, der Fürstin Hohenberg, ein. Der Kaiser, welcher gerade segelte, ließ die Standarte auf Halbmast setzen, brach die Kieler Woche ab und kehrte nach dem Neuen Palais zurück. Mich berührte die Schreckensnachricht ganz besonders, da ich Seine Majestät vierzehn Tage zuvor nach Konopischt begleitet und die liebenswürdigste Gastfreundschaft der Herrschaften dort genossen hatte. Der Besuch galt der prachtvollen Rosenzucht des Erzherzogs, die unseren Kaiser -- ein Erbteil seiner Mutter, die Freude an den Blumen -- so ungemein interessierte. Der Erzherzog hatte für diesen Aufenthalt viele angenehme und interessante Menschen eingeladen, so daß man den Besuch in jeder Weise als gelungen betrachten konnte. Ich hatte in Kiel bei dem Empfang der Trauerbotschaft recht pessimistische Gedanken und sah dem Verlassen des englischen Panzergeschwaders aus dem Kieler Hafen mit dem Gefühl zu: werden diese Feuerschlünde sich nicht bald gegen uns richten? Denn darüber war ich mir klar, Bülows verhängnisvolle Politik hatte uns dahin geführt, daß England im Falle eines Weltkrieges in den Reihen unserer Gegner zu suchen sei. Der Kaiser wollte seinem Freunde, dem verstorbenen Erzherzog, die letzte Ehre erweisen, und ich hatte in diesem Sinne an den ersten Obersthofmeister des Kaisers Franz Joseph, den Fürsten Montenuovo, auf

Befehl meines Kaisers telegraphiert. Der österreichische Kaiser bat aber, von dem Kommen Abstand zu nehmen.

Am 5. Juli empfing unser Kaiser im Neuen Palais den österreichischen Botschafter, den Grafen Szögyényi, welcher ein Memorandum seiner Regierung überreichte. Unsere Feinde wollen diesen Tag mit aller Gewalt zu einem Kriegsrat gestempelt haben. Kein Wort davon ist wahr. Das Memorandum enthielt auch nichts von dem Wortlaut der Note, welche Österreich drei Wochen später an Serbien richtete. Wäre der Wortlaut in Berlin bekannt geworden, so hätte die deutsche Regierung, bestimmt aber der vorsichtige und kluge Herr von Jagow, energisch protestiert. Seine Majestät trat seine übliche Nordlandreise an. Ich fuhr nach Karlsbad. Meine Frau war in Grafenegg bei meiner Schwägerin Ratibor, meine Tochter in Pystian; mein jüngster Sohn hatte mich für einige kurze Urlaubstage in Karlsbad aufgesucht. Ich war in großer Sorge und sprach mich oft in diesem Sinne mit meinem langjährigen Freunde aus, dem Gesandten von Treutler, und, als wir den Wortlaut des Ultimatums Österreichs an Serbien gelesen, sagten wir uns, das bedeutet den Weltkrieg. Der Generaloberst von Moltke, welcher ebenfalls in Karlsbad weilte und leider schon seine zweite Kur in diesem Jahre dort brauchen mußte, was auf keinen guten Gesundheitszustand schließen ließ, beschloß, am 26. Juli abzureisen. Vor seiner Abreise saßen Treutler und ich mit ihm noch eine Stunde zusammen, gemeinsam besprechend, was wohl kommen könnte. Am 27. Juli verließen Treutler, mein Sohn und ich auch Karlsbad.

Der Kaiser traf von seiner jäh abgebrochenen Nordlandreise

im Neuen Palais ein. Ich bin die ganze Zeit bis zur Kriegserklärung um ihn gewesen und kann bezeugen, daß der Kaiser in der größten Sorge war und nur einen Gedanken hatte, den Krieg zu vermeiden. Dies war nicht mehr möglich. Zu sehr hatten die Kriegshetzer in Rußland und in Frankreich durch jahrelange Arbeit alles dazu getan, den Krieg zu Wege zu bringen, und das damals nicht weitsichtige England, welches allein in der Lage war, den Krieg zu verhindern, hat nichts dafür getan. Die nächsten vierzehn Tage nach der Kriegserklärung verbrachte der Hof in Berlin. Meine Frau und Tochter waren zurückgekehrt, und meine Frau war in größter Sorge, die beiden geliebten Söhne ins Feld ziehen zu sehen. Ich konnte ihr ja auch keine Beruhigung geben und sagte ihr, wir müßten mit der harten Möglichkeit rechnen, daß uns in diesem schwersten aller Kriege beide Söhne entrissen werden. Meine Frau beschloß, sich den Krieg über der Krankenpflege zu widmen und hat bis zum Ende des Krieges im Hedwigskrankenhaus mit seltener Aufopferung durchgehalten.

Von dem General von Moltke, der bei seiner vornehmen, edlen Natur ein kluger Mann war, freilich nicht mehr der Stärkste an Gesundheit, habe ich nie verstanden, daß er bei Kriegsausbruch — er mußte seine Mitarbeiter doch kennen — nicht sofort den General Ludendorff, den ich als Politiker nicht bewundere, zum Leiter der Operationsabteilung berief. Unter seiner Mitarbeit wäre die Marneschlacht wohl anders ausgefallen. Er hätte das alte Schlieffenwort sicher beherzigt, er hätte die Verbindung der Armeen untereinander und zur Obersten Heeresleitung straffer gehalten und sie zu sich selbst durch entsprechendes Vorverlegen des

Hauptquartiers gekürzt. Dann wäre der Fall Hentsch niemals möglich gewesen. Die Ära Falkenhayn brachte niemals das, was man sich gewünscht und erhofft hatte. Das Anrennen gegen Verdun, wo wir die Besten unseres Volkes liegen ließen, kann man nicht als Erfolg buchen, und das, was zu dieser Zeit im Osten gelang, muß man doch dem Dreigestirn der nördlichen Ostleitung, Hindenburg, Ludendorff und Hoffmann anrechnen, obwohl sie niemals an Kräften das zur Verfügung hatten, was für den Vernichtungsschlag und die endgültige Liquidation des Ostkrieges nötig gewesen wäre. Der Plan zum Durchbruch von Gorlice soll dem Kopfe des Feldmarschalls Conrad von Hötzendorf entsprungen sein und nicht dem der Obersten Heeresleitung. Militärisch will ich mich über den Weltkrieg nicht weiter verbreiten, über den aus Fachkreisen in den letzten Jahren Vieles und Gutes der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden ist, doch möchte ich mir in politischer Hinsicht einiges zu bemerken erlauben, das sich vor mir als dem stillen Beobachter näher vollzog, als die Arbeit des Soldaten. Mit Bedauern sah ich bei der Fortdauer des Krieges die sich täglich mehrende Einmischung der Obersten Heeresleitung in die Politik, sowohl in die innere, wie vor allem in die äußere. Wenn später die Generale und ihre Berater — teils verantwortlich, teils unverantwortlich — dieses Eingreifen in fremde Geschäfte damit begründen und vielleicht entschuldigen wollten, daß der Politik die Führerhand fehlte, so kann man ihnen den großen Vorwurf nicht ersparen, daß sie von der Vorbereitung des Dolchstoßes, der nach ihrer Ansicht allein unsere Niederlage veranlaßt haben soll, nichts gemerkt haben; er mußte

von Genies rechtzeitig erkannt und ihm entsprechend entgegengetreten werden. Denn derjenige, der nach dem Hinzutritt Amerikas dreiundzwanzig feindliche Nationen auf die Knie zwingen will und die Politik leiten, nachdem der große Schlieffenplan nicht angewendet worden war, mußte fast mehr können als ein Friedrich der Große. Wenn auch das alte Wort immer noch Geltung hatte, daß der Krieg die Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln bedeutet, so dürfen der Kanzler und der Außenminister nicht kaltgestellt und die Geschäfte der Oberpräsidenten gänzlich in die Bureaus der stellvertretenden kommandierenden Generale verlegt werden. Die alte Bestimmung, die auf dem Belagerungsgesetz basierte und mit zur Herbeiführung der obengeschilderten Verhältnisse beitrug, war gewiß in ihren Grundzügen gesund und für kriegerische Zeiten ein Erfordernis, solange sie im Zeitmaß nicht über den Umfang früherer Kriege oder innerer Unruhen hinausging. Für den modernen, jahrelangen Krieg mußten gesetzliche Abänderungen gefunden werden, die den sich ergebenden Verhältnissen Rechnung trugen. Die Militarisierung der Heimat hatte ohnehin für die lange Dauer eines Krieges die große Lücke, daß Frontdienst im Heere und Arbeitsdienst in der Heimat nicht im richtigen Verhältnis zueinander standen. Wenn auch später in Erkenntnis dieser Mängel Abänderungen getroffen wurden, so kamen sie zu spät. Gerade in diesem Mißverhältnis zwischen Front und Heimat möchte ich auch einen der tieferen Gründe der Ereignisse des Jahres 1918 suchen.

Ich kehre zum Ausbruch des Krieges zurück. Schweren Herzens sahen wir Eltern unseren zweiten Sohn an seinem Geburtstage

am 6. August in Potsdam ausrücken, unseren ältesten am 9. August. Das Allerhöchste Hauptquartier wurde am 16. August nach Koblenz verlegt. Dort hörten wir mit Freuden die ersten Erfolge in Belgien und Nordfrankreich, den Verlauf der Tannenberg- und Masurenschlacht, die Befreiung Ostpreußens von den Russen. Damals glaubte ich zuversichtlich an unseren Endsieg. In Koblenz starb mein Nachfolger im Marstall, der Freiherr von Esebeck, mein langjähriger Mitarbeiter. Seine Majestät übertrug mir unter Beibehaltung meiner Stellung als Oberhofmarschall die Leitung des Stalles bis auf weiteres, da der Vize-Oberstallmeister, Herr von Frankenberg, die Leibhusarenbrigade vor dem Feinde führte. Ich behielt den Stall noch zirka ein Jahr, bis Herr von Frankenberg, welcher wegen Erkrankung seine Frontverwendung aufgeben mußte, nach einer längeren Kur in Meran zum Oberstallmeister ernannt wurde.

Im Dezember 1914 wurde ich Generalmajor à la suite der Armee, unter Belassung der Uniform des Regiments der Gardesdukorps. Mit der Aussicht, die mir liebe Uniform bis an das Ende meines Lebens tragen zu dürfen, bereitete mir der Kaiser eine große Freude. Ich habe die vier Jahre des Krieges im Hauptquartier sehr gelitten, nicht in der Front für das Vaterland tätig sein zu können. Ich habe wiederholt den Chef des Militärkabinetts gebeten, bei Seiner Majestät meine Kommandierung zu einer Kavalleriedivision zu erwirken, hoffend, dann bald die Führung eines Regiments zu bekommen. Es wurde immer abgelehnt. Bei einem Besuche an der Ostfront klagte ich meinem Freunde, dem Generalleutnant Freiherrn von König, mein Leid. Dieser komman-

dierte eine Division im Landwehrkorps Woyrsch. Als König seinen tüchtigen Regimentsführer Höfer infolge schwerer Verwundung für längere Zeit verlor, ersuchte er den Generaloberst von Woyrsch, vom Kabinett für die Führung dieses Regiments mich zu erbitten. Der Generaloberst lehnte mit der Begründung ab:

„Ich kann von Seiner Majestät nicht seinen Oberhofmarschall zur Führung eines Regiments erbitten."

Im Hauptquartier in Koblenz überreichte der neuernannte österreichisch-ungarische Botschafter, Prinz Gottfried Hohenlohe, sein Akkreditiv. Er war ein sehr kluger Mann und hatte eine kluge, charmante Frau, die Tochter des Erzherzogs Friedrich; ich bin bei unseren kurzen Aufenthalten während des Krieges in Berlin immer gern in der gastlichen Botschaft gewesen. Es war interessant, sich mit dem Prinzen über die Lage zu unterhalten. Ich werde nie vergessen, daß er mir schon Ende 1915 sagte:

„Die Siege der deutschen Armeen auf allen Kriegsschauplätzen sind ja glänzend, und es wird Erstaunliches geleistet, aber man sollte anfangen, an Friedensverhandlungen zu denken, solange wir noch so dastehen wie jetzt. Wir in Österreich-Ungarn sind kein Nationalstaat wie Deutschland, sondern ein Nationalitätenstaat und haben die größten Schwierigkeiten, unsere Völker zusammenzuhalten. Einen langjährigen Krieg zu führen, werden wir nicht in der Lage sein, das muß mit unserm Zusammenbruch endigen. Und wenn wir erst zusammengebrochen, dann wird Deutschland allein auch nicht mehr standhalten können."

Ich habe im Verlaufe des Krieges und auch nach der Revolution oft an die prophetischen Worte dieses klugen Herrn denken

müssen. Im September kam das Hauptquartier von Koblenz nach Luxemburg, wo Seine Majestät bei dem deutschen Geschäftsträger von Buch wohnte, das Gefolge in Hotels. Im September wurde das Hauptquartier nach Charleville verlegt, wo wir im ganzen mit Unterbrechungen wohl anderthalb Jahre zugebracht. Es wurde in mehreren kleineren Häusern gewohnt, die Mahlzeiten bei Seiner Majestät eingenommen. Ende November 1914 besuchte der Kaiser das erstemal das Hauptquartier Ost in Posen, Armee Woyrsch. Auf dem Breslauer Bahnhof fand die erste Begegnung mit dem österreichisch-ungarischen Heerführer, Conrad von Hötzendorf, dem Erzherzog Karl, zukünftigen Kaiser, im Beisein des Feldmarschalls von Hindenburg und General Ludendorffs statt. An Weihnachten waren wir wieder an der Westfront. Am Weihnachtsabend war Bescherung des Hauptquartiers durch Seine Majestät mit nachfolgendem kleinen Diner. Denn für gewöhnlich fand nur ganz einfaches Essen statt, was Seine Majestät schon bei Kriegsausbruch für das Hauptquartier befohlen hatte, nicht erst als die Lebensmittel knapp wurden. Ich entsinne mich noch ganz genau, daß das Menu am 17. August, dem ersten Tag in Koblenz, aus Erbsensuppe mit Bratwurst bestand und Obst. Über das Leben im Hauptquartier müssen absichtlich ganz falsche Nachrichten verbreitet gewesen sein, denn ich erhielt im Jahre 1917 von der Redaktion einer Pfälzischen Zeitung die Mitteilung, im Volke ginge das Gerücht, es würde beim Kaiser so üppig gelebt. Ich habe damals der Redaktion aus der verflossenen Zeit vierzig verschiedene Menus eingeschickt mit dem Bemerken, ich sei bereit, die Richtigkeit zu beschwören. Weilte der Kaiser für längere Zeit an

der Ostfront, war das Hauptquartier in Pleß im Schlosse des Fürsten, welcher die ganze Zeit des Krieges Ordonnanzoffizier des Kaisers war. Wenn die Oberkommandos an den beiden Fronten besucht wurden, dann wurde im Sonderzug gewohnt. So haben wir wohl alle Oberkommandos in Frankreich, Rußland, Italien, Rumänien, Polen und Galizien besucht. Es wurden immer Deputationen der Truppenteile beordert, welche der Kaiser besichtigte und ansprach. Auch besuchte er stets die Lazarette und sprach mit den Verwundeten, auch mit denen unserer Feinde. Waren es Offiziere, so ließ der Kaiser sie erst fragen, ob ihnen sein Kommen genehm sei. Die deutschen Bundesfürsten sind alle im Hauptquartier gewesen, des öfteren auch der Kaiser Karl und der König von Bulgarien, auch einmal der türkische Thronfolger.

Im Jahre 1915 im Dezember besuchte Seine Majestät den Kaiser Franz Joseph in Schönbrunn. Es war einer der kältesten Tage des Jahres; infolgedessen konnte der österreichische Kaiser den unsrigen nicht auf dem Bahnhof empfangen, und ich werde das Bild nie vergessen, wie der Hohe Herr oben an der Treppe des Schönbrunner Schlosses stand, in der Friedensuniform unseres Franz-Regiments, mit dem Bande des Schwarzen Adlerordens, ein Bild der alten Zeit, etwas gebückt, aber sehr frisch in seinen Bewegungen, in vollster geistiger Frische, mit allen von uns ein freundliches Wort wechselnd. Es war das letztemal, daß ich den lieben alten Herrn sah. Nach seinem Tode im Jahre 1916 fuhr unser Kaiser nach Wien, um am Sarge des Heimgegangenen in der Kapelle der Burg ein Gebet zu verrichten. An der Beisetzungsfeier nahm unser Kaiser nicht teil, um dem Kaiser Karl dabei in

der eigenen Residenz den ersten Platz zu belassen. Bald nach dieser Wiener Reise wurde das Hauptquartier wieder nach dem Westen verlegt. Auf die Besitzer der Häuser, in denen der Kaiser und seine Umgebung wohnten, wurde die größte Rücksicht genommen. Es wurde ein genaues Protokoll geführt, wenn wir mit den Möbeln nicht reichten und in einem anderen Hause etwas entliehen wurde, und alles in Ordnung wieder übergeben. Ich habe die ganze Zeit in einem Zimmer gewohnt, in dem die Schränke mit den Sachen des Besitzers wohlverwahrt verschlossen standen, auch der Schreibtisch, so daß ich nichts wegschließen konnte und meine Sachen hingen die anderthalb Jahre im Zimmer herum. Die Armen der drei Orte, welche zu Charleville gehörten, hatten zu Weihnachten von Seiner Majestät namhafte Geldgeschenke erhalten. Leute, welchen es besonders schlecht ging, wurden monatelang aus der Königlichen Küche verpflegt. Das war der Kaiser, den die öffentliche Meinung in den Feindesländern so verfolgte und den sie hängen wollten, wenn sie ihn bekämen. Die Engländer, die uns doch stammesverwandt sind, sollten sich schämen, daß der Kaiser, von dem sie ganz genau wissen, daß er am Kriege unschuldig, in Holland als Verbannter lebt.

Ich will mich über den Krieg und seinen Verlauf, der für uns so traurig geendet, nicht weiter verbreiten, nur eine Episode ist mir im Gedächtnis sehr eingeprägt geblieben. Es war am 9. Januar 1917, am Tage des Kronrats, als ich im Plesser Schloß bei Herrn von Valentini an die Türe klopfte, um eine Angelegenheit mit ihm zu besprechen. Eine fremde Stimme rief herein. Bei meinem Eintritt erblickte ich den Reichskanzler von Bethmann, völlig zu-

sammengebrochen in einem Stuhl sitzend. Auf meine erschreckte Frage: „Haben wir eine Schlacht verloren?“ antwortete Bethmann:

„Nein, aber Finis Germaniae: soeben war Kronrat. Ich habe über eine Stunde gegen den verschärften U-Bootkrieg gesprochen, denn er wird uns den Eintritt Amerikas in den Krieg bringen. Das können wir nicht mehr vertragen. Die Technik hat in diesem Krieg so große Fortschritte gemacht, daß auch bestimmt Abwehrmaßregeln gegen unsere U-Boote erfunden werden. Die Amerikaner werden kommen, ich kann es nicht beweisen, aber es ist meine Überzeugung. Aber ich warne auf das eindringlichste vor diesem Beschluß.“

Herr von Bethmann fuhr fort:

„Als ich geendet, sprang der Admiral von Holtzendorff auf und sagte:

„Ich verbürge mich mit meinem Seeoffizierswort, daß kein Amerikaner das Festland betreten wird.“

Nachdem von Bethmann geendet, sagte ich ihm:

„Da Euer Exzellenz diese bestimmte Ansicht haben, die auch ich teile, so ist es meiner Meinung nach Ihre Pflicht, durch sofortiges Einreichen Ihres Abschiedsgesuches diesen unheilvollen Beschluß umzustoßen.“

Bethmanns Antwort:

„Ich kann durch mein Weggehen jetzt nicht die Zwietracht in die Nation werfen, wenn Deutschland im Begriffe steht, sein letztes Atout auszuspielen.“

Von diesem Augenblicke an habe ich nicht mehr an unseren Sieg

geglaubt, wenn man auch leider als Mitglied des Großen Hauptquartiers dies nicht offen zum Ausdruck bringen durfte, da zu leicht jedes Wort in diesem Sinne nachteilige Folgen für das Vaterland in schwerer Zeit hätte haben können.

Bei den Fahrten an die Front bin ich ganz zufällig öfters meinen Söhnen begegnet, im Jahre 1914 dem zweiten an der Westfront, ebenso einmal an der Ostfront und beiden einmal zusammen im Jahre 1917 kurz vor der Einnahme von Tarnopol. Der Kaiser hatte die große Güte, die beiden damals zur Tafel in den Sonderzug zu befehlen, so daß ich eine gute Stunde mit meinen beiden Söhnen verbrachte.

Im Jahre 1917 machte unser Kaiserpaar im Juli den österreichischen Majestäten einen Gegenbesuch in Laxenburg. Beim Diner saß ich neben dem österreichischen Ministerpräsidenten, dem Grafen Czernin. Er fragte mich:

„Wollen Sie zwei goldene Zigarettenetuis durch eine Wette gewinnen? Um eines habe ich schon mit einem Ihrer Landsleute gewettet. Jetzt lege ich Ihnen sogar zwei gegen ein Etui, daß im Oktober dieses Jahres unsere Feinde durch den U-Bootkrieg nicht auf die Knie gezwungen sind."

Ich mußte leider diese Wette ablehnen, da ich seine Ansicht teilte.

Im Jahre 1918, als wir gerade in Berlin waren, erschien in einem rechtsstehenden Blatte ein unfreundlicher Artikel gegen mich mit lügnerischen Behauptungen. Der Generaladjutant von Gontard, mein Mitarbeiter im Oberhofmarschallamt, hatte ihn mir vorgelegt, ehe ich zum Kaiser zum Vortrag ging. Da ich mein

ganzes Leben der Ansicht gewesen, Beleidigungen niemals durch eine Klage bei Gericht, sondern nur durch persönliches Eingreifen zu erledigen, nahm ich den Artikel mit und legte ihn Seiner Majestät vor, mit der Bitte, mir meinen Abschied zu bewilligen, da ich die Absicht hätte, durch alle mir zu Gebote stehenden Mittel den Redakteur des Blattes zur Nennung des Namens des Artikelschreibers zu zwingen, wozu ich als aktiver Hofbeamter nicht in der Lage sei. Der Kaiser lehnte ab mit der Motivierung, so etwas sei im Kriege nicht angängig, er würde eine Erklärung über mich in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung geben lassen. Dies geschah. Die Konservative Partei sandte mir meinen Freund und Regimentskameraden, Herrn von Kessel, mit dem Auftrage, mir zu eröffnen, der Vorstoß der ihr nahestehenden Zeitung sei ihr sehr unangenehm; sie habe nichts damit zu tun. Auch die Kreuzzeitung schrieb in diesem Sinne. Wohl ahnend, in welchen Kreisen ich den Schreiber dieses Artikels zu suchen habe, sagte ich mir, „aufgeschoben ist nicht aufgehoben", die Abrechnung kommt nach dem Kriege. Auch bis heute ist mir der Führer jener Feder unbekannt geblieben. Wenn er sich bei mir melden sollte, er sei mir hoch willkommen, ich bin gerne bereit, mit ihm abzurechnen. Bald darauf erfolgte meine schwere Erkrankung. Infolgedessen war ich am 9. November nicht im Hauptquartier. Ich bedaure, daß ich in jenen Tagen nicht um den Kaiser war. Den richtigen Entschluß zu fassen, war sicherlich sehr schwer. Ich hätte, wenn gefragt, mich dafür eingesetzt, an die vorderste Front zu fahren, das hätte meinem ganzen Wesen entsprochen. Der Kaiser ging nach Holland, um seinem Volk dadurch den Frieden, im Innern und nach außen, zu

erkaufen. Vielleicht war es richtiger, als meine Auffassung, um nicht nach dem Verlust von den Millionen von Menschen noch weitere Hekatomben zu opfern.

Von den letzten sechs Jahren kann ich nicht viel Schönes berichten, und ich möchte an das Dichterwort erinnern:

„Freunde, es gab schön're Zeiten,
Als die unsern, das ist nicht zu leugnen,
Und ein edler Volk hat einst gelebt.
Möchte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden Reden zeugen."

Im Jahre 1920 hatten wir die große Freude, daß sich das einzige uns gebliebene Kind, mein Sohn Eck, mit der reizenden Margarethe von Scheffel, der Enkelin des großen Dichters, verlobte. Ihr Vater und ihr einziger Bruder waren kurz nacheinander im Jahre 1913 gestorben, ihre Mutter ist die schöne, geistvolle Leoni von Scheffel. Da jenes Dichterhaus im Mannesstamm erloschen wäre, so hat mein Sohn mit Genehmigung der Familie Scheffel die württembergische Regierung gebeten, seinem Namen den Namen Scheffel beifügen zu dürfen, was genehmigt wurde. Im Jahre 1921 fand die Vermählung in der Schloßkirche zu Karlsruhe statt, unter großer Beteiligung von Verwandten und Freunden. 1923 wurde uns zu unserer größten Freude ein Enkelsohn geboren, der mit den geliebten Eltern das Glück unseres Alters bedeutet. Möge er dereinst seinem Vaterlande so dienen können, wie es mein patriotisches Herz erfleht. Im Jahre 1924 wurde uns auch noch ein Enkeltöchterchen beschieden.

Als ich die Schlußworte eben schreibe, kommt die kurze Mel-

dung aus Amerika: „Zeppelin III in Lakehurst glücklich gelandet". Endlich einmal wieder nach sechs Jahren eine gute Nachricht, eine Leistung deutscher Arbeit und deutschen Wagemuts. Möge es den Anfang für bessere Zeiten für unser armes Vaterland bedeuten!

Da ich mein Leben, gleich dem Meister Goethe, in Frankfurt begonnen, der mit meinem Urgroßvater Cotta in so innigen Beziehungen gestanden, so mag mir gestattet sein, mit einem Goethewort mein Buch zu schließen:

Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Übel und breitet es weiter und weiter;
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.
Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten, und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dies ist unser! So laß uns sagen und so es behaupten:
Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.